



# TATORT GOLGATHA

Gedanken über Leiden  
und Sterben Jesu

John E. MacArthur

## **Tatort Golgatha**

**John F. MacArthur**

### ***Gedanken über das Leiden und Sterben Jesu***

Paperback, 256 Seiten

Artikel-Nr.: 255958

ISBN / EAN: 978-3-89397-958-5

Alles ist bereit. Der Vorhang hebt sich zum letzten Akt. Gott befindet sich auf der Anklagebank. Sein Tod ist beschlossene Sache! Die Dramatik ist nicht zu überbeuten, die Ungeheuerlichkeit des Geschehens unfassbar, die Ungerechtigkeit schreit zum Himmel – als der tragische Mord an dem Sohn Gottes geschieht. Doch die moderne Gesellschaft ist so mit Berichten von Mord, Totschlag und Ungerechtigkeiten aller Art überschwemmt, dass jenes Geschehen uns wie ein zusätzliches Relikt der Ungerechtigkeit erscheint – verschüttet und begraben ...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Besuchen Sie für weitere Informationen bitte folgende Seite: [www.clv.de](http://www.clv.de)

clv



John F. MacArthur

# Tatort Golgatha

Gedanken  
über das Leiden  
und Sterben Jesu



Christliche  
Literatur-Verbreitung  
Postfach 11 01 35 • 33661 Bielefeld

1. Auflage 2004

© der amerikanischen Ausgabe 2000 by  
John F. MacArthur Jr./Word Publishing

Originaltitel: The Murder of Jesus

© der deutschen Ausgabe 2004 by  
CLV • Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

CLV im Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Übersetzung: Joachim Köhler

Satz: CLV

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

ISBN 3-89397-958-1

# Inhaltsverzeichnis

<b>Einführung .....</b>	<b>9</b>
<b>1. Der Plan, Jesus zu töten .....</b>	<b>15</b>
Wer brachte Jesus um? .....	15
Die Verschwörer beraten .....	20
Christus wird zu seinem Begräbnis gesalbt .....	28
Der Verräter und sein Geschäft .....	32
<b>2. Das Letzte Mahl .....</b>	<b>35</b>
Das Letzte Mahl wird vorbereitet .....	37
Die Feier des Mahls .....	40
Der Verrat wird vorausgesagt .....	43
Der Verräter wird entlarvt .....	46
Ein neues Mahl wird eingeführt .....	47
<b>3. Eine Warnung vor zu großer Selbstsicherheit .....</b>	<b>55</b>
Mangel bei den Jüngern .....	59
Volle Genüge bei Christus .....	62
<b>4. Der ringende Kampf in Gethsemane .....</b>	<b>69</b>
Seine Betrübnis .....	72
Sein Flehen .....	80
Seine Unterwerfung .....	83

**5. Der Kuss des Verräters ..... 89**

Der Mob im Anmarsch .....	91
Der Verrat .....	94
Ein Blutbad wird verhindert .....	98
Die Jünger fliehen .....	103

**6. Eine Farce: Der Prozess vor dem Hohenpriester ..... 107**

Ein feiger nächtlicher Prozess .....	112
Aufbieten falscher Zeugen .....	117
Ein verzweifelter Versuch, Jesus zur Selbstanklage zu zwingen .....	120
Ein im Voraus feststehendes Urteil .....	122
Brutale Grausamkeit .....	124

**7. Verleugnung durch Petrus ..... 127**

Faktoren im Vorfeld des Versagens .....	130
Geistliche Niederlage .....	138
Buße .....	144

**8. Der Morgen des Kreuzigungstags ..... 149**

Die Strategie des Hohen Rats wird festgelegt .....	149
Der Selbstmord des Judas .....	154
Die Scheinheiligkeit der Tempelverantwortlichen .....	161



## **9. Was soll ich mit Jesus tun? ..... 167**

Anklage der Menge .....	169
Pilatus' Urteil .....	173
Jesu Schweigen .....	175
Pilatus' Dilemma .....	177
Herodes ist am Zug .....	182
Die Feindseligkeit der Menge .....	186
Einlenken des Statthalters .....	189

## **10. Mord auf Golgatha ..... 195**

Der Spott .....	196
Die Schande .....	199
Der Fluch .....	203
Der Schmerz .....	205
Die Demütigung .....	210

## **11. Die sieben letzten Worte Christi ..... 217**

Eine Bitte um Vergebung .....	217
Eine Verheißung der Errettung .....	220
Eine Vorkehrung für seine Mutter .....	223
Eine Bitte an seinen Vater .....	227
Eine Bitte um Linderung .....	230
Eine Proklamation des Sieges .....	231
Ein Gebet der Vollendung .....	232

**12. Die ganze Schöpfung seufzt ..... 235**

Die Sonne verfinstert sich .....	235
Der Vorhang zerreißt .....	239
Die Erde bebt .....	240
Die Toten werden auferweckt .....	242
Der Hauptmann wird gerettet .....	244
Das dramatische Geschehen geht zu Ende .....	247

# Einführung

In jüngster Zeit erleben wir ein beispielloses Interesse daran, wie das Rechtswesen der USA funktioniert. Vor noch nicht allzu langer Zeit war die Vorstellung, Fernsehkameras zwecks Live-Übertragung in Gerichtsräumen zu installieren, höchst umstritten. Heute haben wir Gerichtsfernsehen – einen ganzen Fernsehsender, der sich nichts anderem widmet als der Übertragung von Gerichtsprozessen und dem Strafrecht.

Oder manchmal dem Strafunrecht. Wenn die Anwesenheit von Fernsehkameras in Gerichtsräumen irgendetwas verdeutlicht hat, dann die Tatsache, dass das System der Strafjustiz nicht immer funktioniert. Weltweit haben mehr als eine Milliarde Zuschauer im Fernsehen die Berichterstattung über den jahrelangen Mordprozess gegen O. J. Simpson verfolgt (1995). Am Ende waren die meisten der Meinung, dass das Urteil eine völlige Rechtsbeugung darstelle. (Ein anschließendes Zivilverfahren schien zu bestätigen, dass das vorherige Urteil Unrecht war.) Andere im Fernsehen übertragene Fälle haben zu ähnlich umstrittenen Urteilen geführt. Hier findet sich ein anschaulicher Beweis dafür, dass menschliche Gerichte keine letzte Gerechtigkeit garantieren können.

Selbst bevor man begann, Kameras in Gerichtsräumen zu installieren, lag es auf der Hand, dass die hervorragendsten Institutionen irdischer Gerichtsbarkeit manchmal die Unschuldigen verurteilen oder die Schuldigen entlasten. Nehmen wir beispielsweise den Fall von Randall Dale Adams, der 1977 wegen Mordes an einem texanischen Polizisten schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt wurde. Eine 1988 veröffentlichte Dokumentation, *The Thin Blue Line*, warf äußerst unangenehme Fragen hinsichtlich der Vorgehensweise der Strafverfolgungsbehörden in seinem Fall auf. Aufgrund dieser Recherchen bekam er ein neues Verfahren, das er gewann – nur wenige Stunden vor seiner geplanten Hinrichtung im Jahre 1988. Ein Jahr später wurde er aus dem Gefängnis entlassen, nachdem die

Anklage alle gegen ihn erhobenen Beschuldigungen fallen gelassen hatte. Sie erkannte an, dass es keine wirklichen Beweise gab, um ihn zu verurteilen. Noch alarmierender war der Fall von Kirk Bloodsworth, der in den 80er Jahren wegen Vergewaltigung und Mordes zum Tode verurteilt wurde. Nachdem er fast ein Jahrzehnt in der Todeszelle gesessen hatte, wurde Bloodsworth 1994 freigelassen, als komplizierte DNA-Tests zweifelsfrei bewiesen, dass er die Verbrechen, wegen derer er zum Tode verurteilt worden war, nicht begangen hatte.

Kürzlich gab ein Polizeibeamter aus Los Angeles zu, dass er und sein Kollege einen Mann angeschossen hatten, der sich in Polizeigewahrsam befand. Dem Angeschossenen, der nun für den Rest seines Lebens gelähmt ist, schoben sie eine Waffe unter, um ihm eine Anklage wegen Körperverletzung anhängen zu können. Das Opfer, Javier Francisco Ovando, wurde aufgrund dieser falschen Zeugenaussagen schuldig gesprochen und zu 23 Jahren Gefängnis verurteilt. Davon verbüßte er drei Jahre, bevor man die Wahrheit herausfand. Er wurde 1999 aus dem Gefängnis entlassen, als einer der schuldigen Beamten ein Geständnis ablegte. Ovando wird jedoch für den Rest seines Lebens an den Rollstuhl gefesselt bleiben.

Obwohl wir zu Recht über solche Fälle entsetzt und empört sind, scheinen sie sich zahlenmäßig nicht zu verringern. Fast jede Woche wird, wie es scheint, irgendein neuer grober Justizirrtum in Fernsehsendungen wie z. B. *20/20*, *60 Minutes*, *48 Hours* oder ähnlichen Magazinen der Nachrichtenkanäle analysiert. Das Vertrauen der US-Amerikaner in ihre Strafjustiz ist möglicherweise so gering wie nie zuvor.

Die Sorge der modernen Gesellschaft darüber, dass es um die Gerechtigkeit schlecht steht, ist nicht neu. Berühmte Fälle unschuldiger Opfer, die zu Unrecht gefangen gehalten oder hingerichtet wurden, finden sich zu Tausenden in der Geschichte – vom biblischen Bericht über Nabot, den Ahab im antiken Israel der Lästerung bezichtigen und hinrichten ließ, über die Hexenprozesse des Mittelalters bis zu den Ereignissen der Gegenwart. Auf der anderen Seite ist die Geschichte voll von Berichten über Schuldige, die von

so genannten Gerichten ohne Bestrafung freigelassen wurden – angefangen bei antiken Aristokraten, die angesichts ihrer Morde regelmäßig davonkamen, bis zu Bossen des organisierten Verbrechens, die Bestechung und Einschüchterung einsetzen, um das System zu ihren Gunsten zu manipulieren.

Zweifellos war und ist wirkliche Gerechtigkeit in den Gerichtssälen dieser Welt oft ein schwer fassbares Gut. Der unschuldige Joseph schmachtete in einem feuchten Kerker, während Potifars Frau als diejenige, die ihn zu Unrecht angeklagt hatte, im Luxus Ägyptens lebte. Nero zündete aus politischen Gründen Rom an und beschuldigte fälschlicherweise die Christen dieses Verbrechens. Dann gewann er römische Gerichte dafür, unter unschuldigen Gläubigen ein Blutbad anzurichten, indem er sie für eine Tat bestrafte, die er selbst begangen hatte. Der mittelalterliche Klerus lebte in schamloser Sittenlosigkeit, während das mit der Inquisition beauftragte »Heilige Offizium« der Kirche Folter und Mord an tiefgläubigen Menschen billigte, die der »Ketzerei« angeklagt waren. Mit Zustimmung des Obersten Gerichtshofs der USA töten moderne Abtreibungsärzte routinemäßig ungeborene Kinder, während staatliche Bürokraten Milliarden ausgeben, um Flussbarsche und Perlmutterfalter zu schützen.

Menschliche Gerichte haben eine außergewöhnliche Fähigkeit, die Gerechtigkeit völlig auf den Kopf zu stellen. Die Gottlosen werden häufig nicht belangt, während die Gerechten oft zu Unrecht leiden.

Nirgendwo ist dies deutlicher zu erkennen als bei der Gefangennahme, dem Verhör und der Kreuzigung Jesu Christi. Kein Opfer der Ungerechtigkeit war so unschuldig wie der sündlose Sohn Gottes. Und dennoch durchlitt keiner jemals größere Todesqualen als er. Er wurde von Menschen grausam hingerichtet, die öffentlich eingestanden hatten, dass er ohne jegliche Schuld war. Trotzdem wurde gleichzeitig Barabbas, der als Mörder und Räuber an einem Aufstand teilgenommen hatte, im Schnellverfahren freigelassen. Es gab bzw. gibt kein Beispiel in der gesamten Weltgeschichte, bei dem der Gerechtigkeit mehr Hohn gesprochen wurde bzw. wird.

Sehen wir uns die Tatsachen an: Jesus Christus war der einzige wahrhaft sündlose Mensch, der je gelebt hat – derjenige, der absolut keine Schuld und Verfehlung aufzuweisen hatte und der rechtschaffenste Mensch aller Zeiten war. Für ihn gilt: »Der keine Sünde getan hat, auch ist kein Trug in seinem Mund gefunden worden« (1. Petrus 2,22). Er war »heilig, sündlos, unbefleckt, abgesondert von den Sündern« (Hebräer 7,26). Und dennoch war die Qual und die Pein, die er in seinem Tod litt, unendlich grässlicher als alles, was irgendjemand sonst durchgemacht hat. Er trug die volle Last der Vergeltung für das Böse des Menschen. Er litt, *als ob* er die schlimmsten Sünden der Menschheit begangen hätte. Und trotzdem war er keiner Sünde schuldig.

Man kann leicht auf das Kreuz schauen und schlussfolgern, dass dies der schlimmste Justizirrtum der menschlichen Gerechtigkeit in der Weltgeschichte gewesen sei. Zu Recht: Jesu Kreuzigung war eine böse Tat, die von gottlosen Menschen begangen wurde.

Doch das ist noch nicht *alles*. Die Kreuzigung Christi war ebenso der größte Akt göttlicher Gerechtigkeit, den es je gegeben hat. Dieses Geschehen stand in völliger Übereinstimmung mit »dem bestimmten Ratschluss und (der) Vorkenntnis Gottes« (Apostelgeschichte 2,23) und diente dem höchsten Ziel: Der Tod Christi gewährleistete das Heil unzähliger Scharen und gab Gott die Möglichkeit, Sünde zu vergeben, ohne seinen eigenen vollkommenen Maßstab der Heiligkeit zu gefährden.

Christus war nicht nur das Opfer ungerechter Menschen, als er am Kreuz hing. Obwohl von Menschen mit ausschließlich bösen Absichten zu Unrecht und gesetzeswidrig umgebracht, starb Christus willig, indem er ein Sühneopfer für die Sünden genau derjenigen wurde, die ihn töteten. Dies war das größte Opfer, das je gebracht wurde, und die reinste Tat der Liebe, die je einer vollbrachte. Es stellte letztendlich einen Akt göttlicher Gerechtigkeit dar, die aller menschlichen *Ungerechtigkeit* unendlich weit überlegen ist.

Jeder wahre Christ weiß, dass Christus für unsere Sünden gestorben ist. Diese Wahrheit hat so viele Bedeutungen, dass erst die

Ewigkeit ihre ganze Tiefgründigkeit offenbaren wird. Doch im tagtäglichen Einerlei unseres Lebens sind wir allzu sehr geneigt, das Kreuz Christi als selbstverständlich hinzunehmen. Wir sehen darin irrtümlicherweise nur eine der grundlegenden Tatsachen unseres Glaubens. Wir vernachlässigen es daher, über diese Wahrheit aller Wahrheiten nachzusinnen, so dass uns ihr wahrer Reichtum entgeht. Wenn wir überhaupt daran denken, neigen wir dazu, uns zu oft mit dem seichten Teil des Beckens zu begnügen, statt uns täglich in die Fluten dieser Wahrheit zu versenken.

Viele denken fälschlicherweise, Christus sei lediglich ein Opfer menschlicher Ungerechtigkeit gewesen – ein Märtyrer, der auf tragische und unnötige Weise litt. Die Wahrheit besteht jedoch darin, dass sein Tod Gottes Plan entsprach. Ja, er war der Schlüssel zu Gottes ewigem Erlösungsplan. Der Tod Christi war keine unnötige Tragödie – ganz im Gegenteil! Er umfasste einen herrlichen Sieg – die gnadenreichste und wunderbarste Tat göttlicher Güte, die je zugunsten von Sündern vollbracht wurde. Sie ist der vollendete Ausdruck der ihnen geltenden Liebe Gottes.

Dennoch erkennen wir hier auch den Zorn Gottes gegenüber der Sünde. Allzu oft fehlt in all unseren Liedern und Predigten vom Kreuz die Tatsache, dass bei diesem Geschehen das göttliche Gericht an der Person Christi vollstreckt wurde – nicht, weil *er* dieses Gericht verdient hatte, sondern weil er es für diejenigen trug, die er erlösen würde. Um es mit den Worten eines Liederdichters auszudrücken:

*Sieh an sein dorngekröntes Haupt,  
aus seinen Wunden quillt sein Blut;  
und wer an solche Liebe glaubt,  
dem kommt sein Kreuzeschmerz zugut.*

Meine Absicht mit diesem Buch besteht darin, den biblischen Bericht über Christi Gefangennahme, Gerichtsverhandlung und Kreuzigung einer Prüfung zu unterziehen und dabei zu versuchen, den

Bedeutungsreichtum des Erlösungswerks zu entfalten, das unser Herr am Kreuz vollbrachte.

Christi Tod beinhaltet das bei weitem wichtigste Ereignis der Menschheitsgeschichte. Er ist der Brennpunkt des christlichen Glaubens und wird unsere Zuflucht im letzten Gericht sein. Daher sollte er auch für jeden Gläubigen, wenn er still nachsinnt, das allerheiligste Gut sein. Weil all unsere kostbarsten Hoffnungen im Kreuz Christi ihren Ursprung haben, sollten unsere höchsten Gedanken ebenfalls dort gründen. Dies ist ein Thema, bei dem wir uns es kaum leisten können, es zu vernachlässigen oder leichtfertig zu behandeln. Von der modernen Kirche muss man beschämenderweise sagen, dass sie sich so oft auf andere Sachverhalte konzentriert.

Ich werde dabei so vorgehen, dass ich die biblische Aufzeichnung der Kreuzigungereignisse als historischen Bericht untersuchen und mich nicht mit der Lehre von der Sühnung in einem streng theologischen Sinne befassen werde. Der biblische Bericht lässt den Leser in der ersten Reihe sitzen, wenn sich das dramatische Geschehen um Christus und seine Jünger abspielt. Wir werden damit praktisch auf den Schauplatz des Geschehens gestellt und ganz nah mit dem furchtbaren Schrecken des Kreuzes sowie mit seiner majestätischen Herrlichkeit konfrontiert. Das vor uns ablaufende Geschehen ist erschütternd und erhaben zugleich. Es soll sowohl aufwühlen als auch anregen. Ich bete darum, dass Ihnen beim Lesen nicht nur der grobe Justizirrtum menschlicher Entscheidungsträger, sondern auch das außergewöhnliche Wunder göttlicher Gerechtigkeit zu Herzen geht. Aufgrund dieses Wunders gibt es Heil für Sünder, die sich nie hätten selbst retten können.

Mögen wir nie das Kreuz Christi als Selbstverständlichkeit hinnehmen oder seine Tiefgründigkeit außer Acht lassen! An dieser Stelle sind sich Gnade und Wahrheit begegnet, hier haben sich Gerechtigkeit und Frieden geküsst (Psalm 85,11).



# Kapitel 1

Dann versammelten sich die Hohenpriester und die Ältesten des Volkes in dem Hof des Hohenpriesters, der Kaiphas hieß, und ratschlagten miteinander, um Jesus mit List zu greifen und zu töten.

Matthäus 26,3-4

## Der Plan, Jesus zu töten

### Wer brachte Jesus um?

Im Laufe der Jahre hat man diesbezüglich gewöhnlich dem jüdischen Volk die Hauptschuld gegeben. Der Ausdruck »Christusmörder« ist von irreführenden Eiferern und Hetzern oft als volksgruppenbezogenes Attribut verwendet worden. Und traurigerweise ist der Vorwurf, Jesus getötet zu haben, häufig benutzt worden, um alles Judenfeindliche zu rechtfertigen – von rassistisch motivierten Verbrechen bis zum Holocaust. Selbst wenn diese Pogrome manchmal im Namen Jesu ausgeführt wurden, entspringt ein solcher Fanatismus satanischen und antichristlichen Motiven und gewiss nicht einer echten Liebe zu Christus.

In einer Beziehung stimmt es laut Altem und Neuem Testament jedoch, dass Israel an der Ermordung seines Messias schuld ist. Jesaja 49,7 spricht beispielsweise von dem Heiligen, dem kommenden Messias, als »dem ganz und gar Verachteten ... dem Verabscheuten der Nation.« Jesaja 53,3 beschreibt prophetisch, wie der Messias von den Angehörigen seines Volkes gemieden und nicht geachtet werden würde. Sie würden in der Stunde seines Todes vor ihm gleichsam das Gesicht verbergen. Psalm 22,7-9 schildert prophetisch, wie Christus durch Angehörige seines Volkes behandelt werden würde, als er am Kreuz hing: »Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der

Leute und verachtet vom Volk. Alle, die mich sehen, spotten über mich; sie verziehen die Lippen, schütteln den Kopf. »Er hat es auf den HERRN gewälzt, der rette ihn, befreie ihn, denn er hat ja Gefallen an ihm!«

Im Neuen Testament lesen wir davon, dass man den Plan, Jesus zu töten, in einer geheimen Ratssitzung ausheckte, die von keinem anderen als dem Hohenpriester Kaiphas geleitet wurde.

Da versammelten die Hohenpriester und die Pharisäer den Hohen Rat und sprachen: »Was tun wir? Denn dieser Mensch tut viele Zeichen. Wenn wir ihn so lassen, werden alle an ihn glauben, und die Römer werden kommen und unsere Stadt wie auch unsere Nation wegnehmen.« Einer aber von ihnen, Kaiphas, der jenes Jahr Hoherpriester war, sprach zu ihnen: »*Ihr* wisst nichts und überlegt auch nicht, dass es euch nützlich ist, dass *ein* Mensch für das Volk sterbe und nicht die ganze Nation umkomme.« ... Von jenem Tag an ratschlugen sie nun, um ihn zu töten (Johannes 11,47-50.53).

Die Angehörigen dieses Rats, der eindeutig mit dem Synhedrium gleichzusetzen ist, nahmen während der Zeit Christi Leitungsaufgaben in Israel wahr. Sie waren zweifellos schuldig. Und es ist in gewisser Weise legitim, davon zu reden, dass nicht nur die Hohenpriester und Obersten, sondern auch die Angehörigen des Volkes Israel eine Mitschuld an dem Verbrechen trugen (vgl. Lukas 23,13). Als er vor Pilatus verhört wurde, waren sie diejenigen, die schrien: »Kreuzige, kreuzige ihn!« (V. 21). Deshalb redete Petrus, als er am Pfingsttag in Jerusalem sprach, sie mit »Männer von Israel« an und sagte: »*Ihr* (habt ihn [Christus]) durch die Hand von Gesetzlosen an das Kreuz geschlagen und umgebracht« (Apostelgeschichte 2,22-23; Hervorhebung durch den Autor).

Doch war die Schuld der Juden am Tod Christi irgendwie *größer* als die anderer Menschen? Gewiss nicht! Es war schließlich Pontius Pilatus, ein heidnisch-römischer Statthalter, der ihn zum Tode verur-

teilte. Und er machte dabei gemeinsame Sache mit Herodes Antipas, der (obwohl er den Titel »König der Juden« trug) kein Jude war. Vielmehr war er Idumäer – ein ausländischer Herrscher, der von den Juden gehasst wurde und seinen Thron dem Kaiser verdankte.

Außerdem war die Kreuzigung eine römische Hinrichtungsart. Sie wurde von Vertretern der römischen – und nicht der jüdischen – Obrigkeit befohlen und ausgeführt. Römische Soldaten trieben die Nägel durch Christi Hände und Füße. Ein römisches Kommando richtete das Kreuz auf (Matthäus 27,27-35). Ein römisches Speer durchbohrte seine Seite (Johannes 19,34). Daher spielten Heiden eine noch wichtigere Rolle als Juden, als es im eigentlichen Sinne darum ging, Jesus zu töten.

Ja, der Mord an Jesus beinhaltete eine ungeheuer große Verschwörung, an der Rom, Herodes, die Heiden, der jüdische Hohe Rat und das Volk Israel beteiligt waren – ganz verschiedene Personen und Gruppen, die abgesehen von diesem Ereignis selten völlig miteinander übereinstimmten. Es ist tatsächlich bedeutsam, dass die Kreuzigung Christi das *einzig* geschichtliche Ereignis ist, bei dem all jene Personen und Gruppierungen zusammenwirkten, um ein gemeinsames Ziel zu erreichen. Alle waren schuldig. Auf allen lastet gleichermaßen die Schuld. Die Juden als Volksgruppe hatten keine größere oder kleinere Schuld als die Heiden.

Dies wird in Apostelgeschichte 4,27 unmissverständlich dargelegt. Dort ist ein gemeinsames Gebet aufgezeichnet, das in einer Zusammenkunft der allerersten Gläubigen formuliert wurde: »Denn in dieser Stadt versammelten sich in Wahrheit gegen deinen heiligen Knecht Jesus, den du gesalbt hast, sowohl Herodes als Pontius Pilatus mit den Nationen und den Völkern Israels.« So gibt es überhaupt keine Rechtfertigung für den Versuch, die Schuld an Jesu Tod auf irgendeine dieser Menschengruppen abzuwälzen. Die Kreuzigung war im Grunde eine gemeinsame, gegen Gott gerichtete Tat der sündigen Menschheit. Alle sind gleichermaßen schuldig.

Und doch ist selbst damit noch nicht die ganze Wahrheit über diejenigen gesagt, die Jesus getötet haben. Die Schrift hebt von An-

fang bis Ende hervor, dass der Tod Christi von Gott selbst gewollt und vorherbestimmt war. Eine der wichtigsten alttestamentlichen Prophetien im Hinblick auf die Kreuzigung ist Jesaja 53. Jesaja beschreibt prophetisch die Qualen des Messias, welcher der spottenden Menge ausgeliefert ist, und fügt dann hinzu: »Doch dem HERRN gefiel es, ihn zu zerschlagen. Er hat ihn leiden lassen« (Jesaja 53,10). Hat Gott seinen eigenen Sohn getötet? Genau das lehrt die Schrift. Warum? Nach Jesaja 53,10 geschah es, um »sein Leben als Schuldopfer« einzusetzen. Gott verfolgte dabei Erlösungsabsichten.

Bei den Plänen derjenigen, die Christus töteten, ging es nur um Mord. Man kann sie keinesfalls von ihrer bösen Tat freisprechen, indem man sich darauf bezieht, dass Gottes Absichten doch gut sind. Es ist noch immer eine Tat, die »durch die Hand von Gesetzlosen« (Apostelgeschichte 2,23) ausgeführt wurde. Sie war, was die menschlichen Täter betrifft, die ihresgleichen suchende Tat des durch und durch Bösen. Die Boshaftigkeit der Kreuzigung wird in keiner Weise durch die Tatsache gemildert, dass Gott in seiner Souveränität für einen guten Ausgang sorgte. Auch wenn es wahr ist, dass es sein souveräner Plan war – der eigentliche Akt bleibt eine hinterhältige Mordtat.

Und dennoch war dies *eindeutig* Gottes heiliger und souveräner Plan, der vor Grundlegung der Welt feststand (vgl. Offenbarung 13,8). Sehen wir uns noch einmal jenes Gebet aus Apostelgeschichte 4 an, diesmal im Gesamtzusammenhang:

Herrscher, du bist es, der den Himmel und die Erde und das Meer gemacht hat und alles, was in ihnen ist; der du durch den Heiligen Geist durch den Mund unseres Vaters, deines Knechtes David, gesagt hast: »Warum tobten die Nationen und sannem Eitles die Völker? Die Könige der Erde standen auf, und die Fürsten versammelten sich gegen den Herrn und seinen Gesalbten.« Denn in dieser Stadt versammelten sich in Wahrheit gegen deinen heiligen Knecht Jesus, den du gesalbt hast, sowohl Herodes als Pontius Pilatus mit den Nati-

onen und den Völkern Israels, *alles zu tun, was deine Hand und dein Ratschluss vorherbestimmt hat, dass es geschehen sollte* (Apostelgeschichte 4,24-28; Hervorhebung durch den Autor).

In Apostelgeschichte 2,23 hallt der gleiche Gedanke wider: »Diesen Mann, *der nach dem bestimmten Ratschluss und nach Vorkenntnis Gottes hingegeben worden ist*, habt ihr durch die Hand von Gesetzlosen an das Kreuz geschlagen und umgebracht« (Hervorhebung durch den Autor).

Gott wollte, dass Jesus starb. Oder – um es mit den Worten von Jesaja 53,10 schlicht zu sagen: Es *gefiel* dem HERRN, ihn zu zerschlagen.

In welcher Hinsicht gefiel Gott der Tod seines Sohnes? Ihm gefiel die Erlösung, die vollbracht wurde. Ihm gefiel es, dass sein ewiger Heilsplan auf diese Weise in Erfüllung ging. Ihm gefiel das Opfer seines Sohnes, der starb, damit andere ewiges Leben hätten. Ihm gefiel es, seinen gerechten Zorn gegenüber der Sünde auf solch anschauliche Weise zeigen zu können. Ihm gefiel es, seine Liebe zu Sündern durch ein solch gewaltiges Opfer unter Beweis zu stellen.

Bei all dem Bösen, das mit der Kreuzigung verbunden war, gilt: Sie bewirkte unendlich viel Gutes. Ja, hier ging es um die schlimmste Tat, die je von sündigen Herzen begangen wurde. Der sündlose Sohn Gottes – ja, der heilige Gott in Menschengestalt selbst – wurde ungerechterweise getötet, nachdem man ihn auf die entsetzlichste Art und Weise gequält hatte, die der Geist gottloser Menschen ersinnen konnte. Es war der Inbegriff des Bösen, die schlimmste Tat, die sich menschliche Verkommenheit je ausdenken konnte, und die abscheulichste Sünde, die je begangen worden ist. Und dennoch ging daraus der größte Segen aller Zeiten hervor – die Erlösung ungezählter Seelen, wobei sich die Herrlichkeit Gottes als Heiland erwies. Obwohl die Mörder Christi Böses im Sinn hatten, wendete es Gott zum Guten, um viele zu retten (vgl. 1. Mose 50,20).

Das Kreuz ist daher der größte Beweis der vollkommenen Sou-

veränität Gottes. Seine Ratschlüsse gehen trotz der bösen Absichten von Sündern stets in Erfüllung. Gott wirkt sogar seine Gerechtigkeit *durch* die bösen Taten der Werkzeuge der Ungerechtigkeit. Weit davon entfernt, ihm die Schuld an ihrem bösen Tun zu geben, lässt dies vielmehr erkennen, wie all sein Tun gut ist und wie er imstande ist, alle Dinge zum Guten mitwirken zu lassen (Römer 8,28) – selbst die schlimmsten Taten, deren Ausführung die Mächte des Bösen je geplant haben.

Wenn außerdem Gott in souveräner Weise alles unter Kontrolle hatte, als durch das Wirken gesetzloser, mordgieriger Menschen sein geliebter Sohn zu Tode kam, stellt sich die Frage: Warum sollte jemandem der Gedanke abwegig erscheinen, dass Gott noch immer alles souverän beherrscht, selbst wenn kleinere Übel geschehen? Das Kreuz stellt daher Gottes absolute Souveränität zweifelsfrei unter Beweis.

## Die Verschwörer beraten

Das dramatische Kreuzigungsgeschehen beginnt in Matthäus 26, wo das gegen Jesus gerichtete Mordkomplott ausgeheckt wird. Eigentlich hatte Christus in einer sehr bedeutsamen Beziehung während seiner gesamten irdischen Existenz auf diesen Augenblick hin gelebt. Er ließ sich herab, um Mensch zu werden – mit dem ausdrücklichen Ziel, in den Tod zu gehen (Johannes 12,27; Philipper 2,4-7; Hebräer 2,14). Als er vor Pilatus stand und auf sein Todesurteil wartete, sagte Christus selbst: »Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen« (Johannes 18,37). Er sprach wiederholt von der Stunde seines Todes als »meiner Stunde«, »meiner Zeit« und »der Stunde« (Johannes 2,4; 7,6.30; 8,20; 12,23; 13,1; 17,1). Alles in seinem Leben beinhaltete eine Vorbereitung auf die Stunde seines Todes.

Jesus hatte seinen Jüngern unzählige Male gesagt, dass er durch die Hand derjenigen, die ihn hassten, sterben würde. Ja, lange vor seiner letzten Reise nach Jerusalem, »als sie sich ... in Galiläa aufhielten, sprach Jesus zu ihnen: ›Der Sohn des Menschen wird über-

liefert werden in der Menschen Hände, und sie werden ihn töten« (Matthäus 17,22-23; vgl. 16,21; 20,17-19).

Nun war die Stunde gekommen. Eine unaufhaltsame Abfolge von Ereignissen, die mit seinem Tod enden würde, nahm ihren Lauf. Die letzte Woche seines irdischen Dienstes näherte sich dem Ende. Christus hatte soeben seine Ölbergrede (Endzeitrede) beendet – jene große prophetische Abhandlung, die sich über Matthäus 24 und 25 erstreckt. Doch in seinen Gedanken beschäftigte er sich gewiss mit dem Thema seines Todes. Matthäus schreibt: »Und es geschah, als Jesus alle diese Reden beendet hatte, sprach er zu seinen Jüngern: ›Ihr wisst, dass nach zwei Tagen das Passah ist, und der Sohn des Menschen wird überliefert, um gekreuzigt zu werden« (26,1-2). Er wusste, dass seine Stunde gekommen war. Der souveräne Plan Gottes zur Erlösung von Sündern stand unmittelbar vor seiner Verwirklichung. Und obwohl boshafte Menschen genau in diesem Augenblick im Geheimen seinen Tod planten, war dies für den Geist Christi, dem alles untersteht und der alles weiß, kein Geheimnis.

Nur einige Tage zuvor war er im Triumph in die Stadt eingezogen, während ihm von der Menge links und rechts der Straßen »Hosianna«-Rufe entgegenschallten. Für die Jünger – wie für jeden menschlichen Beobachter – sah es danach aus, als würde ihm eine unaufhaltsame Welle breiter Unterstützung durch die Massen unmittelbar den Weg zum Messias thron ebnet. Doch Jesus kannte die echte Wahrheit. Der öffentlichen Meinung ist nicht zu trauen. Die Gerechtigkeit wird ohnehin nie mit Hilfe der öffentlichen Meinung den Sieg davontragen. Die sensationshungrigen Massen wurden von Jesu Wundern angezogen, doch sie waren nicht bereit, ihre Sünde anzuerkennen und sich ihm als Herrn zu unterwerfen. Es ist durchaus anzunehmen, dass viele Angehörige der Volksmenge, die ihm zu Beginn der Woche die »Hosiannas« zuriefen, dieselben waren, die noch vor dem Ende der Woche »Kreuzige, kreuzige ihn!« (vgl. Lukas 23,21) schrien.

Nichtsdestoweniger kamen die Führer des jüdischen Volkes insgeheim zusammen, um über das Vorgehen gegen Jesus zu beraten.

Sie fühlten ihre Machtstellung durch seine offensichtliche Popularität unter den Bewohnern von Jerusalem bedroht. Matthäus beschreibt die Szene folgendermaßen: »Dann versammelten sich die Hohenpriester und die Ältesten des Volkes in dem Hof des Hohenpriesters, der Kaiphas hieß, und ratschlagten miteinander, um Jesus mit List zu greifen und zu töten. Sie sagten aber: ›Nicht an dem Fest, damit nicht ein Aufruhr unter dem Volk entstehe‹« (Matthäus 26,3-5).

Obwohl das heimtückische Komplott letztendlich sein Ziel erreichen würde, geschah dies lediglich in Übereinstimmung mit der göttlichen Absicht und nur nach dem göttlichen Zeitplan. Ja, wenn der Mord an Jesus nicht zum ewigen Plan Gottes gehört hätte, wäre er nie geschehen. Jesus sagte über sein Leben: »Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selbst. Ich habe Vollmacht, es zu lassen, und habe Vollmacht, es wiederzunehmen. Dieses Gebot habe ich von meinem Vater empfangen« (Johannes 10,18). Pilatus versuchte, Jesus zu zwingen, auf die gegen ihn erhobenen Anklagen zu antworten. Dabei bezog er sich auf seine eigene Vollmacht als Statthalter: »Weißt du nicht, dass ich Macht habe, dich loszugeben, und Macht habe, dich zu kreuzigen?« (Johannes 19,10). Doch Jesus erwiderte: »Du hättest keinerlei Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre« (V. 11). Zweifellos war Gott in jedem Aspekt dieses Geschehens völlig souverän.

Ja, bei mehreren zurückliegenden Gelegenheiten hatten verschiedene Feinde Christi versucht, ihn zu töten. Ihre Pläne waren jedoch von Gott durchkreuzt worden, weil seine Zeit noch nicht gekommen war. Der erste Versuch, ihn umzubringen, fällt in die Zeit unmittelbar nach seiner Geburt. Herodes ließ alle Jungen im Alter von zwei Jahren und darunter in und um Bethlehem töten, weil er gehört hatte, dass der Messias dort geboren sei. Ein vom Herrn gesandter Engel hatte Joseph jedoch gewarnt, so dass die dreiköpfige Familie nach Ägypten fliehen konnte, bis die Bedrohung vorüber war.

Bei einem der ersten Auftritte während seines öffentlichen Dienstes las Christus in der Synagoge seiner Heimatstadt Nazareth aus der



Jesaja-Rolle. Die dortigen Menschen hörten, wie er behauptete, der Eine zu sein, über den der Prophet geschrieben habe. Sie wurden über seine Lehre dermaßen wütend, dass sie ihn zur Stadt hinausstießen – bis zum Rand des Berges, auf dem sie erbaut war. Sie beabsichtigten, ihn von dem Felsen hinabzustürzen und umzubringen, doch er entwich ihnen auf übernatürliche Weise (Lukas 4,16-30). Seine Zeit war noch nicht gekommen.

Während der Anfangszeit seines Dienstes in Jerusalem heilte Christus an einem Sabbat am Teich Betesda einen Mann. Als ihn daraufhin die religiösen Führer angriffen, erwiderte Christus, dass sein Vater wirke und es daher angemessen wäre, dass auch er am Werk sei (Johannes 5,17). Johannes schreibt: »Die Juden (suchten) noch mehr, ihn zu töten, weil er nicht allein den Sabbat brach, sondern auch Gott seinen eigenen Vater nannte und sich so selbst Gott gleich machte« (V. 18). Viele der daran beteiligten jüdischen Führer waren zweifellos dieselben, die sich später der von Kaiphas initiierten Verschwörung anschließen würden.

Während jener Anfangszeit seines Dienstes in Jerusalem wurde die Tatsache, dass die jüdischen Führer Jesus töten wollten, derart bekannt, dass man von ihm als demjenigen sprach, »den sie zu töten suchen« (Johannes 7,25). Obwohl es allgemein bekannt war, dass sein Leben gefährdet war, hielt dies Jesus nicht im Geringssten von seinem Wirken ab. Er sprach weiterhin freimütig, wobei die jüdischen Führer angesichts seiner Furchtlosigkeit nicht gegen ihn einzuschreiten wagten. Infolgedessen fragten sich viele Menschen, ob der Hohe Rat *wisse*, dass er der Messias sei (V. 26). Selbst die Tempelwache – damit beauftragt, ihn gefangen zu nehmen – scheute sich aufgrund seiner Freimütigkeit, gegen ihn vorzugehen. Als die Hohenpriester und Pharisäer Auskunft darüber forderten, warum er nicht gefangen genommen worden sei, erwiderten die Bediensteten der Tempelwache: »Niemand hat ein Mensch so geredet wie dieser Mensch!« (Johannes 7,46).

Seine Zeit war noch nicht gekommen. Erst dann, als seine Zeit da war, würden ihre Mordpläne zum Ziel führen.

Als seine Zeit *tatsächlich* gekommen war, wusste er es. In der Nacht seiner Gefangennahme sagte er seinen Jüngern: »Der Sohn des Menschen geht ... dahin, wie es beschlossen ist« (Lukas 22,22).

Und somit stimmte der Anschlag, der von Jesu Feinden gegen ihn eronnen wurde, völlig mit dem vor aller Ewigkeit beschlossenen Plan Gottes überein.

Der Apostel Johannes unterstrich diese Tatsache in seinem Bericht über die geheimen Beratungen der Verschwörer. Vielleicht wurden Johannes Einzelheiten über das, was bei der Zusammenkunft gesagt wurde, von jemandem mitgeteilt, der tatsächlich zugegen war, als der Anschlag geplant wurde. Wahrscheinlich war es Nikodemus, der als Oberster der Juden bezeichnet wird (Johannes 3,1) und scheinbar dennoch im Geheimen Christus wohlwollend gegenüberstand (vgl. Johannes 7,50-51; 19,38-39). Johannes berichtet, dass die jüdischen Führer befürchteten, sie könnten aufgrund des Ansehens Christi unter dem Volk gedrängt werden, ihn als Messias und rechtmäßigen Herrscher der Juden anzuerkennen. Dies würde den unsicheren Frieden mit Rom zunichte machen und eine skrupellose politische Splittergruppe – die antirömischen Zeloten, die Roms Herrschaft stürzen wollten – in Wut bringen. Das wiederum würde den Status des Hohenpriesters und des Hohen Rats bedrohen, die in der jüdischen Gesellschaft (insbesondere in religiösen Angelegenheiten) eine von Rom zugelassene symbolische Machtstellung einnahmen (Johannes 11,48). Die jüdischen Führer taten daher alles in ihren Kräften Stehende, um messianischen Eifer in Israel zu unterdrücken. Außerdem hatte Pilatus bereits auf Umtriebe jüdischer Zeloten reagiert, indem er sie gewaltsam niederschlug (vgl. Lukas 13,1). Daher schlussfolgerten die jüdischen Führer, dass sie Jesus zum Schweigen bringen *mussten* – ohne Rücksicht darauf, ob er nun der wahre Messias war oder nicht.

Die führende Gestalt in diesem Geschehen ist Kaiphas, der in jenem Jahr amtierende Hohepriester. Kaiphas ließ sich von politischen Motiven leiten und war pragmatischer Opportunist. Biblisch gesehen wurde das Hohepriestertum natürlich innerhalb der leviti-

schen Linie weitergegeben. Während der römischen Zeit wurden die Hohenpriester jedoch von der Besatzungsmacht anerkannt und ernannt. Historische Beweise deuten allgemein darauf hin, dass dieses Amt durch Geld erworben oder als politische Gefälligkeit gewährt werden konnte. Kaiphas hatte die Tochter des früheren Hohenpriesters Hannas geheiratet (Johannes 18,13). Hannas übte über seinen Schwiegersohn noch immer beträchtliche Macht aus, so dass man von einer Art »gemeinschaftlichem Priestertum« sprechen konnte (Lukas 3,2). Es ist geschichtlich dokumentiert, dass Kaiphas das Amt mehr als zwei Jahrzehnte bekleidete – eine außergewöhnlich lange Zeit, wenn wir bedenken, dass in den ca. 100 Jahren der römischen Besatzung 28 Männer das hohepriesterliche Amt innehatten. (Der römische Statthalter Vitellius setzte Kaiphas schließlich 36/37 n. Chr. als Hohenpriester ab. Sein Nachfolger blieb ganze 50 Tage im Amt.) Die Länge der Amtszeit des Kaiphas deutet darauf hin, dass er in Rom irgendwie ungewöhnliche Gunst erlangt hatte. Er war zweifellos korrupt. Unter seiner Herrschaft gingen die Geldwechsler auf dem Gelände des Tempels ihrem Geschäft nach. Dadurch wurde er zweifelsohne zu einem äußerst reichen Mann. Und angesichts der Tatsache, dass Christus die Geldwechsler zweimal aus dem Tempel getrieben hatte (Johannes 2,14-16; Matthäus 21,12-13), verwundert es nicht, dass Kaiphas ihn so sehr hasste.

Kaiphas war Sadduzäer. Die Sadduzäer bildeten eine aristokratische Splittergruppe, die den Tempel zur Zeit Jesu kontrollierte. Sie waren religiös liberal sowie zutiefst materialistisch eingestellt und leugneten dabei die Auferstehung der Toten, den Himmel, die Existenz von Engeln und die übernatürlichen Elemente der Schrift (Apostelgeschichte 23,8). Wenn sie das mosaische Gesetz auslegten, hielten sie streng am Buchstaben fest, neigten aber dazu, den Rest der Schrift (d.h. alle alttestamentlichen Bücher von Josua bis Maleachi; Anmerkung des Übersetzers) unberücksichtigt zu lassen oder dessen Bedeutung herunterzuspielen. Obwohl sie daher normalerweise im Gegensatz zu den Pharisäern standen, taten sich die beiden Gruppen oft zusammen, um zu versuchen, Christus in Misskredit zu

bringen. Dabei hatte er sie jedes Mal zum Schweigen gebracht und beschämt (Matthäus 16,1-4; 22,34-35; Markus 12,13-23). Nun waren sie in dem gegen ihn gerichteten Mordanschlag erneut vereint.

Kaiphäs war es, der sagte: »Es (ist) euch nützlich ... dass *ein* Mensch für das Volk sterbe und nicht die ganze Nation umkomme« (Johannes 11,50). Kaiphäs sprach hier darüber, Jesus umzubringen, um einer politischen Bedrohung zu wehren. Dennoch erkannte Johannes eine unbeabsichtigte prophetische Bedeutung in seinen Worten: »Dies aber sagte er nicht aus sich selbst, sondern da er jenes Jahr Hoherpriester war, weissagte er, dass Jesus für die Nation sterben sollte; und nicht für die Nation allein, sondern dass er auch die zerstreuten Kinder Gottes in *eins* versammelte« (V. 51-52).

Mit anderen Worten: Was Kaiphäs und der Hohe Rat, von bösen Motiven angetrieben, planten, wendete Gott zum Guten (vgl. 1. Mose 50,20). Sie wollten Jesus töten, um das Volk vor der unmittelbaren Bedrohung gewaltsamer Zerstörung durch die römische Besatzungsmacht zu retten. Gott dagegen war bereit, seinen Sohn zu opfern, um das Volk – ja, Menschen aus *jedem* Volk – vor der ewigen Verdammnis aufgrund ihrer Sünde zu retten. Der Apostel Johannes gebrauchte fast dieselbe Ausdrucksweise in einem späteren Brief: »Er ist die Sühnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unseren, sondern auch für die ganze Welt« (1. Johannes 2,2).

Und damit fielen die bösen Pläne dieser Verschwörer genau mit dem ewigen Ratschluss Gottes zusammen.

Auch der Zeitpunkt stimmte exakt mit dem Plan Gottes überein. Es war die Zeit des Passah, wenn die Opferlämmer geschlachtet wurden. Und Christus sollte »das Lamm Gottes (sein), das die Sünde der Welt wegnimmt« (Johannes 1,29). Er verkörperte die göttliche Erfüllung dessen, was das Passah stets vorgeschattet hatte. »Er wurde misshandelt, aber *er* beugte sich und tat seinen Mund nicht auf wie das Lamm, das zur Schlachtung geführt wird, und wie ein Schaf, das stumm ist vor seinen Scherern; und er tat seinen Mund nicht auf« (Jesaja 53,7; vgl. Apostelgeschichte 8,32).

Beachten Sie, dass das Komplott der Ratsmitglieder darauf ab-

zielte, »Jesus mit List zu greifen und zu töten. Sie sagten aber: »Nicht an dem Fest, damit nicht ein Aufruhr unter dem Volk entstehe« (Matthäus 26,4-5). Sie hofften zweifellos, ihn mit so wenig Trara wie möglich töten zu können. Daher beschlossen sie, so lange zu warten, bis die Passahzeit vorüber war und sich in Jerusalem nicht mehr solche Menschenmassen drängten. Bei ihrer Sorge, es nicht zum Fest geschehen zu lassen, ging es nicht darum, die Heiligkeit des Festes zu bewahren. (Immerhin wurden Verbrecher oft während der Feste hingerichtet, eben weil die Exekutionen dann vor mehr Zuschauern stattfanden.) Sie wollten dies aber unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden lassen und dabei vor allem vermeiden, einen öffentlichen Aufruhr zu provozieren.

Dies lässt erneut die Souveränität Gottes über alle menschlichen Pläne erkennen. Sie wollten einen öffentlichen Skandal am Festtag vermeiden, während Gott beabsichtigte, Christus zum Passah so sterben zu lassen, dass es möglichst viele miterleben konnten. »Viele Gedanken sind im Herzen eines Mannes; aber der Ratschluss des HERRN, er kommt zustande« (Sprüche 19,21). »Wer ist es, der da sprach, und es geschah, – und der Herr hat es nicht geboten?« (Klagelieder 3,37).

Jerusalem war mit Pilgern aus allen Gegenden des Reiches überfüllt. Sie waren gekommen, um das Passah zu feiern. Der Historiker Josephus schätzte, dass mehr als eine Viertel Million Opferlämmer während einer normalen Passahfestzeit in Jerusalem geschlachtet wurden. Da durchschnittlich zehn Menschen von einem Lamm aßen, deutet dies darauf hin, dass die Zahl jüdischer Bewohner in Jerusalem während des Passah auf 2,5 bis 3 Millionen ansteigen konnte. Selbst der römische Statthalter Pontius Pilatus (dessen Hauptsitz in der Küstenstadt Cäsarea war) kam während des Passah nach Jerusalem. Aus Sicht der Verschwörer war es die schlechteste Zeit, Jesus gefangen zu nehmen, wenn sie es doch still und heimlich tun wollten. Sie hatten gesehen, wie ihm die »Hosianna«-Rufe der Menge entgegenschallten, wobei sie wussten, dass sie einen Aufstand riskierten.

Doch das Passah war *seine* Zeit – die Zeit, die Gott erwählt hatte. Genau zu dieser Zeit war es am angemessensten, dass das Lamm Gottes für die Sünden der Welt starb. Und als die Verschwörung schließlich in die Tat umgesetzt wurde, geschah dies nach Gottes Zeitplan und nicht nach Kaiphas' Vorstellungen. Zuvor hatte Gott immer dann, wenn die Verschwörer versucht hatten, Jesus vor seiner Zeit zu töten, ihre Pläne vereitelt. Jetzt, da sie einen gelegeneren Zeitpunkt abwarten wollten, konnten sie die Umsetzung des vollkommenen Zeitplans Gottes nicht hinauszögern.

## **Christus wird zu seinem Begräbnis gesalbt**

Matthäus fügt einen kurzen, bewegenden Bericht ein, der noch mehr erkennen lässt, wie Gott souverän über den Ereignissen stand, die zur Kreuzigung führten. Er steht im krassen Gegensatz zu der Verschwörung, die im Palast des Hohenpriesters ausgeheckt wurde. Dort schmiedeten Menschen, die Jesus hassten, Mordpläne gegen ihn. Hier bereitet eine Frau, die Jesus liebte, ihn für sein Begräbnis vor.

Als aber Jesus in Betanien war, im Hause Simons, des Aussätzigen, kam eine Frau zu ihm, die ein Alabasterfläschchen mit sehr kostbarem Salböl hatte, und goss es aus auf sein Haupt, als er zu Tisch lag. Als aber die Jünger es sahen, wurden sie unwillig und sprachen: »Wozu diese Verschwendung? Denn dies hätte teuer verkauft und der Erlös den Armen gegeben werden können.« Als aber Jesus es erkannte, sprach er zu ihnen: »Was macht ihr der Frau Mühe? Sie hat doch ein gutes Werk an mir getan; denn die Armen habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit. Denn als sie dieses Salböl über meinen Leib goss, tat sie es zu meinem Begräbnis. Wahrlich, ich sage euch: Wo dieses Evangelium gepredigt werden wird in der ganzen Welt, wird auch von dem geredet werden, was sie getan hat, zu ihrem Gedächtnis« (Matthäus 26,6-13).

Matthäus fügt den Bericht an dieser Stelle in seine Darstellung ein, weil er für sein Thema relevant ist. Chronologisch gesehen gehört er jedoch zu den Ereignissen des vorangegangenen Sabbats (Johannes 12,1-3), als Jesus sich in Betanien und Betfage (am östlichen Stadtrand von Jerusalem) befand und sich auf seinen triumphalen Einzug in die Stadt am folgenden Tag vorbereitete. An diesem Sabbatabend waren Christus und seine Jünger zu einem Essen im Haus von Simon, dem Aussätzigen, eingeladen. Obwohl wir außer den hier berichteten Sachverhalten nichts über Simon wissen, liegt es auf der Hand, dass er einer war, den Christus vom Aussatz geheilt hatte. Niemand, der tatsächlich aussätzig war, konnte solch ein Festmahl geben. Mit diesem Abendessen wollte Simon wahrscheinlich dem Herrn gegenüber seine Dankbarkeit für die ihm erwiesene Wohltat zum Ausdruck bringen.

Der Apostel Johannes beschreibt dasselbe Ereignis und teilt uns mit, dass Maria, Marta und Lazarus zugegen waren, wobei Marta das Essen auftrug und Lazarus mit zu Tisch lag (Johannes 12,1-2). Die drei waren zweifellos Simons Freunde, möglicherweise unmittelbare Nachbarn, weil Betanien auch ihr Heimatort war.

Es war Maria, die Christus mit dem Nardenöl salbte (V. 3). Johannes sagt, dass sie nicht nur sein Haupt, sondern auch seine Füße salbte und diese mit ihren Haaren trocknete. Sie ahmte wahrscheinlich bewusst die Prostituierte nach, der Jesus vergeben hatte und die in Lukas 7,36-39 beschrieben wird.

Diese hatte die tränenbenetzten Füße Jesu mit ihren Haaren getrocknet und sie mit wohlriechendem Öl gesalbt. Diese Salbung fand zu einem früheren Zeitpunkt des Dienstes Christi in Galiläa im Haus eines Pharisäers statt. Maria, eine treue Nachfolgerin Christi, wusste zweifellos von dieser Begebenheit. Weil sie von diesem Akt unverfälschter Anbetung, der in dieser Geste der Frau seinen Ausdruck fand, bewegt war, tat sie das Gleiche mit dem kostspieligsten wohlriechenden Salböl, das sie kaufen konnte.

Sowohl Johannes 12,5 als auch Markus 14,5 erwähnen, dass das Salböl dreihundert Denare wert war – etwa ein Jahreslohn für einen

normalen Arbeiter. Man konnte es in einem – ebenfalls sehr teuren – Alabasterfläschchen kaufen, wobei Markus berichtet, dass Maria das Fläschchen zerbrach (V. 3). Damit zeigte sie noch deutlicher, wie groß ihre opferbereite Liebe war.

Die Jünger waren unwillig. Marias Großzügigkeit schien ihnen übertrieben zu sein. Nach ihrer Argumentation hätte das Salböl ja immerhin verkauft und der Erlös den Armen gegeben werden können. Im Bericht des Johannes wird uns mitgeteilt, dass Judas der Rädelsführer der Jünger war, als sie diese Meinung vorbrachten. Obwohl er scheinbar um die Armen besorgt war, waren seine Motive weniger edel, als es den Anschein erweckte: »Er sagte dies aber nicht, weil er für die Armen besorgt war, sondern weil er ein Dieb war und die Kasse hatte und beiseite schaffte, was eingelegt wurde« (Johannes 12,6).

Die Feststellung, dass Judas Kassenverwalter des Jüngerkreises war, ist bedeutsam. Dies lässt erkennen, wie sehr man ihm vertraute (vgl. Psalm 41,10). Und die Tatsache, dass die anderen in diesem Fall seinem Beispiel folgten, zeigt, dass er nicht nur ihr Vertrauen, sondern in außerordentlich hohem Maße auch ihre Achtung erworben hatte. Offensichtlich hatte keiner der anderen Jünger je geahnt, dass er zum Verräter werden sollte. Selbst als Jesus weissagte, dass einer von den Zwölfen ihn verraten würde, zeigte nämlich keiner mit dem Finger auf Judas. Sie alle schienen eher sich selbst als Verräterkandidaten zu sehen, statt Judas den Verrat zuzutrauen (Markus 14,19).

Es ist typisch für die Gesinnung des Judas, dass er sein Missfallen über Marias Tat nicht laut vor Jesus zum Ausdruck brachte. Nach dem Bericht des Markus erörterten die Jünger die Angelegenheit zunächst im kleinen Kreis unter sich, bevor sie Maria anführten und mit scharfen Worten zurechtwiesen (Markus 14,4-5).

Obwohl sie offensichtlich versucht hatten, ihr Missfallen vor Jesus zu verbergen, wusste dieser Bescheid. Und er wies sie dafür zurecht, dass sie sich über sie aufgeregt hatten: »Lasst sie!« (Markus 14,6; vgl. Johannes 12,7).



Hier ging es um Gott in Menschengestalt, der eines solchen Aktes der Anbetung würdig ist. Er stand im Begriff, für die Sünden anderer zu sterben. Wenn dies nicht so gewesen wäre, hätten die restlichen Worte seiner Erwidernung jegliches Mitgefühl und jegliche Nächstenliebe vermissen lassen: »Denn die Armen habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit« (Matthäus 26,11). Dies waren ungewöhnlich klingende Worte aus dem Munde des Heilands, der immerhin dem reichen Jüngling geboten hatte, all seinen Besitz zu verkaufen und das Geld den Armen zu geben (Matthäus 19,21).

Doch hier gab Jesus lediglich eine im mosaischen Gesetz enthaltene Wahrheit wieder: »Denn der Arme wird nicht aus dem Land verschwinden. Darum befehle ich dir: ›Deinem Bruder, deinem Elenden und deinem Armen in deinem Land sollst du deine Hand weit öffnen‹« (5. Mose 15,11). Wir sind *ständig* zur Großzügigkeit gegenüber den Armen verpflichtet, wobei Jesus deren Bedeutung nicht einschränkte, sondern unterstrich. In *diesem* Augenblick ging es jedoch um ein dringlicheres Anliegen als um irdische Armut. Christus stand vor seinem Tod. Sein irdischer Dienst neigte sich dem Ende zu. Er hatten ihnen dies bereits gesagt. Bald würden sie ihn nicht mehr bei sich haben.

Maria hatte stets zu den aufmerksameren Menschen gezählt, wenn sie zuhörte, wie Christus lehrte (Lukas 10,39). Sie hat vielleicht mehr als die anderen verstanden. Offensichtlich spürte sie, dass Christus sich an einem bedeutenden Wendepunkt seines irdischen Dienstes befand. Ob dies bedeutete, dass sie umfassend verstand, wie nah er dem Tod war, ist nicht völlig klar. Es ist eher unwahrscheinlich, dass Maria mit vollem Bewusstsein erfasste, dass Christi Tod so nahe bevorstand. Sie wollte ihre Geste wahrscheinlich einfach als Akt tiefer Anbetung verstanden wissen.

In diesem Akt fand sich jedoch eine sinnbildliche Bedeutung, die von Gott selbst in souveräner Weise hineingelegt wurde. Jesus sagte: »Denn als sie dieses Salböl über meinen Leib goss, tat sie es zu meinem Begräbnis« (Matthäus 26,12). Und damit sehen wir erneut, wie die souveräne Hand Gottes jedes der ablaufenden Ereignisse

für seine Zwecke arrangierte. Was Maria aufgrund ihrer Liebe und Anbetungshaltung gegenüber Christus tat, hatte eine tiefere Bedeutung: Es war eine von Gott bestimmte, symbolische Tat, die Christus auf seinen Tod und sein Begräbnis vorbereitete. Es war in gewisser Hinsicht ein Zeichen der Liebe des Vaters gegenüber dem Sohn, das darauf hindeutete, dass seine Zeit jetzt gekommen war.

## **Der Verräter und sein Geschäft**

Es kann durchaus sein, dass Judas in seinem Inneren enttäuscht war wie nie zuvor, als er von Christus bei dieser Gelegenheit zurechtgewiesen wurde. Er hatte vielleicht die messianische Legitimation Jesu in Frage gestellt. Immerhin erwartete er – wie fast jeder seiner Landsleute – einen Messias, der Israel von der Unterdrückung durch Rom befreien und seinen Thron aufrichten würde. Judas (sowie die anderen Jünger) hatten zweifellos gehofft, an der Herrlichkeit und Macht dieses Reiches Anteil zu haben (vgl. Matthäus 20,20-21). Doch als Jesus immer mehr von seiner Verwerfung und seinem bevorstehenden Tod sprach, erlosch Judas' Begeisterung, ihm nachzufolgen. Er hatte drei Jahre lang ausgehalten in der Hoffnung, dass Jesus den Thron Davids einnehmen und ihm eine hohe Stellung übertragen würde. Seine Motive scheinen die ganze Zeit über Habgier und ein egoistischer Machthunger gewesen zu sein.

Dazu kommt die Tatsache, dass er Beträge aus der Kasse der Jünger, für die er verantwortlich war, entwendete. Er beobachtete verärgert, wie solche kostbaren Geschenke – ein Pfund reiner Narde und ein Alabasterfläschchen – von einer Jüngerin dahingegeben wurden, die weiter nichts wollte, als Christus anzubeten. Wäre es eine finanzielle Gabe gewesen, hätte sich ihm die Chance zur Unterschlagung geboten. Weil diese nun dahin war, mag er sofort beschlossen haben, den Verlust wieder gutzumachen, indem er Jesus für Geld verriet. Und somit hat er vielleicht gerade in diesem Augenblick seine endgültige Entscheidung getroffen, zum Verräter zu werden, indem er Jesus an seine Feinde auslieferte.

Lukas berichtet, dass ungefähr zu diesem Zeitpunkt Satan selbst in Judas fuhr (Lukas 22,3). Der Teufel bediente sich seiner Habgier und nutzte die Tatsache aus, dass sein Herz nicht erneuert war, sondern Jesus bis jetzt völlig verächtlich zurückgewiesen hatte. Er nahm von Judas buchstäblich Besitz, um den bevorstehenden Akt des Verrats auszuführen. Was Judas betrifft, so begab er sich willentlich unter die Herrschaft der Mächte der Finsternis, als er sich in diesem letzten Akt der Verwerfung von Christus abwandte. Damit wurde er zu einem Werkzeug Satans. Matthäus sagt uns: »Dann ging einer von den Zwölfen, Judas Iskariot mit Namen, zu den Hohenpriestern und sprach: ›Was wollt ihr mir geben, und ich werde ihn euch überliefern?‹ Sie aber setzten ihm dreißig Silberlinge fest. Und von da an suchte er Gelegenheit, ihn zu überliefern« (Matthäus 26,14-16).

Vielleicht ist Judas genau in jener Stunde in das Haus des Kaiphas gegangen, als die Mitglieder des Hohen Rats zusammenkamen, um ihre Verschwörung gegen Jesus auszuhecken. Jedenfalls ließen sich Judas' Verratsabsichten perfekt mit ihrem Anschlag verbinden. Daraufhin wogen sie sofort den Verräterlohn ab und bezahlten ihn aus.

Es war der Preis für einen Sklaven – dreißig Silberlinge, wobei diese wahrscheinlich mit dreißig Schekel Silber identisch waren (2. Mose 21,32). Dreißig Schekel entsprachen etwa 120 Denaren – vom Wert her also weniger als das Nardenöl Marias. Judas ist möglicherweise sogar der Selbsttäuschung erlegen, dass eine Art ausgleichende Gerechtigkeit in diesem Tun liege und dies eine Antwort auf Marias Tat sei, die seiner Überzeugung nach maßlos übertrieben war.

Die Mitglieder des Hohen Rats freuten sich zweifellos besonders über die Tatsache, dass sie bei ihrer Verschwörung von einem Angehörigen des engeren Jüngerkreises Jesu Unterstützung erhielten. Vielleicht haben sie sich dabei auch eingebildet, dass dies irgendwie ihre bösen Pläne rechtfertige.

Und von diesem Zeitpunkt an suchte Judas nach einer Gelegenheit, Jesus zu verraten. Nachdem er bereits das Geld für die Tat angenommen hatte, stand er unwiderruflich in der Pflicht. Nun musste er

lediglich einen Anlass abpassen, bei dem Jesus ganz oder fast ganz allein war, um den Plänen des Hohen Rats zu entsprechen, Jesus still und heimlich gefangen zu nehmen. Und er beschloss letztendlich, dass sich die beste Gelegenheit in Gethsemane bieten würde, wo sich Jesus oft mit seinen engsten Freunden zum Gebet aufhielt.

Aus der irdischen Perspektive betrachtet, hatte es den Anschein, als würden die Intrigen der Feinde Jesu von Anfang an vollkommen zusammenpassen. Die Mitglieder des Hohen Rats waren zweifelsohne außer sich vor Freude, einen zusätzlichen Verschwörer aus dem engeren Jüngerkreis Jesu zu haben. Judas war unzweifelhaft erfreut darüber, so schnell aus seinem Verratsangebot Nutzen gezogen zu haben. Vom Standpunkt der Feinde Jesu aus gesehen passte alles genau zusammen.

Zu diesem Zeitpunkt erkannte niemand, was Jesus sah: Im Grunde wurde ein höherer Plan verwirklicht. Es war der ewige Plan eines souveränen Gottes – ein Plan, der schon vor Grundlegung der Welt festgelegt war. Und vom ersten Augenblick der Verschwörung an wurde die Tatsache, dass Gott souverän alles unter Kontrolle hatte, durch all die Prophetien verdeutlicht, die in Erfüllung gingen, als das dramatische Geschehen in völliger Übereinstimmung mit Gottes ewigen Ratschlüssen ablief. Somit besteht die erste und grundlegendste Lektion, die wir dem Mord an Jesus entnehmen können, in der Wahrheit, dass Gott absolut souverän über allem bleibt. Er bleibt es auch dann, wenn es scheint, als ob die schlimmsten Komplote sündiger Menschen ihr unheimliches Ziel erreichen.

## Kapitel 2

Der Lehrer sagt: »Meine Zeit ist nahe ... (ich) halte ... das Passah mit meinen Jüngern.«

Matthäus 26,18

### Das Letzte Mahl

Das Passah war das erste Fest des jüdischen Kalenders. Es wurde alljährlich »im ersten Monat, am Vierzehnten des Monats, zwischen den zwei Abenden« gefeiert (3. Mose 23,5). Bei dieser Gelegenheit gedachte jede Familie der Befreiung des Volkes aus Ägypten, indem sie ein fehlerloses Lamm opferte. Das Fest war darüber hinaus das älteste aller jüdischen Festzeiten, wobei das erste Passah an dem Abend gefeiert wurde, als Israel aus Ägypten befreit wurde.

Dem Passah folgte unmittelbar das Fest der ungesäuerten Brote (3. Mose 23,6). Dies war ein einwöchiges Fest, so dass die gesamte Festzeit acht Tage umfasste. Die beiden Feste waren so eng miteinander verbunden, dass der achttägige Zeitraum manchmal als »Passah« und manchmal als »Fest der ungesäuerten Brote« bezeichnet wurde. (Das Neue Testament benutzt diese Begriffe gelegentlich austauschbar und lässt damit den gleichen allgemeinen Sprachgebrauch erkennen.) Doch rein sachlich gesehen bezieht sich das »Passah« auf den Vierzehnten des Nisan (des ersten Monats im jüdischen Kalender), während es beim »Fest der ungesäuerten Brote« um die verbleibenden sieben Tage der Festzeit geht, die am 21. Nisan endete.

Vier Tage vor dem Passah, am 10. Nisan, sollte jede Familie in Israel ein fehlerloses Opferlamm auswählen und dieses Lamm bis zum Passah von der übrigen Herde aussondern. Dann sollte das Lamm geschlachtet werden (2. Mose 12,3-6). Während jener letzten Woche vor seiner Kreuzigung hatten wohl auch Jesus und seine

Jünger dies getan, indem sie am Montag dieser Woche ein Lamm auswählen ließen.

Erinnern wir uns: Geschichtliche Zeugnisse aus der Zeit Jesu deuten darauf hin, dass immerhin eine Viertel Million Lämmer während einer normalen Passahfestzeit geschlachtet wurden. Um diese Aufgabe auszuführen, waren Hunderte von Priestern notwendig. Da alle Lämmer während einer zweistündigen Zeit unmittelbar vor der Dämmerung des 14. Nisan getötet wurden (2. Mose 12,6), hatte man etwa 600 Priester gebraucht, wobei jeder durchschnittlich vier Lämmer pro Minute schlachten musste, um die Aufgabe an einem Abend bewältigen zu können. Nach der Überlieferung durften nur maximal zwei Männer ein Lamm zur Schlachtung in den Tempel bringen. Nachdem das Lamm jeweils geschlachtet worden war, musste es sofort nach Hause gebracht und gebraten werden. Trotzdem herrschte auf dem Tempelberg ein Gedränge ohnegleichen, wenn man bedenkt, dass sich während der Schlachtung der Lämmer immerhin eine halbe Million Menschen in einem Zeitraum von zwei Stunden über das Tempelgelände bewegten.

Die Juden zur Zeit Jesu hatten jedoch zwei unterschiedliche Methoden der Kalenderberechnung – eine Tatsache, die dazu beitrug, das Problem zu entschärfen. Die Pharisäer sowie die Juden aus Galiläa und den Nordbezirken Israels zählten ihre Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenaufgang. Die Sadduzäer sowie die Einwohner von Jerusalem und der umliegenden Gebiete zählten die Tage jedoch von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang. Dies bedeutete, dass der 14. Nisan für einen Galiläer auf den Donnerstag fiel, während er für die Bewohner Jerusalems auf den Freitag fiel. Und somit konnte das Schlachten der Lämmer an zwei aufeinander folgenden Tagen in einem jeweils zweistündigen Zeitraum stattfinden, wodurch die Arbeit der Priester etwas erleichtert wurde. Etwa die Hälfte der Lämmer konnte am Donnerstag geschlachtet werden, während die andere Hälfte am Freitag getötet wurde.

(Durch diese komplizierten Details hinsichtlich der Kalenderfrage lässt sich erklären, warum Jesus und seine Jünger – die außer

Judas ausnahmslos Galiläer waren – das Passahmahl am Donnerstagabend im Obersaal aßen, obwohl Johannes 18,28 bemerkt, dass die jüdischen Führer – die alle in Jerusalem wohnten – am folgenden Tag noch nicht das Passah gefeiert hatten, als Jesus zu seinem Verhör ins Prätorium gebracht wurde. Ebenso lässt sich dadurch erklären, warum nach Johannes 19,14 Jesu Prozess und Kreuzigung am Rüsttag des Passah stattfinden konnten.)

Doch auch so war die Menge des Blutes, das bei all jenen Opfern anfiel, ungeheuer groß. Das Blut ließ man vom steilen Osthang des Tempelbergs in das Kidrontal fließen. Aufgrund dessen war der gleichnamige Bach mehrere Tage lang blutrot gefärbt. Dies erinnerte anschaulich an den furchtbaren Preis für die Sünde.

Natürlich konnten all das Blut und all diese Tiere im Grunde keine Sühnung für Sünde erwirken: »Denn unmöglich kann Blut von Stieren und Böcken Sünden hinwegnehmen« (Hebräer 10,4). Die Lämmer versinnbildlichten lediglich ein vollkommeneres Opfer, das Gott selbst bereitstellen würde, um Sünden wegzunehmen. Deshalb sah Johannes der Täufer über diese Tieropfer hinaus und verwies auf das wahre »Lamm Gottes, das die Sünde der Welt wegnimmt« (Johannes 1,29). Es sollte nicht mehr lange dauern, bis die volle Bedeutung dieser Prophetie enthüllt wurde.

## **Das Letzte Mahl wird vorbereitet**

Am Morgen dieses Donnerstags begannen die Jünger mit ihren Vorbereitungen für die Passahfeier. »Am ersten Tag des Festes der ungesäuerten Brote [hier gebrauchte Matthäus den allgemein verbreiteten umgangssprachlichen Ausdruck, der die beiden großen Feste miteinander verband] aber traten die Jünger zu Jesus und sprachen: ›Wo willst du, dass wir dir das Passahmahl zu essen bereiten?‹« (Matthäus 26,17).

Aus dem Bericht des Matthäus lässt sich entnehmen, dass Jesus viele der Einzelheiten bereits im Voraus geklärt hatte. Da so viele Israeliten jährlich zum Fest nach Jerusalem kamen, war es üblich,

dass die Stadtbewohner im eigenen Besitz befindliche Räumlichkeiten vermieteten. Somit konnten Besucher einen separaten Raum nutzen, um das Passahmahl mit Freunden und Familienangehörigen zusammen zu essen. Jesus hatte offensichtlich Vorbereitungen für die Nutzung eines solchen Raumes getroffen, wo er und die Jünger feiern konnten. Es war ein Obersaal, der wahrscheinlich von einem Mann zur Verfügung gestellt wurde – einem Mann, den Jesus kannte und der seinerseits an Jesus glaubte, aber vielleicht den Jüngern unbekannt war. In keinem der Berichte in den Evangelien wird er namentlich genannt. Jesus hatte diese Vorbereitungen jedenfalls im Verborgenen getroffen, um zu verhindern, dass im Voraus bekannt würde, wo er an diesem Abend mit seinen Jüngern sein wollte. (Wenn Judas im Vorhinein den Ort des Letzten Mahls gekannt hätte, wäre es für ihn ein Leichtes gewesen, den Mitgliedern des Hohen Rats mitzuteilen, wo sie Jesus finden konnten. Im Plan Gottes war es jedoch erforderlich, dass Jesus mit seinen Jüngern das Letzte Mahl feierte, bevor er verraten wurde.)

Es mussten viele Vorbereitungen getroffen werden. Man musste nicht nur das Lamm im Tempel schlachten lassen und es dann zurückbringen, um es zu braten. Auch andere Bestandteile des Mahls mussten vorbereitet werden. An erster Stelle unter den dazugehörigen Bestandteilen einer Passahfeier standen ungesäuertes Brot, Wein und eine Schüssel mit bitteren Kräutern. Die Verantwortung für die Zubereitung dieser Bestandteile verteilte sich vermutlich auf mehrere Jünger. Außerdem ging es darum, den Raum und den Tisch herzurichten. Darum kümmerte sich bereits ein Diener desjenigen Mannes, dem der Obersaal gehörte.

Daher sagte Jesus zu ihnen: »Geht in die Stadt zu dem und dem und sprecht zu ihm: ›Der Lehrer sagt: Meine Zeit ist nahe; bei dir halte ich das Passah mit meinen Jüngern‹« (Matthäus 26,18). Nach Markus 14,13 und Lukas 22,10 sagte Jesus ihnen, dass der gesuchte Mann »einen Krug Wasser trägt«. Weil das Wassertragen normalerweise Aufgabe der Frauen war, würden sie den Mann leicht identifizieren können. Jesus, der alles weiß (Johannes 16,30), wusste genau,



wo der Mann sein würde, wenn sie ihm begegneten. Dies beinhaltet noch einen weiteren Beweis dafür, dass er all diese Ereignisse souverän unter Kontrolle hatte.

Aus Lukas 22,8 erfahren wir, dass es Petrus und Johannes waren, die speziell beauftragt wurden, den betreffenden Mann ausfindig zu machen und bei der Vorbereitung des Obersaals zu helfen. Markus sagt, dass sie den Mann ausfindig machen, ihm nach Hause folgen und dann dem Hausbesitzer das wiederholen sollten, was Jesus ihnen gesagt hatte. Dann würden sie »einen großen Obersaal ... mit Polstern ausgelegt und fertig« vorfinden (Markus 14,15). Sie »taten, wie Jesus ihnen befohlen hatte, und bereiteten das Passah« (Matthäus 26,19).

Es liegt eine tiefe Bedeutung in Jesu Aussage (»Meine Zeit ist nahe ... (ich) halte ... das Passah«; V. 18). Schon früher hatten Petrus und Johannes ihn sagen hören: »Meine Zeit ist noch nicht da« (Johannes 7,6). Bei anderen vorangegangenen Gelegenheiten hatte er ähnliche Aussagen gemacht. Seine Zeit stand jetzt unmittelbar bevor – der Augenblick, für den er in die Welt gekommen war. Deshalb teilte er Petrus und Johannes diese Tatsache einfach mit. Er wusste, dass ihm noch ein Abend blieb, den er mit seinen Jüngern verbringen würde, und zwar bei der Feier des Passah. In dem mit »ich will ... das Passah feiern« (Luther' 84) übersetzten griechischen Ausdruck wird eine im Präsens stehende Wendung gebraucht, um ein künftiges Ereignis auszudrücken (wörtlich »[ich] halte ... das Passah« – wie in Revidierter Elberfelder). Somit unterstrich er die Tatsache, dass dieser Plan Gottes in keiner Weise durchkreuzt werden konnte.

Es war von entscheidender Bedeutung, dass Christus dieses letzte Passah feierte. Im weiteren Verlauf des Abends würde er seinen Jüngern sagen: »Mit Sehnsucht habe ich mich gesehnt, dieses Passahmahl mit euch zu essen, ehe ich leide. Denn ich sage euch, dass ich es gewiss nicht mehr essen werde, bis es erfüllt sein wird im Reich Gottes« (Lukas 22,15-16). Die Ereignisse dieses Abends würden in den Höhepunkt all dessen einmünden, was sämtliche bisherigen Passahfeiern vorgeschattet hatten: Die Opferung des wahren

Lammes Gottes stand unmittelbar davor. Daher würde dieses letzte Passah bedeutungsschwer sein – in viel größerem Maße als jede andere Passahfeier, die in den frömmsten jüdischen Familien je stattgefunden hat.

## Die Feier des Mahls

Hinsichtlich der restlichen Ereignisse dieses Tages – bis hin zum Passahmahl selbst – schweigen die Berichte der Evangelien völlig. Möglicherweise hat Jesus den Tag im Gebet verbracht, indem er mit seinem Vater allein war, während die Jünger das Passah vorbereiteten. Welche Aktivitäten auch immer den Tag füllten: Zur festgesetzten Zeit trafen sich Jesus und seine Jünger, um den Obersaal aufzusuchen, wo alles vollständig vorbereitet war. Der Apostel Johannes widmet der ausführlichen Wiedergabe der in dieser Nacht gehaltenen Rede Jesu mehrere Kapitel (Johannes 13-17). (Eine umfassende Auslegung der Obersaalrede würde den Rahmen des vorliegenden Werkes sprengen. Ich habe mich damit jedoch in einem anderen Buch befasst.)<sup>1</sup>

Matthäus geht dann unmittelbar zum Geschehen im Obersaal und zur Feier des Passahmahls über: »Als es ... Abend geworden war, legte er sich mit den Zwölfen zu Tisch« (Matthäus 26,20). Es wird Donnerstagabend nach 18 Uhr gewesen sein, als sie sich zum Mahl einfanden. Das griechische, mit »zu Tisch legen« übersetzte Verb heißt *anakeimai*, das auch »sich zurücklehnen« bedeutet. Es war allgemein üblich, ein derartiges Mahl auf einem niedrigen Tisch aufzutragen. Dabei lehnten sich die Gäste zurück, um es einnehmen zu können. Aus dem Bericht des Johannes erfahren wir, dass Christus und die Jünger im Liegen aßen, weil es in Johannes 21,20 heißt, dass Johannes sich an Jesu Brust gelehnt hatte.

Dies stand im krassen Gegensatz zum ersten Passah, das in Eile und stehend gegessen wurde – die Kleider reisefertig gegürtet, die

---

<sup>1</sup> John MacArthur, *The Legacy of Jesus* (Chicago: Moody, 1986).

Sandalen an den Füßen und der Stab in der Hand (2. Mose 12,11). Damals bereiteten sich die Israeliten auf ihre Flucht aus Ägypten vor. Diesmal war keine Flucht geplant. Christus würde von hier aus in den Garten Gethsemane gehen, wo er durch Verrat in die Hände seiner Mörder ausgeliefert werden würde. Seine Zeit stand unmittelbar bevor.

Es gab eine althergebrachte Reihenfolge bei der Festordnung eines Passahs. Zunächst wurde ein Becher Wein herumgegeben, der erste von vier Bechern, die während dieses Mahls gereicht wurden. Jeder Anwesende nahm einen Schluck aus einem gemeinsamen Becher. Bevor der Becher herumging, sprach Jesus das Dankgebet (Lukas 22,17).

Nachdem man den ersten Becher herumgegeben hatte, fand eine zeremonielle Waschung statt, um die Notwendigkeit sittlicher und geistlicher Reinigung zu versinnbildlichen. Wahrscheinlich entstand gerade während dieser zeremoniellen Waschung »ein Streit unter ihnen, wer von ihnen für den Größten zu halten sei« (Lukas 22,24). Johannes berichtet, dass Jesus »von dem Abendessen (aufstand) und ... die Oberkleider (ablegte); und er nahm ein leinenes Tuch und umgürtete sich. Dann gießt er Wasser in das Waschbecken und fing an, die Füße der Jünger zu waschen und mit dem leinenen Tuch abzutrocknen, mit dem er umgürtet war« (Johannes 13,3-5). Indem er die Rolle des niedrigsten Knechtes einnahm, wandelte Christus die Zeremonie der Waschung in eine anschauliche Lektion über Demut und wahre Heiligkeit um. Äußeres Waschen nützt nichts, wenn das Herz verunreinigt ist. Und Stolz ist ein sicherer Beweis dafür, dass das Herz gereinigt werden muss. Christus gebrauchte ein ähnliches Argument, als er in Matthäus 23,25-28 zu den Pharisäern sprach. Nun wusch er den Jüngern die Füße und veranschaulichte damit, dass selbst Gläubige, deren Herzen erneuert wurden, immer wieder von der äußeren Verunreinigung durch die Welt befreit werden müssen.

Seine Tat war ein Vorbild wahrer Demut. Das Waschen der Füße war eine Aufgabe, die im Normalfall dem rangniedrigsten Sklaven

übertragen wurde. Normalerweise stand in einem derartigen gemieteten Festsaal ein Diener zur Verfügung, der den Gästen beim Hereinkommen die Füße wusch. Wenn jemand diese Geste ausließ, wurde dies als große Unhöflichkeit angesehen (vgl. Lukas 7,44). Das Waschen der Füße war notwendig, weil sich Staub, Schmutz und andere Verunreinigungen darauf absetzten, wenn man als Fußgänger auf den ungepflasterten Wegen in und um Jerusalem umherging. Doch offensichtlich gab es keinen Diener, der diese Aufgabe verrichtete, als Jesus und die Jünger im Obersaal eintrafen. Statt sich daher herabzulassen, einen solch erniedrigenden Dienst aneinander zu tun, hatten die Jünger ihre Füße einfach ungewaschen gelassen. Jesu Geste beinhaltete sowohl einen bewegenden Akt der Selbsterniedrigung als auch einen leisen, an die Jünger gerichteten Tadel (vgl. Johannes 13,6-9). Sie umfasste ebenso ein Vorbild für diejenige Demut, die er von allen Christen erwartet (V. 15; vgl. Lukas 22,25-26).

Nach der zeremoniellen Waschung ging das Passah weiter, indem man gemäß 2. Mose 12,8 die bitteren Kräuter aß. (Dies waren Petersilie, Endivie und ähnliche Blattgemüsearten.) Die Bitterkeit der Kräuter riefen Erinnerungen an die harte Knechtschaft Israels in Ägypten wach. Die Kräuter wurden mit Stücken von ungesäuertem Brot gegessen, die man in eine Zubereitung, *Charoset* genannt, tauchte. Dies war eine Paste aus Granatäpfeln, Äpfeln, Datteln, Feigen, Rosinen und Essig. *Charoset* verglich man mit dem Mörtel eines Maurers – und es erinnerte auch an die Sklaverei der Israeliten in Ägypten, wo sie Ziegel brannten.

Als Nächstes wurde der zweite Becher weitergegeben. Genau an dieser Stelle erklärte der Haushaltsvorstand (in diesem Fall war es zweifellos Jesus) die Bedeutung des Passah (vgl. 2. Mose 12,26-27). In einer traditionellen jüdischen Passahfeier stellt das jüngste Kind vier vorher festgelegte Fragen, deren Antworten aus einer poetischen Nacherzählung des Auszugs aus Ägypten entnommen sind.

Während man den zweiten Becher weiterreichte, wurden Psalmen gesungen. Traditionell entstammten die beim Passah gesunge-

nen Psalmen dem *Hallel* (hebräisch für »Lobpreis«; dies ist das Wort, von dem der Begriff *Halleluja* abgeleitet ist). Das Hallel bestand aus sechs Psalmen und begann mit Psalm 113. Die Hallel-Psalmen wurden vermutlich der Reihe nach gesungen, wobei an dieser Stelle der Zeremonie die ersten beiden gesungen wurden.

Danach wurde das geröstete Lamm aufgetragen, bevor die nächste Zeremonie folgte: Der Haushaltsvorstand wusch sich dann nochmals die Hände, brach das ungesäuerte Brot und verteilte die Stücke an jeden der um den Tisch versammelten Anwesenden, die sie dann – zu dem Lamm – aßen.

## Der Verrat wird vorausgesagt

Vermutlich an irgendeiner Stelle in diesem frühen Stadium des Mahls – möglicherweise beim Essen des Lammes – machte Jesus eine Mitteilung, die Schlimmes ahnen ließ: »Und während sie aßen, sprach er: ›Wahrlich, ich sage euch: Einer von euch wird mich überliefern‹« (Matthäus 26,21). Mehrmals zuvor hatte er seinen Tod vorausgesagt. Dies war jedoch das erste Mal, dass er davon gesprochen hatte, wie einer seiner eigenen Jünger ihn verraten würde.

Man kann nur vermuten, wie sehr dies die festliche Atmosphäre getrübt hatte, die zum größten Teil bis jetzt wohl herrschte. Für »verraten« steht im Griechischen das Verb *paradidōmai* – ein Wort, das gebraucht wird, wenn ein Gefangener dem Strafvollzug überstellt wird. Es ist dasselbe Wort, das in Matthäus 4,12 benutzt wird. Dort wurde Johannes der Täufer ins Gefängnis geworfen. Der Gedanke war für die meisten der Jünger unvorstellbar: Einer von ihnen sollte Jesus seinen Feinden ausliefern! Und dennoch wusste offensichtlich jeder, dass er in seinem eigenen Herzen zu solch einem Verrat *fähig* war: »Sie wurden sehr betrübt, und jeder von ihnen fing an, zu ihm zu sagen: ›Ich bin es doch nicht, Herr?‹« (Matthäus 26,22).

Jesus sagte nichts, um ihre Ängste zu zerstreuen, sondern unterstrich vielmehr in seiner Erwiderung, wie abscheulich der Verrat war, der stattfinden sollte: »Der mit mir die Hand in die Schüssel

eintaucht, der wird mich überliefern« (V. 23). Wie ungeheuerlich das Böse ist, das einer solchen Heuchelei und einem solchen Verrat innewohnt, wurde in einem der Psalmen Davids in vollendeter Form beschrieben:

*Denn nicht ein Feind höhnt mich,  
sonst würde ich es ertragen;  
nicht mein Hasser hat großgetan gegen mich,  
sonst würde ich mich vor ihm verbergen;  
sondern du, ein Mensch meinesgleichen,  
mein Freund und mein Vertrauter,  
die wir die Süße der Gemeinschaft miteinander erlebten,  
ins Haus Gottes gingen in festlicher Unruhe!*

Psalm 55,13-15

In Psalm 41,10 verfasste David eine ähnliche Klage über seinen bewährten Ratgeber Ahitofel, der sich Absaloms Aufstand gegen David anschloss: »Selbst mein Freund, auf den ich vertraute, der mein Brot aß, hat die Ferse gegen mich erhoben.«

Nach Johannes 13,18 zitierte Jesus Psalm 41,10 in dieser Nacht im Obersaal. Damit wird deutlich, dass der Psalm eine messianische Bedeutung hatte, deren Verwirklichung unmittelbar bevorstand.

Der Verrat an Christus gehörte wie jede andere Einzelheit des Passionsgeschehens zu Gottes ewigem Erlösungsplan. Jesus bestätigte diese Tatsache, als er sagte: »Der Sohn des Menschen geht zwar dahin, wie über ihn geschrieben steht« (Matthäus 26,24). Gott würde den Verrat, den Judas beging, in seinen Plan zur Erlösung ungezählter Scharen einbauen. Und dennoch war der Akt des Verrats als solcher damit nicht gerechtfertigt. Genauso kann – wenn Gott eine böse Tat benutzt, um seine heiligen Ratschlüsse zustande zu bringen – das Böse an sich nicht als gut bezeichnet werden. Die Tatsache, dass Gottes souveräne Ratschlüsse immer gut sind, verließ Judas' bösen Absichten nicht irgendwie einen Heiligenschein.

Im Gegensatz zu dem, was einige vorgebracht haben, war Judas ein bereitwilliges Werkzeug des Bösen (Johannes 6,70) und kein Heiliger, der es nicht besser wusste. Ihm war die ewige Verdammnis beschieden. Und auch Christus unterstrich diese Tatsache in Matthäus 26,24: »Der Sohn des Menschen geht zwar dahin, wie über ihn geschrieben steht. Wehe aber jenem Menschen, durch den der Sohn des Menschen überliefert wird! Es wäre jenem Menschen gut, wenn er nicht geboren wäre.«

Mit Ausnahme von Judas waren die Jünger über den Gedanken entsetzt, dass einer aus ihren Reihen einer solch unheimlichen Tat schuldig werden würde. Und doch ist es bemerkenswert, dass sie zunächst nicht mit dem Finger aufeinander zeigten, sondern sich selbst prüften. Gerade erst waren sie von Christus zurechtgewiesen worden, weil sie keine Demut erkennen ließen, als sie einander nicht die Füße wuschen. Noch immer dachten sie zweifellos darüber nach, wie anfällig sie für Sünde waren. Nun waren sie gezwungen, einer noch beunruhigenderen Zukunft ins Auge zu sehen: Unter dieser verschworenen Schar von Männern, die einander absolut vertrauten, gab es einen Verräter. Jeder prüfte sein eigenes Herz und stellte in dem Bewusstsein, dass man in der eigenen Sündhaftigkeit grobe Fehler begehen kann, Jesus angstvoll die Frage: »Ich bin es doch nicht?« Jeder fragte sich vermutlich, ob er irgendwie unwissentlich etwas getan haben könnte, was den Herrn in Gefahr brachte, oder ob er den Feinden seinen Aufenthaltsort verraten haben könnte.

Bei Johannes heißt es: »Die Jünger blickten einander an, in Verlegenheit darüber, von wem er rede« (Johannes 13,22). Wiederum gab es bis zum diesem Punkt nichts – sowohl im Verhalten des Judas als auch darin, wie Jesus ihn behandelte –, was den anderen Jüngern einen Anhaltspunkt hätte geben können, dass Judas der Verräter war. Obwohl es heißt: »Jesus wusste von Anfang an, welche es waren, die nicht glaubten, und wer es war, der ihn überliefern würde« (Johannes 6,64), war er Judas gegenüber nie zurückhaltend gewesen oder auf Distanz gegangen. Er hatte ihn stets mit derselben liebevollen Zuwendung und Güte behandelt wie alle anderen auch.

Und außerdem war Judas Kassenverwalter und schien daher ein besonders großes Vertrauen vonseiten der anderen genossen zu haben. Er gehörte wahrscheinlich zu denjenigen Jüngern, die andere aus dem Zwölferkreis am wenigsten als Verräter vermutet hätten. Und dennoch war sein ganzes Verhältnis zu Jesus eine einzige Farce.

## Der Verräter wird entlarvt

Um den Schein noch ein wenig länger zu wahren, beteiligte sich auch Judas an der Fragestellung: »Ich bin es doch nicht, Rabbi?« (Matthäus 26,25). Im griechischen Ausdruck schwingt eine gespielte Ungläubigkeit mit. Eine amerikanische Übersetzung gibt dies treffend mit »Sicherlich bin ich es doch nicht, Rabbi« wieder (NASB).

Jesus erwiderte einfach: »Du hast es gesagt« (V. 25). Dies war offenbar eine leise, nur Judas geltende Bemerkung. Vielleicht ist auch den anderen Jünger ihre Bedeutung entgangen, weil der Apostel Johannes, der neben Jesus lag, sie nicht bemerkte. Johannes berichtet, dass Petrus ihm einen Wink gab, weil er erfahren wollte, über wen Jesus sprach:

Einer von seinen Jüngern, den Jesus liebte [auf diese Weise gibt sich Johannes in seinem gesamten Evangelium zu erkennen], lag zu Tisch an der Brust Jesu. Diesem nun winkt Simon Petrus zu erfragen, wer es wohl sei, von dem er rede. Jener lehnt sich an die Brust Jesu und spricht zu ihm: »Herr, wer ist es?« Jesus antwortete: »Der ist es, für den ich den Bissen eintauchen und ihm geben werde.« Und als er den Bissen eingetaucht hatte, nimmt er ihn und gibt ihn dem Judas, Simons Sohn, dem Iskariot (Johannes 13,23-26).

Selbst dieser Austausch fand offensichtlich im Flüsterton statt, denn keiner der anderen Jünger schien zu bemerken, dass Christus Judas als Verräter identifizierte. Als er Judas sagte: »Was du tust, tu schnell« (V. 27), sagte Johannes: »Keiner aber von den zu Tisch Liegenden



verstand, wozu er ihm dies sagte. Denn einige meinten, weil Judas die Kasse hatte, dass Jesus zu ihm sage: »Kaufe, was wir für das Fest benötigen«, oder dass er den Armen etwas geben solle« (V. 28-29).

Johannes berichtet auch, dass Satan in Judas fuhr, nachdem er das Stück Brot von Jesus entgegengenommen hatte (V. 27). Wie zuvor im Hohen Rat, als Judas mit dessen Mitgliedern den Verrat ausmachte, nahm der Teufel von ihm Besitz. Nachdem er sein Herz Jesus gegenüber verhärtet hatte, wurde er völlig zum Werkzeug des Bösen.

Judas' ewiges Geschick stand nun fest. Alles, was er noch tun musste, war der Verrat selbst. Und es hatte keinen Zweck, die Angelegenheit in die Länge zu ziehen. Ja, nach dem Willen Jesu sollte sich der satanisch besessene Verräter jetzt außerhalb des Raums befinden, damit er das Letzte Mahl mit seinen wahren Jüngern feiern konnte. Daher gab er Judas die Anweisung, die Tat schnell auszuführen.

Es lässt sich nicht mehr feststellen, ob Judas' ursprünglicher Plan darin bestand, Jesus in dieser Nacht zu verraten. Anhand von Matthäus 26,5 wissen wir natürlich, dass die jüdischen Führer es vorgezogen hätten, bis nach der Festzeit zu warten. Erst nach ihrem Ende – mindestens eine Woche später – wollten sie mit Jesus abrechnen. Doch der göttliche Zeitplan war perfekt, wobei die Ereignisse im Obersaal Judas' Entscheidung, Jesus noch in derselben Nacht zu verraten, besiegelten. Er wusste genau, wie er es anstellen musste, weil Jesus seit langem die Gewohnheit hatte, mit seinen Jüngern in Gethsemane zu beten (Johannes 18,2).

## Ein neues Mahl wird eingeführt

An dieser Stelle wurde ausgehend von der letzten Passahfeier ein neuer Bund und seine als »Mahl des Herrn« bekannte Ordnung eingeführt:

Während sie aber aßen, nahm Jesus Brot und segnete, brach und gab es den Jüngern und sprach: »Nehmt, esst; dies ist

mein Leib.« Und er nahm einen Kelch und dankte und gab ihnen den und sprach: »Trinkt alle daraus. Denn dies ist mein Blut des Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Ich sage euch aber, dass ich von nun an *nicht* mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken werde, bis zu jenem Tag, da ich es neu mit euch trinken werde in dem Reich meines Vaters.« Und als sie ein Loblied gesungen hatten, gingen sie hinaus zum Ölberg (Matthäus 26,26-30).

Das Passah feierten die Israeliten seit jenem Abend, da sie Ägypten unter Mose verlassen hatten – fast 1500 Jahre vor Christus. Es stellte den ältesten alttestamentlichen Ritus dar. Es ging der Gesetzgebung voraus. Es wurde vor jedem anderen jüdischen Fest eingeführt. Es war älter als das Priestertum, das Zelt der Begegnung und die übrigen Bestandteile der mosaischen Opferordnung.

In dieser letzten Nacht des Mahls war das Ende all jener Zeremonien und die Wirklichkeit dessen gekommen, was sie vorgeschattet hatten. Es war das letzte Passah der alten göttlichen Heilsordnung. Das Ende des Alten Bundes – mit all den zeremoniellen Elementen, die dazugehörten – stand unmittelbar bevor. An seiner Stelle sollte ein herrlicher Neuer Bund eingeführt werden, der nie wieder vergehen würde.

Die Feste und Riten sowie das Priestertum der mosaischen Haushaltung wiesen ausnahmslos auf den Großen Hohenpriester hin, der ein für allemal ein Opfer für Sünden darbringen würde. Dies sollte unmittelbar danach Wirklichkeit werden. Von jetzt an würde das Volk Gottes ein neues Mahl feiern, das im Gedächtnis auf das hohepriesterliche Werk Jesu zurückschaute.

Und somit nahm Jesus etwas von den Bestandteilen des Passahmahls und gab ihnen eine neue Bedeutung als Elemente der Ordnung des Neuen Bundes. Damit war das Passah für alle Zeiten beendet. Etwas Neues und Größeres hatte nun begonnen.

Matthäus stellt fest, dass Jesus und die Jünger noch das Passah feierten. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sie gerade aufgehört,

vom Lamm zu essen. Jetzt waren sie bereit, zum nächsten Bestandteil der Passahzeremonie – dem Herumreichen eines weiteren Bechers Wein – überzugehen.

Jesus nahm etwas von dem ungesäuerten Brot und »segnete« es bzw. sagte Gott Dank dafür. Dann brach er es und verteilte es an die Jünger mit den Worten: »Nehmt, esst; dies ist mein Leib.« Diese Worte haben die Jünger zweifellos erschüttert. Sie erinnern an Jesu Worte in Johannes 6. Dort bezeichnete er sich als das Brot des Lebens – das wahre Manna, das aus dem Himmel herabgekommen war. In diesem früheren Zusammenhang sprach er zu Tausenden, darunter vielen, die ihm wie Judas aus unlauteren Motiven heraus nachfolgten. Er sagte ihnen: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr nicht das Fleisch des Sohnes des Menschen esst und sein Blut trinkt, so habt ihr kein Leben in euch selbst« (Johannes 6,53). Bei dieser Gelegenheit waren seine Worte so schwierig zu verstehen, dass Johannes schrieb: »Von da an gingen viele seiner Jünger zurück und gingen nicht mehr mit ihm« (V. 66).

An keiner Stelle wird hier die abergläubische Vorstellung untermauert, die zur römisch-katholischen Transsubstantiationslehre führte – zu der Ansicht, dass Brot und Wein auf übernatürliche Weise tatsächlich in das Fleisch und Blut Christi verwandelt werden. Einige betonen jedoch nachdrücklich, dass Christus sagte: »Dies *ist* mein Leib« und nicht: »Dies *versinnbildlicht* meinen Leib« – und daher die Transsubstantiation lehre. Dem gesunden Menschenverstand leuchtet das nicht ein. Für die Jünger selbst konnte in diesen Worten nichts anderes liegen als eine sinnbildliche Bedeutung. Schließlich war sein Leib als solcher noch nicht als Opfer dargebracht worden. Er war physisch in diesem Leib anwesend, wobei sie ihm zuschauten, wie er das ungesäuerte Brot brach. Die Vorstellung, dass das Brot tatsächlich im wörtlichen Sinne in sein Fleisch verwandelt wird, hätte in diesem Augenblick keinerlei Sinn ergeben. Der einfache Sinn seiner Worte war ganz offensichtlich symbolisch zu verstehen – selbst wenn die Jünger zweifelsohne noch nicht die volle Bedeutung dieser Symbolik erfassten.

In ähnlicher Weise hatte Jesus einst von Johannes dem Täufer gesprochen: »Er ist Elia« (Matthäus 11,14). Auch hier hätte niemand *diese* Aussage im wörtlichen Sinne verstanden. Derartige Ausdrücke sind selbst heute gebräuchlich, wobei es ein Fehler ist, den Worten eine wörtliche Bedeutung beizumessen, wenn diese nicht vorhanden ist. Die Vorstellung von der Transsubstantiation ist für alle Arten von abergläubischen Ansichten und für abstoßenden Götzendienst verantwortlich. Daher ist es bedeutsam, dass wir nicht missverstehen, was Jesus hier meint, weil wir sonst die Bedeutung dieser Ordnung verfälschen.

Er führte das ein, was dem *Gedächtnis* seines Todes dienen (Lukas 22,19) und kein Ritus sein sollte, bei dem sein Leib unaufhörlich aufs Neue geopfert wird.

Nachdem sie das Brot gegessen hatten, nahm er den Kelch mit Wein, dankte erneut und sagte: »Trinkt alle daraus. Denn dies ist mein Blut des Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden« (Matthäus 26,27-28). (Das griechische, für die Danksagung gebrauchte Wort heißt *eucharistō*. Davon ist unser Ausdruck *Eucharistie* abgeleitet – eine Bezeichnung, die man in einigen kirchlichen Kreisen oft für die Feier des Abendmahls verwendet.)

Dies ist wahrscheinlich der dritte der vier Weinbecher gewesen, die während einer traditionellen Passahfeier herumgereicht wurden. Der dritte Becher wurde »Kelch der Segnung« genannt, was dem Ausdruck entspricht, den der Apostel Paulus gebraucht, wenn er in 1. Korinther 10,16 vom Kelch des Herrenmahls spricht.

Was Christus sagte, während er den Kelch weiterreichte, muss die Jünger noch mehr aus der Fassung gebracht haben als sein Hinweis auf das Brot als sein Leib. Es gab für den Geist eines Juden nichts Widerwärtigeres und Abscheulicheres als Blutgenuss in irgendeiner Form. Das alttestamentliche Zeremonialgesetz verbot streng jeglichen Blutgenuss bzw. jegliches Trinken von Blut (3. Mose 17,14). Deshalb werden bis heute koschere Speisen zubereitet, was so geschieht, dass daraus möglichst auch die letzte Spur von Blut beseitigt ist. In der jüdischen Urgemeinde war der Gedanke an den Blut-

genuss so anstößig, dass das Jerusalemer Apostelkonzil die heidnischen Gläubigen aufforderte, sich dieser Praxis aus Achtung vor den jüdischen Glaubensgeschwistern zu enthalten (Apostelgeschichte 15,20). Paulus verdeutlichte später, dass man keine Speisen als unrein betrachten sollte, wenn sie mit Danksagung genossen werden (1. Timotheus 4,4). Doch eine Abscheu vor dem Genuss von Blut war im jüdischen Bewusstsein so tief verwurzelt, dass selbst dann, als seine zeremonielle Unreinheit nicht mehr bestand, viele vor dieser Praxis Ekel empfanden.

Als Jesus daher den Jüngern einen Kelch mit den Worten »Trinkt alle daraus ... dies ist mein Blut« reichte, hätte er sicher ihre Empfindungen verletzt. Dies war eine schockierende Aussage, wobei man sich leicht vorstellen kann, wie die Jünger entsetzte Blicke wechselten und untereinander flüsterten, weil sie wissen wollten, was er gemeint haben könnte.

Die Tatsache, dass er es als »mein Blut des Bundes« bezeichnete, ist bedeutsam. Wichtige Bünde wurden stets mit dem Vergießen von Opferblut in Kraft gesetzt. Wenn jemand beispielsweise einen Bund mit einem seiner Mitmenschen schloss, schnitt der Betreffende manchmal ein Opfertier in zwei Stücke und legte diese auf den Boden. Damit sollte der Bund feierlich in Kraft gesetzt werden. Dann gingen die Bundespartner zusammen zwischen den Stücken des geschlachteten Tieres hindurch. Sie ließen damit erkennen, dass sie bereit waren, sich entzweischneiden zu lassen, wenn sie den Bund brechen würden. Auf diese Art der Bundeszeremonie wird in Jeremia 34,18 Bezug genommen. Wir erkennen sie auch in 1. Mose 15,9-18. Dort ließ Jahwe Abraham in einen tiefen Schlaf fallen und ging allein zwischen den Stücken des Tieres hindurch. Damit stellte er den bedingungslosen Charakter seines Bundes mit Abraham unter Beweis.

Als der mosaische Bund eingeführt wurde, setzte Mose ihn dadurch feierlich in Kraft, dass er mehrere große Stiere opferte. Er fing ihr Blut in großen Sprengschalen auf. Dann nahm er einen Zweig von einem Ysop (einer ginsterähnlichen Heilpflanze), tauchte ihn in

das Blut und sprengte es auf die Versammlung, wobei die Blutbesprengung sinnbildlich dem ganzen Volk galt. Was Mose bei dieser Gelegenheit sagte, ähnelte durchaus den an die Jünger gerichteten Worten Jesu im Obersaal: »Siehe, das Blut des Bundes, den der HERR ... mit euch geschlossen hat« (2. Mose 24,5-8).

Obwohl das Blutvergießen ein entscheidender Aspekt bei der Inkraftsetzung eines Bundes war, diente das Blut Christi im Neuen Bund einem doppelten Zweck, weil es im Neuen Bund um Erlösung ging und das Blutvergießen ein wesentlicher Aspekt der Sühnung für Sünde war: »Ohne Blutvergießen gibt es keine Vergebung« (Hebräer 9,22). »Denn die Seele des Fleisches ist im Blut, und ich selbst habe es euch auf den Altar gegeben, Sühnung für eure Seelen zu erwirken. Denn das Blut ist es, das Sühnung tut durch die Seele in ihm« (3. Mose 17,11).

Es gibt leider viele abergläubische Vorstellungen und Missverständnisse im Blick auf die Bedeutung des Blutes Christi. In einem weit verbreiteten Buch, das vor mehreren Jahren geschrieben wurde, lässt ein bekannter evangelikaler Autor erkennen, dass es hinsichtlich der chemischen Zusammensetzung des Blutes Christi etwas Einzigartiges gegeben habe. Er vermutete, dass sein Blut kein menschliches Blut gewesen sei. Seiner Meinung nach sei stattdessen das Blut, das durch Jesu Venen geströmt ist, göttliches Blut gewesen. Natürlich würde dies bedeuten, dass Christus hinsichtlich seines Leibes kein wahrer Mensch gewesen ist (hier klingt die alte Irrlehre des Docketismus wieder an). Andere Christen haben bekannte Lieder über das Blut Christi (wie z. B. »S'ist Kraft in dem Blut« und »Es ist ein Born, draus heilges Blut) missverstanden. Sie bilden sich ein, dass es irgendeine übernatürliche Eigenschaft im Blut Christi gebe, die ihm besondere geistliche Wirksamkeit verleiht. Andere meinen, dass Jesu Blut auf übernatürliche Weise aufgefangen und in einer überirdischen Zisterne wie eine himmlische Reliquie bewahrt worden sei. Einige nehmen sogar an, dass das Blut Christi im buchstäblichen Sinne in irgendeiner mystischen Weise jeweils dann angewandt werde, wenn sich ein Gläubiger bekehre. Anschließend

werde es wieder aufgefangen, damit es fortwährend angewandt bzw. aufs Neue angewandt werden kann. Und viele Menschen glauben, dass die bloße Erwähnung des Blutes Christi ein machtvolles Mittel sei, das Wirken von Dämonen zu unterdrücken – wie eine christliche Zauberformel. Derart abstruse Ideen entspringen dem gleichen abergläubischen Denken, das die Vorstellung von der Transsubstantiation hervorgebracht hat.

Die Schrift sagt, dass wir durch Christi Blut erlöst sind. Daher sollen wir nicht denken, dass sein Blut oder seine Blutkörperchen irgendeine übernatürliche Eigenschaft hätten. Sein Blut war normales menschliches Blut, so wie sein gesamter Leib in jeder Beziehung völlig einem menschlichen Körper entsprach. Die »Kraft in dem Blut«, die wir besingen, liegt in der Sühnung, die er durch das Vergießen seines Blutes erwirkt hat, nicht in der Körperflüssigkeit als solche.

In ähnlicher Weise wird in den biblischen Hinweisen auf das Blut Christi nicht von dem Blut gesprochen, das in den Venen des lebendigen Christus floss. Vielmehr beinhalten sie Bezugnahmen auf die durch Blut geschehene Sühnung, die er durch seinen Tod für uns vollbrachte. Wäre er nicht gestorben, hätte auch noch so viel Blutvergießen als solches keine Wirksamkeit besessen, Sünder zu erretten. Wenn daher die Bibel vom Blut Christi spricht, gebraucht sie den Ausdruck im übertragenen Sinne für seinen damit zusammenhängenden Sühnetod.

Hier beim Letzten Mahl war es beispielsweise so: Er gab den Kelch weiter und sagte, dass er das Blut des Neuen Bundes versinnbildliche, das zur Vergebung der Sünden vergossen wird. Dies haben die Jünger offensichtlich als Hinweis auf jene Art des gewaltsamen Todes verstanden, den ein Opfertier erlitt. Sie wussten, dass er nicht vom Blutvergießen als solchem, sondern von einem gewaltsamen Tod redete, bei dem er sein Blut vergoss – ein Opfertod als eine sühnende Stellvertretung für Sünder.

Christus hatte ihnen bereits die theologische Bedeutung seines Todes dargelegt. Er wollte, dass sie das Geschehen verstanden, wenn

sie ihn bluten und sterben sahen, weil er von römischen Henkern geißelt und gekreuzigt wurde: Er war nicht das leidende Opfer gottloser Menschen, sondern nahm in souveräner Weise seine Funktion als Lamm Gottes – als großes Passahlamm – wahr, das die Sünde wegnimmt.

Und indem er diese Ordnung als Gedächtnis an seinen Tod einführte, machte er den Kelch des Abendmahls zu einem Zeichen, das alle Gläubigen aller Zeiten fortwährend an diese Wahrheit erinnerte. Es ging nicht darum, dass der Körperflüssigkeit irgendeine magische Eigenschaft der Wesensverwandlung zugerechnet wurde (wie die römisch-katholische Theologie erkennen lässt), sondern darum, seinen Sühnetod zu versinnbildlichen und zu symbolisieren.

Als sich somit das letzte Passahmahl dem Ende näherte, wurde eine neue Ordnung für die Gemeinde eingeführt. Und Jesus sagte den Jüngern, dass dies der letzte Kelch wäre, den er mit ihnen trinken würde, bis er ihn im Reich seines Vaters neu trinken würde (Matthäus 26,19). Indem er dies sagte, unterstrich er nicht nur, wie nahe sein Abscheiden bevorstand, sondern gab ihnen auch die Zusicherung, dass er wiederkommen würde. Indirekt versicherte er ihnen darüber hinaus, dass sie alle mit ihm in diesem Reich der Herrlichkeit vereint sein würden.

Sie hatten die volle Bedeutung seiner Worte an diesem Abend nicht verstanden. Erst nach seinem Tod und seiner Auferstehung wurde ihnen der größte Teil dieser Wahrheiten klar. Obwohl sie zweifellos spürten, dass etwas Bedeutungsvolles geschah, wären sie nicht imstande gewesen, es an diesem Abend zu erklären.

Das Mahl war zu Ende. Das letzte Passah war vorüber. Matthäus berichtet, dass sie ein Loblied sangen – vermutlich Psalm 118, den letzten der »Hallel«-Psalmen. Damit beendete man auf traditionelle Weise eine Passahfeier. Um diese Zeit – entweder noch im Obersaal oder kurz nach dem Aufbruch – ist Jesu längeres, in Johannes 17 aufgezeichnetes Gebet – sein hohepriesterliches Gebet – anzusetzen. Und dann brachen sie in Richtung Ölberg auf. Nur Jesus erfassete die volle Bedeutung der bevorstehenden furchtbaren Ereignisse.



## Kapitel 3

Es steht geschrieben: »Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden zerstreut werden.«

Matthäus 26,31

### Eine Warnung vor zu großer Selbstsicherheit

Jesus und seine Jünger entfernten sich aus dem Obersaal, um in die Stille des Gebets im Garten Gethsemane zu gehen. Auf ihrem Weg verließen sie die Stadt, indem sie am Süden des Tempelbergs vorbei in das Kidrontal hinabgingen und auf der anderen Seite wieder ein Stück den Ölberg hinaufgingen. Dies war normalerweise ein halbstündiger Fußweg – nicht einmal 1,5 Kilometer lang. Zu diesem Zeitpunkt waren die Straßen und Wege jedoch mit Pilgern verstopft, die gerade in gemieteten Räumen ihr Passahmahl gegessen hatten – aber auch mit vielen Einheimischen, von denen die meisten noch ihre Passahfeier am folgenden Abend vorbereiteten.

Im Kidrontal sammelten sich zu dieser Zeit des Jahres die abfließenden Wasser des Frühregens, während das Wasser *in dieser Nacht* vom Blut der einhunderttausend Lämmer tiefrot gefärbt sein würde, die wenige Stunden zuvor in unmittelbarer Nähe oben auf dem Tempelberg geschlachtet worden waren.

Gethsemane war ein mit Olivenbäumen bepflanzter Garten. Der Name stammt von einem aramäischen Wort mit der Bedeutung »Ölkelter«. Dies deutet darauf hin, dass es ein Ort war, wo Oliven geerntet und zu Öl verarbeitet wurden. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es ein privater Garten im Besitz eines Mannes, der mit Christus befreundet war und ihm gestattete, sich mit dem Zwölferteil zurückzuziehen. Dort konnten sie dem geschäftigen Treiben des

Stadtlebens entkommen, um Zeit zum persönlichen Gebet und zur Unterweisung zu haben. An dieser Stätte ist bis heute ein Olivenhain erhalten geblieben, wobei einige seiner Bäume mehr als zweitausend Jahre alt sind. Ebendiese Bäume mögen stumme Zeugen des dramatischen Geschehens in jener verhängnisvollen Nacht gewesen sein.

Die Ereignisse dieses letzten Passahabends müssen den Jüngern rätselhaft vorgekommen sein. Jesus war durch das Bevorstehende deutlich erkennbar im Geist erschüttert (vgl. Johannes 12,27; 13,21). Seine Jünger waren es nicht gewohnt, ihn in einer solchen Geistesverfassung zu sehen. Obwohl das Passah ein festlicher Anlass war, klangen in so vielem, was Jesus ihnen an diesem Abend gesagt hatte, beunruhigende und bedrohliche Untertöne an.

Es muss irgendwo unterwegs oder kurz nach ihrer Ankunft in Gethsemane gewesen sein, als Jesus den übrigen elf Jüngern etwas sagte, was sie noch mehr beunruhigte:

Darauf spricht Jesus zu ihnen: »Ihr werdet euch alle in dieser Nacht an mir ärgern; denn es steht geschrieben: ›Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden zerstreut werden.‹ Nachdem ich aber auferweckt sein werde, werde ich vor euch hingehen nach Galiläa.« Petrus aber antwortete und sprach zu ihm: »Wenn sich alle an dir ärgern werden, ich werde mich niemals ärgern.« Jesus sprach zu ihm: »Wahrlich, ich sage dir, dass du in dieser Nacht, ehe der Hahn kräht, mich dreimal verleugnen wirst.« Petrus spricht zu ihm: »Selbst wenn ich mit dir sterben müsste, werde ich dich *nicht* verleugnen.« Ebenso sprachen auch alle Jünger (Matthäus 26,31-35).

Gibt es jemanden, der wahrhaft an Christus glaubt und noch nie darüber nachgedacht hat, was er oder sie in einer Situation tun würde, in der die Alternativen »ihn verleugnen« oder »getötet werden« hießen? Gelegentlich lesen wir von unauffälligen, gewöhnlichen Gläu-

bigen, die den höchsten Preis für ihren Glauben zahlen. In jüngster Zeit sind mehrere derartige Beispiele in die Schlagzeilen geraten, wie z. B. das Beispiel von Cassie Bernall und Rachel Scott, Schülerinnen an der Columbine High School in Littleton, Colorado. Zwei Mitschüler liefen Amok und hielten ihre automatischen Waffen an den Kopf des betreffenden Opfers. Dann folgte jeweils dieselbe Frage: »Glaubst du an Gott?« Als beide mit »Ja« antworteten, wurden sie sofort erschossen und umgebracht. Schülergebetskreise waren das Ziel zahlreicher ähnlicher Gewaltakte. Kurz vor dem Zwischenfall von Littleton schoss ein bewaffneter Teenager in einem Schülergebetskreis in Paducah, Kentucky, um sich und tötete mehrere Schüler, die sich um den Fahnenmast der Schule zu einem Gebetstreffen versammelt hatten.

Ich hatte bereits begonnen, dieses Buch zu schreiben, als ich an einem Mittwochabend auf einer Pastorenkonferenz in Fort Worth (Texas) Lehrvorträge hielt. Nur wenige Kilometer von der Gemeinde entfernt, in der unsere Konferenz stattfand, befindet sich die Wedgwood Baptist Church. Am selben Abend veranstaltete diese Baptistengemeinde ein Schülergebetstreffen, das von Hunderten Schülern besucht wurde. Ein fanatischer Christenhasser, der auf Gewaltverbrechen aus war, erschien mit automatischen Waffen bei diesem Gebetstreffen. Dann fing er an, im Veranstaltungsraum wild um sich zu schießen. Im Kugelhagel starben acht Menschen, viele weitere wurden verletzt. Inmitten der Schießerei bewies Jeremiah Neitz Mut – ein junger Mann, der erst kurz zuvor zum Glauben an Christus gekommen war, nachdem er als Verbrecher und Straßenräuber gelebt hatte. Er stand auf und trat dem Bewaffneten entgegen, indem er ihm sagte, dass er Christus brauche. Der Mörder war offensichtlich verwirrt, weil der junge Mann so unerschrocken auftrat und auch nicht davor zurückschreckte, dem Tod ins Auge zu sehen. Daraufhin hielt sich der Verbrecher die Waffe an den Kopf und beging Selbstmord.

Die meisten von uns denken manchmal darüber nach, was wir in einer solchen Situation tun könnten. Obwohl nur wenige von uns

wirklich damit rechnen, in eine solch harte Prüfung zu kommen, wollen wir glauben, dass wir den Mut haben, für Christus zu sterben. Und wir beten darum, dass Gott uns die Gnade gibt, treu zu sein, wenn wir jemals in eine solche Situation geraten sollten.

Die traurige Wahrheit besteht jedoch darin, dass die meisten von uns den Herrn allzu oft in Situationen verleugnet haben, die keineswegs lebensbedrohlich waren. Wir wissen aus Erfahrung, dass wir erschreckend schwach sind. Wir schweigen oft, wenn wir Gelegenheiten haben, für Christus Zeugnis abzulegen. Wir tolerieren Ungerechtigkeit, wo wir gegen sie auftreten sollten. Wir sind ängstlich, wo wir mutig sein sollten. Wir tun nichts, wo wir handeln sollten. Wir bleiben stumm, wo wir offen reden sollten. Ohne die göttliche Gnade – und uns selbst überlassen – fehlt uns allen die Stärke und Kraft, angesichts der Feindschaft, die uns entgegenschlägt, für Christus einzutreten.

Die Jünger waren nicht anders. *Später* wurden sie furchtlose Zeugen, wobei sie alle letztendlich um ihres Glaubens willen starben oder verfolgt, gefoltert bzw. verbannt wurden. Doch sie waren nicht immer so unerschrocken gewesen. Und insbesondere in der Nacht, in der Jesus verraten wurde, verließ jeder von ihnen Christus und lief um sein Leben (Markus 14,50).

Nicht einer von ihnen erkannte in vollem Maße, wie unvorbereitet sie waren, um dem Widerstand entgegenzutreten. Als sie sich dem Ort näherten, der nach Christi Vorkenntnis die Stätte seiner Gefangennahme sein würde, fing er an, die Jünger zu warnen: Sie würden alle in ebendieser Nacht straucheln und ihn verleugnen. Petrus protestierte energisch – *er* würde Christus niemals verleugnen. Er sagte zu Jesus: »Herr, mit dir bin ich bereit, auch ins Gefängnis und in den Tod zu gehen« (Lukas 22,33). Er stand in seinem übersteigerten Selbstvertrauen nicht allein da: »Ebenso sprachen auch alle Jünger« (Matthäus 26,35).

Obwohl Christus ihnen wiederholt gesagt hatte, dass er verraten und getötet werden würde, hatte er ihnen vor weniger als zwei Stunden erstmalig offenbart, dass einer aus ihren Reihen der Verräter

sein würde. So schwer es ihnen fiel, *dies* zu glauben, reagierten sie jetzt völlig ungläubig auf seine unmittelbar zuvor gemachte Vorhersage, nach der *jeder von ihnen* in ebendieser Nacht angesichts des feindlichen Widerstands straucheln würde.

Mit seinen Worten zielte er eigentlich darauf ab, sie behutsam zu ermahnen. Sie hätten auf ihr Angesicht fallen und Gott inständig um Gnade und Kraft bitten sollen, die Prüfung durchzustehen. Stattdessen bestand die Reaktion der Jünger scheinbar in dem Versuch, ihr Selbstvertrauen zu stärken. Sie rühmten sich und bekundeten verbal ihre Entschlossenheit sowie ihre Treue gegenüber Jesus. Dies war genau die falsche Reaktion. Sie bauten sich lediglich selbst auf, indem sie ungerechtfertigterweise der eigenen Kraft vertrauten – die nicht annähernd so groß war, wie sie sich einbildeten.

Sie standen im Begriff, eine Prüfung zu durchleben, die ihr jämmerliches Versagen verdeutlichen würde. Dieser Augenblick würde ihnen als die schmachvollste Episode ihres Lebens für immer ins Gedächtnis eingebrannt bleiben. Er würde zu einer Lektion über Demut werden, die keiner von ihnen vergessen sollte. Doch in dieser Nacht, als sie sich Gethsemane – der Stätte des Verrats und der Gefangennahme Jesu – näherten, ließ nicht einer von ihnen Demut erkennen, indem er Christi liebevolle Ermahnung beachtete. Stattdessen antworteten sie in überheblicher Manier, indem sie sich im Blick darauf, wie groß ihre Bereitschaft zum Leiden um Christi willen sei, in die Brust warfen.

In diesem Bericht finden sich zwei aussagekräftige Lektionen für einen jeden von uns: über unseren Mangel, was die eigenen Hilfsmittel betrifft, und über die vollen Genüge bei Christus.

## **Mangel bei den Jüngern**

Wenn die Jünger einfach auf Christus gehört hätten, wäre ihnen bewusst geworden, dass er sie behutsam an ihre Unzulänglichkeit erinnerte, mit einer solch schweren Prüfung fertig zu werden. Er versuchte nicht, sie zu veranlassen, ihren Mut und ihr Selbstvertrauen

zusammenzunehmen. Vielmehr erinnerte er sie an ihre Schwachheit und forderte sie auf, *seine* Kraft in Anspruch zu nehmen. Leider verstanden sie alle nicht, worum es ging.

Sie hatten noch viel darüber zu lernen, wie man das Kreuz aufnimmt und ihm nachfolgt. Um das tun zu können, mussten sie die eigene geistliche Armut erkennen und sich auf ihn als Kraftquelle stützen. Seine Lehre hatte von Beginn seines Dienstes an immer wieder solche Lektionen enthalten. Beispielsweise hieß es in der allerersten Seligpreisung (und zugleich dem einleitenden Satz der Bergpredigt): »Glücklich die Armen im Geist, denn *ihrer* ist das Reich der Himmel« (Matthäus 5,3). Er beschrieb eine geistliche Armut, die dem Selbstvertrauen diametral entgegengesetzt ist. Später hielt er ein kleines Kind – dem Säuglingsalter kaum entwachsen – hoch und erklärte: »Darum, wenn jemand sich selbst erniedrigen wird wie dieses Kind, der ist der Größte im Reich der Himmel« (Matthäus 18,4). Ein solches Kind verkörperte das Urbild eines Menschen, der sich vertrauensvoll auf die Hilfsmittel verließ, die ihm jemand anders bot. Christus hatte wiederholt die Demut gerühmt und den Hochmut sowie die Selbstgenügsamkeit der Pharisäer verurteilt. Seine Lehre über dieses Thema hätte nicht eindeutiger sein können.

Dennoch fiel all den Jüngern im Augenblick ihrer größten Prüfung nichts anderes ein, als die eigene Kraft und Selbstgenügsamkeit geltend zu machen. Dies war ein katastrophaler Fehler: »Wer zu stehen meint, sehe zu, dass er nicht falle« (1. Korinther 10,12).

Die Jünger mussten noch die Lektion lernen, das eigene Ich in den Tod zu geben (1. Korinther 15,31; 2. Korinther 5,15; Galater 2,20). Sie erkannten noch nicht die eigene Unzulänglichkeit für den Auftrag, zu dem Jesus sie berufen hatte (vgl. 2. Korinther 2,16). Statt auf sich selbst zu vertrauen, hätten sie Kraft aus einer höheren Quelle erbitten sollen (vgl. 2. Korinther 1,9; 12,9-10). Unmittelbar danach sollten sie eine Lektion lernen, die keiner von ihnen je vergessen würde.

Im Gegensatz zu Judas lag es den elf übrigen Jüngern fern, Christus bewusst und vorsätzlich zu verraten. Anhand des Berichts

im Matthäusevangelium erkennen wir, dass sie schon über den bloßen Gedanken an solch eine feige Tat entsetzt waren. Ihrer Ansicht nach war es eine der schlimmsten Sünden, sich Christi zu schämen. Christus selbst hatte gesagt: »Wer sich meiner und meiner Worte schämt unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, dessen wird sich auch der Sohn des Menschen schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln« (Markus 8,38). Außerdem sagte er ihnen: »Wer ... mich vor den Menschen verleugnen wird, den werde auch ich verleugnen vor meinem Vater, der in den Himmeln ist« (Matthäus 10,33). So etwas zu tun, war für sie unvorstellbar.

Sie sollten aber bald lernen, dass Treue gegenüber Christus ohne totale Abhängigkeit von ihm nicht möglich ist. Der unerschütterlichste Jünger ist völlig kraftlos, wenn er darauf vertraut, dass ihm die eigenen Hilfsmittel Mut und Kraft zum Durchhalten geben. »Denn unser Kampf ist nicht gegen Fleisch und Blut, sondern gegen die Gewalten, gegen die Mächte, gegen die Weltbeherrscher dieser Finsternis, gegen die geistigen Mächte der Bosheit in der Himmelswelt« (Epheser 6,12). Ohne die geistliche Waffenrüstung des Herrn setzen wir uns den größten und schmachvollsten Niederlagen aus.

Obwohl Petrus und die anderen es nicht wussten, wurde ein unsichtbarer Kampf um ihre Seelen geführt. Sowohl Johannes als auch Lukas berichten, dass Jesus sie bereits zuvor in ähnlicher Weise gewarnt hatte, als sie noch im Obersaal waren (Lukas 22,31-34; Johannes 13,36-38). Damals hatte Jesus zu Petrus gesagt: »Simon, Simon! Siehe, der Satan hat euer begehrt, euch zu sichten wie den Weizen« (Lukas 22,31). Auch dort hatte Petrus erwidert: »Herr, mit dir bin ich bereit, auch ins Gefängnis und in den Tod zu gehen« (V. 33). Daraufhin hatte Jesus ihn im Voraus gewarnt: »Ich sage dir, Petrus, der Hahn wird heute nicht krähen, ehe du dreimal geleugnet hast, dass du mich kennst« (V. 34).

Petrus nahm fälschlicherweise an, dass die zur Gefangennahme Jesu führende Verschwörung ein rein menschlicher Konflikt wäre. Er verließ sich auf fleischliche Hilfsmittel wie z. B. auf seinen eigenen

Mut sowie körperliches Stehvermögen und – wie wir bald sehen werden – auf sein Schwert (V. 38). Doch solche Dinge stellen stets unzureichende Waffen in einem geistlichen Kampf dar. »Wehe denen, welche nach Ägypten hinabziehen um Hilfe, sich auf Pferde stützen und die ihr Vertrauen auf Wagen setzen, weil es viele sind, und auf Reiter, weil sie zahlreich sind; und die auf den Heiligen Israels nicht schauen und nach dem HERRN nicht fragen!« (Jesaja 31,1).

Als sie jetzt Gethsemane erreichten, wiederholte Jesus seine Warnung mit noch deutlicheren Worten. Noch einmal sagte er zu Petrus: »Wahrlich, ich sage dir, dass du in dieser Nacht, ehe der Hahn kräht, mich dreimal verleugnen wirst« (Matthäus 26,34). Doch Petrus und die anderen Jünger schienen den Ernst dessen, was unmittelbar bevorstand, völlig zu verkennen. Ihr Ich wurde durch den Hinweis darauf, dass sie Christus in der Stunde der Prüfung verlassen würden, schwer gekränkt. Ihnen fiel nichts anderes ein, als sich dagegen zu wehren, dass Jesus nichts auf ihre Selbstsicherheit gab. Sie waren so damit beschäftigt, das eigene Selbstvertrauen geltend zu machen, dass sie ihm nicht richtig zuhörten. Und daher entging ihnen die volle Bedeutung dessen, was er ihnen warnend sagte. Sie konnten sich nicht damit herausreden, dass sie in einem unerwarteten Augenblick überrascht wurden. Sie hatten aber eindeutig keine Vorstellung davon, wie umfassend die Prüfung war, die sie unmittelbar danach durchleben sollten. Selbst nachdem Jesus sie wiederholt gewarnt hatte, verstärkte sich nur ihre Selbstsicherheit. Sie nahmen die liebevolle Warnung des Herrn weiterhin nicht wahr. Ihre in Stolz und Selbstgenügsamkeit wurzelnde Sünde kam darin zum Ausdruck, dass sie das Bevorstehende bewusst nicht sehen wollten. Sie sollten die Gefahren des Stolzes bald auf schmerzliche Art und Weise kennen lernen.

## **Volle Genüge bei Christus**

All seine Jünger verließen Jesus bei seiner Gefangennahme. Vielleicht verleitet dies einige zu der Annahme, dass dies kein gutes Licht auf seine Führungsqualitäten wirft. Möglicherweise ist genau



das der Grund dafür, dass alle Schreiber der Evangelien Jesu Voraussage ihrer Verleugnung einfügten. Hier finden wir erneut einen Beweis dafür, dass Jesus allwissend war und die stattfindenden Ereignisse souverän unter Kontrolle hatte. Es war nicht zu entschuldigen, dass die Jünger in einem unachtsamen Moment überrascht wurden. Doch Jesus wusste genau, was geschehen sollte. Seine Souveränität tritt somit angesichts der Schwachheit seiner Jünger um so deutlicher hervor. Seine Treue erscheint in krassem Gegensatz zu ihrer Untreue. Seine Kraft kommt in ihrer Schwachheit zur Vollendung.

Christus wusste nicht nur, dass die Jünger ihn verlassen würden. Ihm war auch bekannt, dass seine Ankündigung ihres Versagens auf taube Ohren stoßen würde. Er hatte bereits für sie gebetet, dass ihr Glaube nicht aufhören möge (Lukas 22,32). Und dieses Gebet würde – wie alle seine Gebete – in Gottes vollkommenem Plan und Zeitablauf erhört werden. Keines dieser Ereignisse war zufällig. Alles geschah genauso, wie Christus es vorausgesagt hatte.

All dies unterstreicht seine absolute Souveränität. Kein einziges Ereignis in dieser Nacht überraschte ihn. Was seine Jünger taten, was Judas unternahm und wie die festnehmenden Soldaten vorgingen – all das war ihm bekannt, bevor es geschah.

Matthäus schrieb als Augenzeuge dieser Ereignisse. Er stellte fest, dass Jesus sogar die Flucht der Jünger als Erfüllung alttestamentlicher Prophetie voraussagte. Als er vorausschauend von ihrem Versagen sprach, zitierte er Sacharja 13,7: »Schlage den Hirten, dass die Schafe sich zerstreuen.« Diesbezüglich galt, was hinsichtlich so vieler Einzelheiten in Verbindung mit der Passion Jesu der Fall war: »Dies alles ist geschehen, damit die Schriften der Propheten erfüllt werden« (Matthäus 26,56).

Innerhalb einer sehr kurzen Zeit würde alles, was Jesus vorausgesagt hatte, geschehen. Und obwohl die Jünger zu spüren begannen, dass ihre ganze Welt plötzlich aus den Fugen geriet, erinnerte Jesus sie weiterhin daran, dass alles nach Gottes Plan ablief.

Die Prophetie aus dem Buch Sacharja ist faszinierend, wenn man sie im Zusammenhang untersucht. Sacharja weissagte über eine

Zeit, in der eine Quelle für die geistliche Reinigung Israels geöffnet sein würde. An jenem Tag würden nach Sacharjas Worten falsche Propheten aufhören, ihre heillosen Weissagungen zu verbreiten (Sacharja 13,2-6). Ein Überrest Israels würde erlöst werden (V. 8-9). Und inmitten dieser Prophetie fügte er in V. 7 folgende Worte ein: »Wach auf, Schwert, gegen meinen Hirten und gegen den Mann, der mein Gefährte ist!« spricht der HERR der Heerscharen. »Schlage den Hirten, dass die Schafe sich zerstreuen.« Der Ausdruck »mein Hirte ... der Mann, der mein Gefährte ist« bezieht sich auf den Gesalbten des Herrn, den Messias. Das hebräische Wort für »mein Gefährte« kann auch »meinesgleichen« bedeuten, was auf die Göttlichkeit Christi hinweist. Doch das Bemerkenswerteste in Bezug auf die Prophetie Sacharjas ist die Tatsache, dass es Jahwe selbst ist, der dazu aufruft, den Hirten mit dem Schwert zu schlagen.

Daher beinhaltet die Prophetie Sacharjas einen weiteren alttestamentlichen Beweis dafür, dass die Kreuzigung Christi zu Gottes Plan gehörte. Er hatte noch immer alles unter Kontrolle, auch wenn es aus der menschlichen Perspektive so aussah, als würden Satan und die Kräfte des Bösen die Oberhand gewinnen.

Beachten wir, was Jesus den Jüngern als Nächstes sagte. Unmittelbar nachdem er die Prophetie über die Zerstreung der Schafe angeführt hatte, fügte er hinzu: »Nachdem ich aber auferweckt sein werde, werde ich vor euch hingehen nach Galiläa« (Matthäus 26,32). Er hatte ähnliche Trostworte im Obersaal weitergegeben, als er Petrus sagte, dass der Satan ihrer begehrt hätte, sie wie den Weizen zu sichten: »Ich ... habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du einst zurückgekehrt bist, so stärke deine Brüder« (Lukas 22,32). Somit versicherte er ihnen, dass es für sie alle einen künftigen Dienst gab, auf den sie sich vorbereiten sollten – selbst wenn es in dieser Nacht den Anschein hatte, als würde für sie die Welt untergehen. Christus besaß dennoch die Macht über den Tod – sogar noch dann, als man ihn umbrachte.

Natürlich gingen die ermutigenden Worte bei den Jüngern in diesem Augenblick unter. Später würden sie sich jedoch daran erinnern,

was er gesagt hatte, so dass ihr Glauben gestärkt werden würde. Sie hatten mehrfach zuvor gesehen, wie er Tote auferweckte. Sie waren bei der Auferweckung des Lazarus dabei, in deren Vorfeld Jesus zu Marta sagte: »Ich bin die Auferstehung und das Leben« (Johannes 11,25). Obwohl all diese Dinge in ihrem Denken schließlich einen Sinn ergeben würden, waren sie jetzt zu verwirrt und beunruhigt, um verstehen zu können, was er meinte. Ihre Gedanken kreisten zweifellos noch immer um die Tatsache, dass ihr Stolz tief gekränkt worden war, als er voraussagte, dass sie ihn verlassen würden. Sie waren zu sehr damit beschäftigt, die eigene Selbstsicherheit zu stärken, als dass sie ihm in diesem Augenblick wirklich geglaubt hätten.

Hätten sie über ihre Angst und Verwirrung hinausgesehen, dann wäre ihnen bewusst geworden, dass Christus derselbe souveräne Herr war, den sie stets gekannt hatten. Er hatte jetzt alles genauso unter Kontrolle wie damals, als er die Volksmenge speiste, die Kranken heilte und die Toten auferweckte. Sie hätten auf ihn als denjenigen sehen sollen, der volle Genüge hat und ihnen in dieser Prüfung beistehen würde. Ja, Christi Allwissenheit hätte sie daran erinnern und ihnen beweisen sollen, dass er in jeder Beziehung volle Genüge hat. Doch stattdessen hatten sie ihn in gewisser Hinsicht in ihrem Herzen bereits verlassen, indem sie zu sehr auf die eigenen Fähigkeiten als Hilfe in der bevorstehenden Prüfung vertrauten.

Die ihnen geltenden gnadenreichen Verheißungen Christi hinsichtlich ihres künftigen Dienstes lassen seine Liebe und Gnade gegenüber diesen Männern erkennen, noch bevor sie versagt haben. Gemäß seiner Zusage ging er tatsächlich vor ihnen hin nach Galiläa. Dieselbe Verheißung wurde ihnen gegenüber unmittelbar nach der Auferstehung Jesu von dem Engel bestätigt, der Maria Magdalena und der anderen Maria am leeren Grab begegnete. Der Engel sprach zu den Frauen: »Geht schnell hin und sagt seinen Jüngern, dass er von den Toten auferstanden ist! Und siehe, er geht vor euch hin nach Galiläa, dort werdet ihr ihn sehen« (Matthäus 28,7). Christus selbst erschien den beiden Frauen einige Augenblicke später, wobei er die Anweisungen wiederholte: »Fürchtet euch nicht! Geht hin, verkün-

det meinen Brüdern, dass sie hingehen nach Galiläa! Und dort werden sie mich sehen« (V. 10).

Dort in Galiläa erschien Jesus dem Petrus und vergab ihm seine Treulosigkeit. Petrus war zusammen mit Jakobus, Johannes und mehreren anderen Jüngern wieder fischen gegangen. Obwohl sie die ganze Nacht über gefischt hatten, fingen sie nichts. Bei Tagesanbruch sahen sie einen Mann am Ufer stehen, der ihnen sagte: »Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus! Und ihr werdet finden« (Johannes 21,6). Sie taten, wie er gesagt hatte, und fingen so viele Fische in ihren Netzen, dass sie diese nicht mehr ziehen konnten. Genau das war geschehen, als Petrus Christus zuvor begegnet war, als er zur Jüngerschaft berufen wurde (Lukas 5,4-11). Daher erkannte Petrus sofort, dass es Jesus war, der am Ufer stand. Er sprang aus dem Boot und schwamm ihm entgegen. Jesus bereitete für die Jünger ein Frühstück vor, um zu zeigen, wie sehr er sie liebte.

Nach dem Frühstück an diesem Morgen fragte er Petrus: »Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese?« Petrus erwiderte: »Ja, Herr, du weißt, dass ich dich lieb habe« (Johannes 21,15). Die Antwort klang schüchtern, unsicher. Petrus gebrauchte ein anderes Wort für »lieben«, als Jesus verwendet hatte. Das von Petrus benutzte Wort zeugt von brüderlicher Zuneigung. Und dabei unterließ er es, auf den wichtigsten Teil der Frage Jesu zu reagieren: Er sagte nichts darüber, ob seine Liebe zu Christus größer als alles andere war.

Petrus' Liebe zu Christus war gewiss nicht kleiner geworden. Doch jetzt hütete er sich davor, seiner allgemein bekannten Neigung zu ungestümen Worten zu erliegen. In Gethsemane hatte er sich seiner Bereitschaft gerühmt, für Christus zu sterben, während er unmittelbar danach versagt hatte. Nun ließ er bei seinen Behauptungen Vorsicht und Bedacht walten. Da er Christus dreimal verleugnet hatte, gab Christus ihm drei Gelegenheiten, seine Liebe zum Ausdruck zu bringen. Johannes berichtet jedoch, dass »Petrus ... traurig (wurde), dass er zum dritten Mal zu ihm sagte: ›Hast du mich lieb?‹ und sprach zu ihm: ›Herr, du weißt alles; du erkennst, dass ich dich lieb habe« (V. 17).

Beachten wir, dass Petrus an Christi Allwissenheit appellierte. Noch unter dem eigenen Versagen leidend, war sich Petrus zutiefst bewusst, dass Christus es vorausgesehen hatte. Jesus hatte in sein Herz gesehen und kannte es besser als Petrus selbst (vgl. Jeremia 17,9). Er erkannte jetzt, dass Christus genau wusste, wie hingegeben er ihm gegenüber war. Daher war es zwecklos, sich dessen zu rühmen, wie sehr er ihn liebte. Außerdem war Petrus' großspürige Selbstsicherheit infolge seines Versagens erschüttert worden. Er stellte wahrscheinlich in Frage, ob er selbst imstande war, seine Liebe zu Christus richtig einzuschätzen. Und somit appellierte er an Christi Allwissenheit, die sich während des gesamten dramatischen Geschehens als unfehlbar erwiesen hatte.

Petrus hatte eine bedeutende Lektion gelernt. Er fing an, nicht mehr sich, sondern Christus in seinen vollen Genügen zu vertrauen. Statt zu denken, dass er alles wisse, blickte er auf Christus, wenn es um die Beurteilung seines Herzens ging. Nachdem sein Versagen seinem Stolz einen Stich versetzt hatte, sehen wir jetzt nichts mehr von der prahlerischen Selbstsicherheit, die Petrus auf dem Weg nach Gethsemane erkennen ließ.

Weniger als vierzig Tage später, zu Pfingsten, stand Petrus unerschrocken vor einer großen Volksmenge, wobei viele von denen darunter waren, die Jesus gekreuzigt hatten. Diesmal verkündete Petrus das Evangelium mit einer neuen Art von Kühnheit. Es war nicht mehr die tollkühne, ungestüme Art übersteigerten Selbstvertrauens des alten Menschen, sondern die heilige Kühnheit, die der Tatsache entspringt, dass man vom Heiligen Geist beherrscht wird.

Ja, nach Pfingsten waren alle elf Jünger deutlich umgewandelt. Dieselben Männer, die ihren Meister verlassen hatten, weil sie feige und furchtsam waren, wurden zu unerschrockenen Zeugen für ihn. Bald standen sie vor dem Hohenpriester (demselben Hohenpriester, vor dem sie sich aus Angst in der Nacht vor der Kreuzigung Jesu versteckt hatten). Als er ihnen befahl, mit ihrer Verkündigung aufzuhören, bestand ihre Reaktion darin, unbeirrt weiterzupredigen. Sie sagten dem Hohenpriester: »Man muss Gott mehr gehorchen

als Menschen« (Apostelgeschichte 5,29). Obwohl sie geschlagen, ins Gefängnis geworfen und mit dem Tode bedroht wurden, verkündeten sie weiter unbeirrt das Evangelium. Ja, ein Engel befreite sie auf übernatürliche Weise aus dem Gefängnis. Statt unterzutau-chen, gingen sie geradewegs in den Tempel zurück und begannen erneut, öffentlich zu predigen – gewissermaßen vor der Haustür des Hohenpriesters (Apostelgeschichte 5,18-21). Waren dies dieselben Männer, die Jesus verlassen hatten und in der Stunde seines Verrats geflohen waren?

Ja, es waren dieselben Männer, doch nun waren sie vom Heiligen Geist erfüllt. Sie stützten sich auf eine Kraft, die nicht aus ihnen kam. Sie hatten ihre unbekümmerte Selbstsicherheit abgelegt und verließen sich darauf, dass ihr Herr ihnen volle Genüge gab. Das ist der entscheidende Unterschied in dieser Welt. Sie hatten eindeutig alle eine bedeutende Lektion aus ihrem Versagen gelernt. Dieselben Männer, die Jesus ausnahmslos verließen und in der Nacht seiner Gefangennahme flohen, verbrachten den Rest ihres Lebens damit, angesichts jeder nur denkbaren Bedrohung und Verfolgung für ihn einzutreten. Sie haben ihren Herrn nie wieder verlassen.

Hier findet sich der größte Beweis dafür, dass Christus volle Genüge hat. Er hat diese Männer aus Gnade wiederhergestellt und bevollmächtigt, ihm zu dienen, obwohl sie ein geistliches Versagen der verhängnisvollsten Art hinter sich hatten. Seine allgenugsame Gnade rettete sie aus ihrer schlimmsten Niederlage. Christus selbst brachte sie zurück, vergab ihnen, beauftragte sie zum Dienst und befähigte sie, dort die Oberhand zu behalten, wo sie einst so jämmerlich versagt hatten.

## Kapitel 4

»Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht vorübergehen kann, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille!«

Matthäus 26,42

### Der ringende Kampf in Gethsemane

Als Jesus nach Gethsemane kam, wusste er, dass er dort gefangen genommen und zu einer Reihe von Gerichtsverhandlungen sowie Demütigungen abgeführt werden würde, die ihn unerbittlich ans Kreuz bringen sollten. Ja, als der Apostel Johannes die Ankunft der mit Jesu Gefangennahme beauftragten Soldaten beschreibt, hält er diese Tatsache fest: »Jesus nun, *der alles wusste, was über ihn kommen würde*, ging hinaus und sprach zu ihnen: ›Wen sucht ihr?‹« (Johannes 18,4; Hervorhebung durch den Autor).

Wir sehen immer wieder, dass alle Schreiber der Evangelien in allen Passionsberichten bewusst Jesu Allwissenheit betonen. Sie konzentrieren sich fast ausschließlich auf die Tatsache, dass er im Voraus alles wusste und alle Dinge, die um ihn herum geschahen, uneingeschränkt in seiner Hand hatte. Alle Verfasser der Evangelien verdeutlichen, dass Jesus »alles wusste, was über ihn kommen würde«. Nichts in dieser Nacht geschah zufällig. Nichts überraschte ihn. Er wusste alles, was geschehen sollte, ganz genau. Nichts entglitt seiner und seines Vaters Hand.

Dies bedeutet auch, dass Jesus umfassend verstand, was sein Sterben mit sich bringen würde. Er wusste im Voraus über all die Schmerzen und Qualen, die Verspottungen und Demütigungen Bescheid, die er würde ertragen müssen. Noch bevor er den Garten Gethsemane betrat, kannte er die furchtbare Wahrheit im Hinblick

auf das, was er würde erdulden müssen. Aber dennoch war er bereit, sich völlig und vorbehaltlos dem Willen des Vaters zu beugen, um den ewigen Erlösungsplan auszuführen.

In seinem Gebet in dieser Nacht rang er mit genau diesen Fragen, so offen es nur irgend ging. Es handelt sich dabei um eine der stauenswertesten und geheimnisvollsten Stellen der gesamten Schrift. Es offenbart sein eigenes Ringen mit der entsetzlichen Realität hinsichtlich dessen, was ihm unmittelbar bevorstand. Hier wird uns ein erstaunlicher Einblick in das Herz des Mensch gewordenen Gottes gewährt.

Zu der Zeit, als Jesus mit seinen Jüngern Gethsemane erreichte, ging es wahrscheinlich auf Mitternacht zu. Sie alle ließen zu dieser späten Stunde Anzeichen von Müdigkeit erkennen. Eine hektische Woche war fast vorüber, ein geschäftiger Tag ging zu Ende. Doch bei Christi Anliegen in Gethsemane ging es um etwas Wichtigeres als um Schlaf, weshalb ihn nichts davon abhalten würde, dorthin zu gehen, um zu beten.

Christus war wahrer Mensch in jeder Hinsicht. Er war denselben körperlichen Beschränkungen unterworfen, die allen Menschen eigen sind. Auch er verspürte Müdigkeit (Johannes 4,6; Markus 4,38). Er wusste, was es bedeutete, hungrig zu sein (Matthäus 21,18). Er konnte Durst bekommen wie jeder andere Mensch auch (Johannes 4,7; 19,28). Er durchlebte auch die ganze Bandbreite menschlicher Gefühle. Manchmal sah man ihn weinen und trauern (Johannes 11,35; Lukas 19,41). Bei einigen Anlässen bekundete er seinen Zorn (Johannes 2,15-17). Obwohl die Schrift nie ausdrücklich berichtet, dass er lachte oder lächelte, zöge man eindeutig die falsche Schlussfolgerung, wenn man sagen würde, dass er mit einem finsternen Gesicht durchs Leben ging. Wir wissen, dass er sich freute, insbesondere dann, wenn Sünder zum Glauben kamen (Lukas 15,4-32). Sein Ruf unter den Pharisäern lässt gewiss erkennen, dass er kein mürrischer Einzelgänger, sondern ein Freude ausstrahlender und häufig in Gemeinschaft anzutreffender »Freund von Zöllnern und Sündern« (Lukas 7,34) war.



Er war wie wir in jeder Hinsicht ganz Mensch – ausgenommen jedoch unsere Sündhaftigkeit. Wenn die Schrift mehr sein Leid und seine Betrübnis hervorzuheben scheint als seine Freude, dann nur deshalb, weil für uns das Wissen darum, dass er die Tiefe menschlichen Leides völlig und in einem für uns unvorstellbaren Ausmaß erfahren hat, uns in unseren Zeiten des Kummers so ungemein tröstet. Während seines Gebets in dieser Nacht in Gethsemane schien alles Leid, das er je kennen gelernt hat, mit einem Mal über ihn hereinzubrechen. Dazu kam ein offenkundiges Gefühl der Angst vor der harten Prüfung, die ihm am folgenden Tag bevorstand. All dies zusammengenommen zeigt uns in bemerkenswerter Weise »den Menschen Christus Jesus« und sein für uns geschehenes Mittlerwerk.

Jeremia schrieb das Buch der Klagelieder als Trauergesang angesichts des Elends, das Jerusalem unter der heimsuchenden Hand des Herrn durchlebte. Doch sicher ist Klagelieder 1,12 darüber hinaus als Beschreibung der Leiden Christi unter der heimsuchenden Hand seines Vaters angemessen: »Ist es noch nicht zu euch gedrungen, alle, die ihr des Weges zieht? Schaut und seht, ob es einen Schmerz gibt wie meinen Schmerz, der mir angetan worden ist, mit dem mich der HERR betrübt hat am Tag seiner Zornglut.«

Niemals war die Seele eines einzelnen Menschen von so viel Leid umgeben. Wir könnten nie die Tiefe der Qual Christi erfassen, weil wir – offen gesagt – die Verworfenheit der Sünde nicht so wie er wahrnehmen können. Auch sind wir außerstande, uns der Schrecken des göttlichen Zorns so bewusst zu werden wie er. Das Leid, das er im Gebet in Gethsemane zum Ausdruck bringt, ist daher für uns nicht vorstellbar. Wir sollten uns nicht wundern, wenn uns die umfassende Bedeutung des Gebets verborgen zu bleiben scheint. Und dennoch gibt es in dieser Stelle auch einen Reichtum tiefer Einblicke, der oft übersehen wird.

Matthäus berichtet über das Geschehen wie folgt:

Dann kommt Jesus mit ihnen an ein Gut, genannt Gethsemane, und er spricht zu den Jüngern: »Setzt euch hier, bis

ich hingegangen bin und dort gebetet habe.« Und er nahm den Petrus und die zwei Söhne des Zebedäus mit und fing an, betrübt und geängstigt zu werden. Dann spricht er zu ihnen: »Meine Seele ist sehr betrübt, bis zum Tod. Bleibt hier und wacht mit mir.« Und er ging ein wenig weiter und fiel auf sein Angesicht und betete und sprach: »Mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! Doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst.« Und er kommt zu den Jüngern und findet sie schlafend; und er spricht zu Petrus: »Also nicht *eine* Stunde konntet ihr mit mir wachen? Wacht und betet, damit ihr nicht in Versuchung kommt! Der Geist zwar ist willig, das Fleisch aber schwach.« Wiederum, zum zweiten Mal, ging er hin und betete und sprach: »Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht vorübergehen kann, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille.« Und als er kam, fand er sie wieder schlafend, denn ihre Augen waren beschwert. Und er ließ sie, ging wieder hin, betete zum dritten Mal und sprach dasselbe Wort (Matthäus 26,36-44).

Drei Aspekte des unfassbaren Ringens Christi werden in diesem Abschnitt hervorgehoben: seine Betrübnis, sein Flehen und seine Unterwerfung.

## Seine Betrübnis

Gethsemane war ein den Jüngern vertrauter Ort. Selbst Judas wusste laut Johannesevangelium, wo Jesus in dieser Nacht sein würde, weil »Jesus dort oft mit seinen Jüngern zusammen war« (Johannes 18,2). Höchstwahrscheinlich war dies ein Olivenhain, der von einer Mauer umgeben war. Er scheint nur einen Eingang besessen zu haben, wobei Jesus die meisten Jünger an diesem Eingang zurückließ, während er mit Petrus, Jakobus und Johannes zum Gebet hineinging. Diese drei bildeten den engsten Jüngerkreis unter seinen Nachfolgern. Oft erlaubte Jesus diesen drei Jüngern, ihn bei besonderen Anlässen zu

begleiten, wenn es den anderen verwehrt war mitzukommen (vgl. Markus 5,37; Matthäus 17,1).

Warum nahm er diese drei mit? In erster Linie *ihretwegen*. Sie hatten das Vorrecht, Zeugen des Ringens Christi in der dunkelsten Stunde seiner Prüfung zu sein. Anhand seines Beispiels würden sie eine bedeutsame Lektion im Hinblick darauf lernen, wie man mit Bedrängnis fertig wird. Und obwohl sie immer wieder einschlieften, erlebten sie während des Gebets Jesu genug mit, um etwas davon zu empfinden, wie unglaublich groß die Qual war, die er durchlitt.

Den am Eingang des Gartens zurückgelassenen Jüngern mag vielleicht gewohnheitsmäßig die Aufgabe zugefallen sein, das Tor zu bewachen, damit der Herr während seines Gebets nicht gestört wurde. In dieser besonderen Nacht hätten auch sie sich dem persönlichen Gebet widmen sollen. Schließlich hatte Jesus ihnen gerade gesagt, dass ihnen eine furchtbare Prüfung unmittelbar bevorstand. Sie konnten sehen, dass er bekümmert war. Er hatte alles in seinen Kräften Stehende getan, um sie vor der bevorstehenden Gefahr zu warnen. Nach Lukas hatte Jesus ihnen allen folgende Anweisung gegeben: »Betet, dass ihr nicht Versuchung kommt« (Lukas 22,40). Matthäus berichtet, dass er Petrus, Jakobus und Johannes weckte, nachdem sie beim ersten und zweiten Mal eingeschlafen waren, und sie jedes Mal neu ermahnte. Dennoch deutet nichts darauf hin, dass einer der Jünger währenddessen irgendein kurzes Gebet gesprochen hatte. Dies zeigt, wie selbstgefällig sie in ihrer Sicherheit waren. Nichts lässt erkennen, dass sie Christus in irgendeiner Weise persönlich beistanden oder ermutigten. Ja, es liegt eine tiefe Ironie in der Tatsache, dass der sündlose, allmächtige Sohn Gottes spürte, wie sehr er das Gebet in dieser Nacht brauchte, während seine schwachen, angreifbaren Jünger offensichtlich kein Gespür dafür hatten, was in dieser Stunde so dringend notwendig war. Sie waren taub für das, was er ihnen gesagt hatte.

Dies ist typisch für das sündige Herz. In unserem fleischlichen und gefallenen Zustand sind wir uns oft unserer geistlichen Armut und Schwachheit nicht bewusst. Dennoch wusste Christus sogar in

seiner Sündlosigkeit ganz genau um die Schwachheit des menschlichen Fleisches, und er konnte nicht schlafen, als die Zwiesprache mit Gott so dringend notwendig war. Die Jünger andererseits schließen alle ein, obwohl sie hätten wach bleiben sollen.

Wie konnten sie nur einschlafen? Vielleicht fühlten sie sich in einer vertrauten Umgebung sicher. Aller Wahrscheinlichkeit nach kam sonst niemand nachts an diesen Ort. Indem sie vergessen hatten, dass einer aus ihren Reihen der Verräter sein würde, bildeten sie sich ein, dass sie sicher waren. Sie erlagen der Müdigkeit, die sie alle verspürten. Lukas sagt außerdem, dass sie auch aufgrund ihrer tiefen Traurigkeit einschliefen (Lukas 22,45). Wenn wir niedergeschlagen und verwirrt sind, sehnen wir uns oft nach Schlaf. Ihr sorgenschwerer Geist suchte einen Ausweg. Und so schliefen sie ein und ließen Jesus seine Seelenqual ganz allein tragen.

Jesus übertrieb nicht, als er den Jüngern sagte, seine Seelennot sei so schwer, dass sie ihn direkt bis an den Rand des Todes gebracht habe. Die Qualen, die er in Gethsemane erlitt, waren imstande, ihn buchstäblich ins Grab zu bringen. Das wäre auch durchaus geschehen, wenn Gott nicht eine andere Todesart für ihn vorgesehen hätte. Lukas berichtet, dass »sein Schweiß wie große Blutstropfen (wurde), die auf die Erde herabfielen« (Lukas 22,44). Dies beschreibt eine seltene, aber gut dokumentierte Krankheit, die als *Haematomatidrosis* bekannt ist und manchmal unter hoher emotionaler Belastung auftritt: Wenn unter der Haut befindliche Kapillaren bei großer Anspannung platzen, entsteht bei dem Betroffenen ein Blut-Schweiß-Gemisch, das durch die Schweißdrüsen austritt.

Warum verspürte er eine solche Qual? Anscheinend ist die Annahme nahe liegend, dass er die mit der Kreuzigung verbundenen körperlichen Schmerzen und die Qualen, die er auf dem Weg nach Golgatha erleiden würde, fürchtete. Doch viele sind gekreuzigt worden, ohne bei dem Gedanken daran Blut und Wasser geschwitzt zu haben. Die Annahme, dass der Sohn Gottes eine solch unermessliche Qual aus Angst vor dem erlitt, was Menschen ihm antun konnten, ist unvorstellbar. Er selbst hatte gelehrt: »Fürchtet euch nicht vor

denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht zu töten vermögen« (Matthäus 10,28).

Es war gewiss nicht der Tod als solcher, der seiner Seele so heftig zusetzte. Schließlich war er gekommen, um in den Tod zu gehen. Dies war die Stunde, um derentwillen er gekommen war. Es ist unvorstellbar, dass er zu diesem späten Zeitpunkt Zweifel im Hinblick darauf gehabt hatte, ob er sterben solle. In Johannes 12,27 ist ein Gebet Jesu aufgezeichnet, das er zuvor in der Öffentlichkeit gesprochen hatte. Darin hatte er gesagt: »Jetzt ist meine Seele bestürzt. Und was soll ich sagen? ›Vater, rette mich aus dieser Stunde?‹ Doch darum bin ich in diese Stunde gekommen.«

Hier in Gethsemane betet er jedoch: »Mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!« Hegt er Zweifel im Hinblick darauf, ob er sterben soll? Betet er darum, vor dem Kreuz gerettet zu werden? Einige Ausleger, die diese Schlussfolgerung umgehen wollen, haben vorgeschlagen, dass mit dem »Kelch«, vor dem er nach den Worten seines Gebets gerettet werden will, der drohende vorzeitige Tod in Gethsemane gemeint ist. Nach ihrer Auslegung betete er darum, dass der Erlösungsplan nicht durch sein vorzeitiges Sterben vor dem Tod auf Golgatha durchkreuzt werden möge.

Damit wird jedoch die biblische Bedeutung des Begriffs »Kelch« außer Acht gelassen. Der Apostel Johannes berichtet, wie Jesus kurz danach gefangen genommen wird und Petrus versucht, sein Schwert einzusetzen, um die Festnahme zu verhindern. Dann heißt es: »Da sprach Jesus zu Petrus: ›Stecke dein Schwert in die Scheide. Den Kelch, den mir der Vater gegeben hat, soll ich den nicht trinken?‹« (Johannes 18,11). Damit wird deutlich, dass es *letztendlich* der Vater war, der Christus den Kelch zu trinken gab.

Was ist mit dem Kelch gemeint? Es ist nicht nur der Tod gemeint. Nicht die mit der Kreuzigung verbundenen körperlichen Schmerzen. Es war nicht die Geißelung oder die Demütigung. Es war nicht der furchtbare Durst, nicht die Qual desjenigen, dem Nägel durch Hände und Füße getrieben wurden, oder die Schande, angespien bzw. geschlagen zu werden. Es war nicht einmal all das zusammen-

genommen. All diese Dinge beinhalteten genau das, worüber Christus selbst gesagt hatte, dass man sich davor *nicht* fürchten solle. Er sagte: »Ich sage aber euch, meinen Freunden: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und nach diesem nichts weiter zu tun vermögen« (Lukas 12,4).

»Ich will«, fügte er dann hinzu, »euch aber zeigen, wen ihr fürchten sollt: Fürchtet den, der nach dem Töten Macht hat, in die Hölle zu werfen; ja, sage ich euch, diesen fürchtet!« (V. 5). Damit steht fest, was Christus im Hinblick auf das Kreuz am meisten fürchtete: Der Kelch, vor dem er nach den Worten seines Gebets, wenn möglich, gerettet werden wollte, umfasste das Ausgießen des göttlichen Zorns, dem er vonseiten seines heiligen Vaters ausgesetzt war.

Der *Kelch* war ein allgemein bekanntes alttestamentliches Sinnbild göttlichen Zorns gegenüber der Sünde. In Jesaja 51,17 heißt es: »Raff dich auf, raff dich auf! Erhebe dich, Jerusalem, die du aus der Hand des HERRN den Becher seines Zornes getrunken! Den Kelch, den Becher des Taumels, hast du getrunken, hast ihn ausgeschlürft.« In Jeremia 25,15-16 sagt der Herr dem Propheten: »Nimm diesen Becher Zornwein aus meiner Hand und gib ihn all den Nationen zu trinken, zu denen ich dich sende; damit sie trinken und taumeln und sich wie toll aufführen wegen des Schwertes, das ich unter sie sende.« Er fügt folgende Anweisung hinzu: »Und sage zu ihnen: So spricht der HERR der Heerscharen, der Gott Israels: Trinkt, werdet berauscht und speit, fallt hin und steht nicht wieder auf wegen des Schwertes, das ich unter euch sende.« Und es soll geschehen, wenn sie sich weigern, den Becher aus deiner Hand zu nehmen, um zu trinken, dann sollst du zu ihnen sagen: »So spricht der HERR der Heerscharen: Ihr *müsst* trinken!« (V. 27-28).

Dort versinnbildlicht der Kelch ein Gericht, das die Gottlosen nach Gottes Willen erleiden müssen. Sie trinken, bis sie betrunken sind und es ihnen übel wird, so dass sie sich übergeben. Es ist, als würde Gott dem Sünder sagen: »Du liebst die Sünde? Na schön. Dann leere den Sündenkelch bis zur Neige!« Und er lässt sie weiterhin die Konsequenzen ihrer eigenen Sünde schmecken, so dass

genau die Sache, der sie nachjagten, zum Gericht wird, das er ihnen mit Gewalt einflößt. Die Sache, die sie liebten, wird zu einem Fluch, der sie krank macht und letztendlich zugrunde richtet. Eine ähnliche Bildersprache, die den Kelch als Sinnbild göttlichen Gerichts gebraucht, findet sich im gesamten Alten Testament (vgl. Klagelieder 4,21-22; Hesekiel 23,31-34 und Habakuk 2,16).

Wenn somit Christus darum bat, dass der Kelch – wenn möglich – an ihm vorübergehen möge, dann sprach er davon, dass er den Kelch göttlichen Gerichts trinken müsse. Unterliegen wir niemals dem Trugschluss, dass Christus die körperlichen Schmerzen der Kreuzigung fürchtete! Er hat nicht in Erwartung dessen gezittert, was Menschen ihm antun könnten. In ihm fand sich keine Spur von Menschenfurcht. Doch am nächsten Tag würde er »die Sünden vieler wegnehmen« (vgl. Hebräer 9,28; Luther'84 und Menge). Und dabei würde die Fülle göttlichen Zorns über ihn hereinbrechen. Auf eine geheimnisvolle Art und Weise, die unser menschlicher Geist nicht ergründen kann, würde Gott sein Angesicht von Christus abwenden, wobei Christus der vollen Wucht des göttlichen Zorns gegenüber der Sünde ausgesetzt wäre.

Denken wir daran, dass es in Jesaja 53,10 heißt: »Dem HERRN gefiel es, ihn zu zerschlagen. Er hat ihn leiden lassen.« Als Christus am Kreuz hing, war er mit den Sünden der Angehörigen seines Volkes beladen, indem er für sie den Zorn Gottes ertrug. In 2. Korinther 5,21 wird das Kreuzesgeschehen auf ähnliche Weise erklärt: »Den, der Sünde nicht kannte, hat er für uns zur Sünde gemacht.« Mit anderen Worten: Am Kreuz rechnete Gott Christus unsere Sünde zu und legte die Sündenstrafe auf ihn (vgl. 1. Petrus 2,24).

Der Preis der von Christus getragenen Sünde war die volle Glut göttlichen Zorns. Er bezahlte ihn völlig. Dies erklärt, warum er in Matthäus 27,46 schmerzerfüllt schrie: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Dieser vom Kreuz kommende Schrei spiegelte wider, wie unendlich bitter der ihm gegebene Kelch war. Es verwundert nicht, dass er den Kelch an sich vorübergehen lassen wollte.

Hat er nicht erkannt, dass es keine Möglichkeit gab, den Kelch an sich vorübergehen zu lassen? *Natürlich*. Warum sprach er also in Gethsemane ein derartiges Gebet? Weil er damit auf ehrliche Weise seine Furcht, die er in jenem Augenblick spürte, zum Ausdruck brachte. Er wusste, dass er nicht darauf hoffen konnte, von seinem Auftrag als Sündenlamm entbunden zu werden. Und dies wird durch die restlichen Worte seines Gebets verdeutlicht: »Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst« (Matthäus 26,39). Beachten wir, dass er beim zweiten Mal wie folgt betete: »Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht vorübergehen kann, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille.« Als die Seelenqual immer weiter zunahm, wurde auch seine Entschlossenheit größer, den Willen seines Vaters auszuführen.

Christi Gebet beinhaltet einfach eine ehrliche Bekundung menschlicher Gefühle. Und in diesem Gebet offenbart sich das systematische Ergeben jener menschlichen Gefühle in den göttlichen Willen.

Als Christus Menschengestalt annahm, wurden auch alle natürlichen Schwachheiten des Menschen Teil seiner irdischen Existenz – ausgenommen jene, die in sich selbst sündig sind. In Hebräer 4,15 heißt es: »Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht Mitleid haben könnte mit unseren Schwachheiten, sondern der in allem in gleicher Weise wie wir versucht worden ist, doch ohne Sünde.« Wie wir zu Beginn dieses Kapitels festgestellt haben, kannte Christus mit Ausnahme der Sünde jedes Merkmal der sterblichen menschlichen Natur aus eigener Erfahrung. Er wurde müde; er verspürte Hunger; er erlitt Schmerzen. Und hier in Gethsemane durchlitt er den tiefsten Schmerz und die größte Angst sowie Drangsal seiner Seele – sogar bis an den Rand des Todes. In diesem Gebet bekundet er einfach ebendiese Gefühle. Es zeigt das Menschsein Christi so deutlich wie keine andere Stelle der Schrift.

Was Christus hier ins Gebet treibt, ist nicht *sündige* Schwachheit, sondern Ausdruck normalen menschlichen Schwachseins, das sich nicht von seinem Hunger, seinem Durst oder seiner Erschöpfung unterscheidet. Christus war bestimmt nicht in masochistischer



Weise in das Leiden verliert. Es wäre seinem menschlichen Wesen fremd gewesen, wenn er dem Kreuz nicht mit tiefer Beklommenheit und Furcht vor dem Kommenden entgegengesehen hätte. Dies ist jedoch nicht Feigheit und Angst. Es ist vielmehr dasselbe Entsetzen, das uns alle packen würde, und dieselbe düstere Vorahnung, die uns beschleichen würde, wenn wir wüssten, dass wir unmittelbar vor einem äußerst leidvollen Erlebnis ständen. Im Falle Jesu trat die Seelenqual angesichts dessen, was ihn erwartete, jedoch weitaus deutlicher hervor.

An keiner einzigen Stelle sagt die Bibel, dass Jesu Göttlichkeit ihn *über gewöhnliche Menschen erhob* oder ihm *außermenschliche Züge verlieh*. Nach der Schrift hat die göttliche Natur Christi seine menschliche Wesensart weder beeinträchtigt noch deren Entfaltung behindert. Im Gegenteil: Alles, was die Schrift über Christi Auftrag als unser Erretter sagt, beruht auf der Tatsache, dass er voll und ganz Mensch war. Hebräer 2,17 unterstreicht diesen Punkt: »*Er (musste) in allem den Brüdern gleich werden*, damit er barmherzig und ein treuer Hoherpriester vor Gott werde, um die Sünden des Volkes zu sühnen« (Hervorhebung durch den Autor).

Unser Herr tat nicht nur so, als wäre er ein Mensch. Er war Mensch im umfassendsten Sinn. Ihn zeichneten mit Ausnahme unserer Sünde *alle* Merkmale von uns Sterblichen aus. Und in diesem Augenblick in Gethsemane offenbarte sich sein Menschsein so deutlich wie zu keinem anderen Zeitpunkt seines Dienstes. Wir können seine Gefühle gewiss verstehen: Entsetzen angesichts der Erwartung dessen, was Gott von ihm forderte; Bestürzung in Anbetracht der Wirklichkeit dessen, was ihm dies abverlangen würde; und ein sehr reales Verlangen, Gottes Zorn zu umgehen, wenn dies irgendwie möglich wäre. All dies trug zu jener übermächtigen Betrübnis bei, die er verspürte, als er dem Kreuz entgegensah.

Kurz gesagt: Jesus war zutiefst bekümmert, weil er wusste, dass all die Sündenschuld aller Erlösten zu allen Zeiten ihm zugerechnet werden würde. Er würde zugunsten anderer der vollen Wucht göttlichen Zorns ausgesetzt sein. Der heilige Sohn Gottes, der nie auch

nur die unscheinbarste Sünde kannte, *würde zur Sünde gemacht werden*. Ihn würde der göttliche Zorn treffen (2. Korinther 5,21). Der Gedanke daran ließ ihn im wahrsten Sinne des Wortes Blut und Wasser schwitzen.

## Sein Flehen

Als Christus daher dem Kreuz entgegenging, beinhalteten sein Angstgefühl und seine düstere Vorahnung eine nahe liegende Bekundung menschlicher Emotionen. Sein Verlangen, dem Zorn Gottes entkommen zu können, umfasste ein normales und vollkommen verständliches menschliches Gefühl. Doch dieses Verlangen und all seine menschlichen Emotionen hatten sich bewusst und vorsätzlich dem Willen Gottes ergeben. Die bloße Tatsache, dass er diese Gefühle hatte, war keine Sünde. Sünde besteht vielmehr darin, menschlichen Gefühlen und Vorlieben auf Kosten des Willens Gottes nachzugehen. Da Jesus dies wusste, war sein ganzes Leben durch eine fortwährende, systematische, bewusste und freiwillige Unterwerfung unter den Willen seines Vaters gekennzeichnet. Er sagte: »Ich (tue) allezeit das ihm Wohlgefällige« (Johannes 8,29). »Meine Speise ist, dass ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, und sein Werk vollbringe« (4,34). »Ich kann nichts von mir selbst tun; so wie ich höre, richte ich, und mein Gericht ist gerecht, denn ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat« (5,30). »Denn ich bin vom Himmel herniedergekommen, nicht, dass ich *meinen* Willen tue, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat« (6,38).

Die Worte seines Gebets in Gethsemane spiegeln einfach wider, wie sich diese Unterwerfung vollzog. Das Gebet drückt auf ehrliche Weise die menschlichen Gefühle Christi aus. Er fürchtete im Innersten die Erwartung des väterlichen Zorns, wobei ihn danach verlangte, diesem – wenn irgend möglich – aus dem Weg gehen zu können.

Doch warum formulierte er dieses Gebet gerade in dieser Stunde? Er war ja in der Ewigkeit vor aller Zeit mit Gott übereingekom-

men, als Sühneopfer für die Sünde zu sterben. Sicher wusste er, dass der Kelch des Zorns Gottes einen unvermeidbaren Aspekt dieses Sühnewerks darstellte.

Obwohl dies alles zutrifft, musste Christus in seinem Menschsein die Last in einer Art und Weise verspüren, wie sie ihn nie zuvor beschwert hatte. Der Mensch Christus Jesus näherte sich seiner letzten Stunde. All diese normalen menschlichen Gefühle mussten sich zwangsläufig verstärken, je näher die Stunde rückte. Die volle Last des Leids und der Angst beschwerte sein Innerstes in dem Augenblick, da er im Begriff stand, sein Kreuz aufzunehmen. Im Gebet kommen diese Gefühle zum Ausdruck. Es ist der Beweis dafür, dass er auch in jeder Hinsicht wahrer Mensch war.

Sein Gebet in Gethsemane diente ebenso einem anderen von Gott festgelegten Zweck. Es war ein Beispiel für Petrus und die anderen Apostel. Natürlich wusste Christus bereits, dass es nicht möglich war, der Vollstreckung des Zorngerichts Gottes aus dem Weg gehen zu können. Sicher hat er sich in seinen Gedanken nicht ernsthaft gefragt, ob diese Dinge vermeidbar wären. Und dennoch betete er bei dieser Gelegenheit absichtlich laut.

Jesus betete um derer willen, die ihm zuhörten, häufig laut (vgl. Johannes 11,42). Es gibt allen Grund zu der Annahme, dass dieses Gebet in Gethsemane auch deshalb ein laut formuliertes Gebet war, weil die in der Nähe befindlichen Apostel es mithören sollten. Nachdem Jesus Petrus, Jakobus und Johannes mitnahm, als er in den Garten hineinging, bat er sie, ganz in der Nähe zu warten und mit ihm zu wachen. Weil Jesus wusste, dass Satan daranging, sie wie den Weizen zu sichten, sollte sein Gebet ein Vorbild für sie sein. Sie hätten eine Menge lernen können, wenn sie aufmerksame Zuhörer gewesen wären.

Vielleicht wendet er sich aus diesem Grund zwischen seinen inständigen, an den Vater gerichteten Bitten an seine Jünger mit Appellen zur Wachsamkeit. Beachten wir seine Worte in Matthäus 26,41: »Wacht und betet, damit ihr nicht in Versuchung kommt; der Geist zwar ist willig, das Fleisch aber schwach.« In ebendiesem Augenblick kämpfte Jesus mit den Schwachheiten seines eigenen

Menschseins. Noch einmal: Dies waren keine sündigen Schwachheiten, sondern normale menschliche Gemütsbewegungen, Bedürfnisse und Gefühle, die erst dann, wenn sie nicht dem göttlichen Willen unterworfen werden, zur Sünde führen können.

Petrus sündigte, weil er schlief. Obwohl man normalerweise nicht sündigt, wenn man schläft, hatte Christus ihm einen Auftrag gegeben. Er sollte an Christi Seite wach bleiben, wachen und beten. Petrus' Müdigkeit, verbunden mit seiner großen Traurigkeit in dieser Nacht, ließ ihn im Schlaf Zuflucht suchen. Obgleich Müdigkeit und Traurigkeit keine Sünden an sich sind, müssen diese Zustände dem Willen Gottes untergeordnet werden. Der *Geist* des Petrus war gewiss willig (V. 33). Sein Fleisch war jedoch schwach. Er hätte wie Christus beten sollen – der bewusst seinen Willen dem Willen des Vaters unterordnete und von Gott die Kraft zum Durchhalten erwartete.

Die Worte des Gebets Christi lassen eine bewegende Innigkeit zwischen Vater und Sohn erkennen. Wann immer er betete, redete Christus Gott mit »Vater« an (Nur einmal war das anders: Als er am Kreuz hing und die Last göttlichen Zorns spürte, betete er auf Aramäisch die Worte aus Psalm 22,2 [»Eloi, Eloi, lema sabachthani?«], die mit »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« [Markus 15,34] übersetzt werden.). Was die jüdischen Führer angeht, so war für sie die Praxis, Gott im Gebet mit »Vater« anzureden, ungewöhnlich, weil sie der Meinung waren, dass sie zu viel Vertrautheit oder Innigkeit erkennen lasse. Ja, sie versuchten, Jesus bei mehreren Gelegenheiten zu töten, weil er Gott fortwährend seinen Vater nannte – wobei sie seinen Sohnschafts-Anspruch zu Recht als Behauptung verstanden, die seine absolute Stellunggleichheit mit dem Vater erkennen ließ (Johannes 5,18; vgl. 10,30-33). Jesu einzigartige und ewige Sohnschaft beweist seine ewige Stellunggleichheit mit dem Vater (Hebräer 1,4-8). Er ist Gottes eingeborener Sohn. Doch auch allen Gläubigen ist aufgrund ihrer Annahme durch Gott als Gotteskinder eine besondere Sohnschaftsstellung gewährt worden (Galater 4,4-5). Und daher lehrte Christus sogar die Jünger, Gott im Gebet mit »Vater« anzureden.

Hier in Gethsemane stoßen wir jedoch auf die einzige Stelle in der gesamten Schrift, wo Christus Gott im Gebet mit »*mein* Vater« anredete (Matthäus 26,39.42), wobei die Innigkeit des entsprechenden Ausdrucks durch das Pronomen *mein* noch verstärkt wird. Markus berichtet, dass er folgendermaßen betete: »Abba, Vater, alles ist dir möglich; nimm diesen Kelch von mir weg! Doch nicht was ich will, sondern was du willst« (Markus 14,36). »Abba« ist die aramäische Entsprechung für »lieber Vater« bzw. »Papa« – ein noch innigerer, ja, kindlicher Ausdruck, der von Vertrauen und Zuneigung zeugt.

Christi Gebet war vor allem ein Gebet der Unterwerfung. Dies sieht man anhand dessen, worum es darin wirklich geht: Die Bitte, die Christi inständiges Flehen beherrschte, umfasst nicht den Wunsch, den Kelch vorübergehen zu lassen, sondern das noch höhere Ziel, das sich in seinem wiederholten Anliegen »... so geschehe dein Wille« (Matthäus 26,42) widerspiegelt. Jedes Mal, wenn er zum Gebet niederkniete, stand dasselbe im Mittelpunkt: »Mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! Doch *nicht wie ich will, sondern wie du willst*« (V. 39). »Mein Vater, wenn dieser Kelch nicht vorübergehen kann, ohne dass ich ihn trinke, *so geschehe dein Wille*« (V. 42). »Er ließ sie, ging wieder hin, betete zum dritten Mal *und sprach dasselbe Wort*« (V. 44; Hervorhebungen jeweils durch den Autor).

Sein natürliches menschliches Verlangen bestand darin, dem ihm unmittelbar bevorstehenden furchtbaren Gericht wenn möglich aus dem Weg zu gehen. Sein vordringliches Verlangen – die letztendliche Gewährung des Anliegens, worum es im Gebet ging – bestand jedoch darin, dass Gottes Wille geschehen möge.

## Seine Unterwerfung

Wenn Christus betet: »Nicht wie ich will, sondern wie du willst«, dürfen wir nicht denken, dass der Wille des Vaters irgendwie vom Willen des Sohnes abweicht. Was wir hier erkennen, ist stattdessen

die Tatsache, dass der Sohn bewusst, willentlich und freiwillig all seine menschlichen Gefühle dem vollkommenen Willen des Vaters unterordnet. Das Gebet beinhaltet das unübertroffene Beispiel dafür, wie Christus in seinem Menschsein *immer* in allen Dingen seinen Willen dem Willen des Vaters unterwarf – eben so, dass es keinen Widerspruch zwischen dem göttlichen Willen und seinen menschlichen Gefühlen geben würde.

Hier müssen wir eine eindringliche Lektion lernen. Denken wir daran, dass Christus keine sündigen Begierden, keine von der Sünde verdorbenen Sehnsüchte und keinerlei Neigung, Böses zu tun, hatte. Dennoch musste er seine Bedürfnisse und Gemütsbewegungen mit einer solchen bewussten, willentlichen Hingabe dem Willen Gottes unterordnen. Wie viel mehr haben *wir* es nötig, unser Herz, unsere Seele, unseren Verstand und unsere Kraft Gott zu überlassen! All unsere Schwachheiten, unsere Sehnsüchte, unsere Begierden – ja, unser Wille – müssen wir bewusst dem Willen Gottes unterordnen, wenn wir imstande sein wollen, unser Leben zur Ehre Gottes zu führen.

In Christi Gebet ging es nicht darum, dass ihm der Kelch *um jeden Preis* erspart blieb. Er bat darum, den Kelch nur dann vorübergehen zu lassen, wenn es irgendeine andere Möglichkeit geben sollte, den Plan Gottes auszuführen. Gottes Antwort auf dieses Gebet lässt eindeutig erkennen, dass außer dem Opfer seines eigenen Sohnes keine Möglichkeit in Frage kam, die Erlösung von Sündern zu erlangen. Gott sandte Christus nicht, damit er leichtfertig sterben sollte. Wenn es einen anderen Weg gegeben hätte, wäre er ihn gegangen. Aber weil es keinen anderen Weg gab, ging der Kelch an Christus nicht vorüber.

Es steht fest, dass Christus dies wusste, als er dieses Gebet sprach. Die Verwirklichung dieser ganzen Angelegenheit wurde im ewigen Ratschluss Gottes vor Grundlegung der Welt festgelegt – lange bevor Christus auf die Erde kam. Er wusste, dass er das Lamm Gottes sein sollte, das die Sünden der Welt wegnehmen würde. Daher bedeutete dies, dass er in dieser Eigenschaft den Zorn Gottes ertragen musste.

Dies deutet noch auf einen weiteren Grund dafür hin, warum Christus dieses Gebet formulierte: Darin brachte er nicht nur wahrhaftig seine menschlichen Gemütsbewegungen zum Ausdruck, indem er seine sehr reale Angst und sein Entsetzen angesichts des Gedankens daran, was das Kreuz für ihn bedeuten würde, bekundete. Auch war es nicht nur ein bedeutsames Beispiel für Petrus und die anderen Jünger (sowie für alle Christen aller Zeiten). Vielmehr enthüllte es darüber hinaus das Geheimnis dessen, was in der Ewigkeit vor aller Zeit zwischen den Personen der Gottheit stattfand: Gott, der Vater, und Gott, der Sohn, kamen mit dem Heiligen Geist überein, die Auserwählten zu erlösen. Es wurde festgelegt, dass Christus Mensch werden und sterben würde, um den Sühnepreis zu bezahlen.

Der Apostel Paulus spricht in seinem Brief an Titus davon. Er leitet ihn mit folgenden Worten ein: »Paulus, Knecht Gottes, aber Apostel Jesu Christi nach dem Glauben der Auserwählten Gottes und nach der Erkenntnis der Wahrheit, die der Gottseligkeit gemäß ist, in der Hoffnung des ewigen Lebens – das Gott, der nicht lügen kann, *vor ewigen Zeiten verheißen hat ...*« (Titus 1,1-2; Hervorhebung durch den Autor). Gott hat das ewige Leben vor ewigen Zeiten verheißen – vor der Zeit, da es überhaupt Geschöpfe gab, denen eine solche Verheißung galt. Daher erhebt sich die Frage: Wem hat er es verheißen? Es wird deutlich, dass dies eine zwischen den Personen der Gottheit zustande gekommene Übereinkunft beschreibt, die auf die Erlösung der Auserwählten abzielte.

In 2. Timotheus 1,9 hallt die Wahrheit von Titus 1,2 wider. Dort sagt der Apostel Paulus, dass Gott »uns errettet ... und berufen (hat) mit heiligem Ruf, nicht nach unseren Werken, sondern nach seinem eigenen Vorsatz und der Gnade, *die uns in Christus Jesus vor den Zeiten der Zeitalter gegeben ... worden ist*« (Hervorhebung durch den Autor). Mit anderen Worten: Das ewige Unterpfand unseres Heils schloss eine Verheißung mit ein, die der Vater dem Sohn vor ewigen Zeiten gab. Unsere gesamte Hoffnung des ewigen Lebens besteht in jener ewigen Verheißung, die Christus gegeben wurde.

Aufgrund seiner ewigen Liebe zu seinem Sohn hat Gott, der Vater, ihm ein Volk von Erlösten verheißen. Deshalb spricht Christus oft von den Erlösten als von denen, die der Vater ihm gegeben hat (Johannes 17,9.11.24; vgl. 6,37-39).

Christus seinerseits sagte zu, für die Erlösung der Angehörigen dieses Volkes zu sterben, während bloße Tieropfer keine Sühnung erwirken konnten. Es gab nur ein Mittel, wodurch sie erlöst werden konnten. Ein menschlicher Stellvertreter – vollkommen gerecht, so dass man keinerlei Schuld an ihm würde finden können – würde die Sündenstrafe als ihr Stellvertreter tragen müssen. Und nur der Mensch gewordene Sohn Gottes erfüllte diese Bedingung. Daher erklärte sich Christus bereit, auf die Erde zu kommen mit der ausdrücklichen Absicht, als Opfer für die Sünde zu sterben. Dies würde sein Anteil an der Übereinkunft zu unserer Erlösung sein. Er unterwarf sich aus Liebe dem Willen des Vaters, um die Erlösung für sein Volk zu erwerben. Das ist die Grundaussage von Hebräer 10,4-9:

Unmöglich kann Blut von Stieren und Böcken Sünden hinwegnehmen. Darum spricht er, als er in die Welt kommt: »Schlachtopfer und Gaben hast du nicht gewollt, einen Leib aber hast du mir bereitet; an Brandopfern und Sündopfern hast du kein Wohlgefallen gefunden. Da sprach ich: ›Siehe, ich komme – in der Buchrolle steht von mir geschrieben –, um deinen Willen, o Gott, zu tun.« Vorher sagt er: »Schlachtopfer und Gaben und Brandopfer und Sündopfer hast du nicht gewollt, noch Wohlgefallen daran gefunden« – die doch nach dem Gesetz dargebracht werden –, dann sprach er: »Siehe, ich komme, um deinen Willen zu tun.«

Somit kam in Christi Unterwerfung unter den Willen des Vaters seine ewige Liebe gegenüber dem Vater zum Ausdruck. Es widerspricht dem normalen Empfinden und ist geheimnisvoll, daran zu denken, dass der Sohn starb und der Vater seinen Zorn auf den Sohn ausgoss. In der tiefer liegenden Erlösungsabsicht kam jedoch die reine Liebe



zwischen Vater und Sohn zum Ausdruck. Und daher unterwarf sich in der Ewigkeit vor aller Zeit der Sohn willentlich und bewusst dem Willen des Vaters, so dass der Weg zum Kreuz feststand.

Das beinhaltet die wichtigste Wahrheit, die sich uns in Jesu Gebet in Gethsemane enthüllt. Hier erkennen wir eine Momentaufnahme des gesamten Geschehens, das in Philipper 2,6-8 beschrieben wird. Dort heißt es über Jesus Christus: »... der ... es nicht für einen Raub achtete, Gott gleich zu sein. Aber er machte sich selbst zu nichts und nahm Knechtsgestalt an, indem er den Menschen gleich geworden ist, und der Gestalt nach wie ein Mensch erfunden, erniedrigte er sich selbst und wurde gehorsam bis zum Tod, ja, zum Tod am Kreuz!« Sein Gebet in Gethsemane gibt uns einen Einblick in seine Seele und sein Herz, als er diese Übergabe vollzog. Es offenbart, wie unermesslich groß das Opfer für ihn war, das darin bestand, für uns zu sterben.

Als Christus das Gebet beendet hatte, wurde ihm der erbetene Sieg gewährt. Er ging aus seiner Seelenqual in vollkommener Harmonie mit dem Willen seines Vaters hervor. Er war bereit, dem Kreuz entgegenzugehen und den bitteren Kelch des göttlichen Zorns gegenüber der Sünde bis zur Neige zu leeren.

Seine Feinde kamen bereits näher. Die Ruhe, mit der Christus ihnen entgegentreten würde, und die stille Anmut, die er auf seinem ganzen Leidensweg ausstrahlte, sind ein anschaulicher Beweis dafür, dass Gott, der Vater, den Herzensschrei seines Sohnes in Gethsemane gehört und erhört hatte.



## Kapitel 5

»Judas, überlieferst du den Sohn des Menschen mit einem Kuss?«

Lukas 22,48

### Der Kuss des Verräters

Vom menschlichen Standpunkt aus gesehen würden die restlichen Ereignisse dieser tragischen Nacht scheinbar nichts als Schande und Niederlagen für den Sohn Gottes bringen. Ein menschlicher Beobachter könnte der Meinung sein, dass Jesu Gebet in Gethsemane bei seinem Vater auf taube Ohren stieß und dass von diesem Zeitpunkt an für Jesus alles plötzlich aus den Fugen geriet. Zweifellos gingen die Gedanken der Jünger in diese Richtung.

Sie hatten sich nie zuvor in einer Situation wie dieser befunden. Obwohl Jesus vielfach von den Pharisäern und Sadduzäern angefeindet worden war, hatte er sie stets beschämt und zum Schweigen gebracht. Bei zahlreichen Gelegenheiten hatten seine Feinde versucht, ihn gefangen zu nehmen, oder ihm körperliche Gewalt angedroht. Doch er hatte sich immer ihrem Zugriff entzogen – mitunter durch übernatürliche Geschehnisse. Die Jünger waren gewohnt, ihn in der Rolle des Siegers zu sehen; nie hatte er sich in der Rolle eines Opfers befunden.

Plötzlich begann alles schief zu laufen – oder es schien zumindest so. Ein bewaffneter Mob erschien am Ort des Geschehens, um ihn gefangen zu nehmen. Und womit sie nie gerechnet hätten: Judas verriet ihn auf die widerwärtigste Weise mit dem Kuss eines Heuchlers. Als Petrus versuchte, mit Gewalt dazwischenzugehen, hielt Jesus ihn mit einer ernsten Zurechtweisung zurück. Schließlich verließen die Jünger, von Furcht gepackt, ihren Meister und flohen. Jede Wendung

der Ereignisse schien Jesu Schande zu vergrößern und ihn noch mehr als Verlierer aussehen zu lassen. Allen Beobachtern des Geschehens in dieser Nacht muss es sicherlich so vorgekommen sein.

Und doch geht von allen biblischen Berichten über dieses Ereignis eine alles umfassende Realität aus – die gelassene, ruhige Majestät Christi. Seine absolute Souveränität und Ruhe sowie sein triumphierendes Verhalten blieben während des gesamten Leidenswegs ungefährdet. Es ist eine bemerkenswerte Szene, die Matthäus folgendermaßen anschaulich beschreibt:

Dann kommt er zu den Jüngern und spricht zu ihnen: »So schlaft denn fort und ruht aus. Siehe, die Stunde ist nahe gekommen, und der Sohn des Menschen wird in Sünderhände überliefert. Steht auf, lasst uns gehen! Siehe, nahe ist gekommen, der mich überliefert.«

Und während er noch redete, siehe, da kam Judas, einer der Zwölf, und mit ihm eine große Menge mit Schwertern und Stöcken, von den Hohenpriestern und Ältesten des Volkes. Der ihn aber überlieferte, hatte ihnen ein Zeichen gegeben und gesagt: »Wen ich küssen werde, der ist es; ihn ergreift.« Und sogleich trat er zu Jesus und sprach: »Sei gegrüßt, Rabbi!« und küsste ihn. Jesus aber sprach zu ihm: »Freund, wozu bist du gekommen!« Dann traten sie herzu und legten die Hände an Jesus und ergriffen ihn. Und siehe, einer von denen, die mit Jesus waren, streckte die Hand aus, zog sein Schwert und schlug den Knecht des Hohenpriesters und hieb ihm das Ohr ab. Da spricht Jesus zu ihm: »Stecke dein Schwert wieder an seinen Ort! Denn alle, die das Schwert nehmen, werden durchs Schwert umkommen. Oder meinst du, dass ich nicht jetzt meinen Vater bitten könne und er mir mehr als zwölf Legionen Engel stellen werde? Wie sollten denn die Schriften erfüllt werden, dass es so geschehen muss?« In jener Stunde sprach Jesus zu den Volksmengen: »Seid ihr ausgezogen wie gegen einen Räuber mit Schwertern und Stöcken, mich zu

fangen? Täglich saß ich bei euch im Tempel und lehrte, und ihr habt mich nicht gegriffen. Aber dies alles ist geschehen, damit die Schriften der Propheten erfüllt werden.« Da verlieben ihn die Jünger alle und flohen (Matthäus 26,45-56).

Jesus hatte seine Jünger wiederholt aufgefordert, mit ihm wach zu bleiben und zu beten. Dreimal hatte er gebetet, wobei er sie nach jedem Gebet geweckt und ermahnt hatte, ebenfalls zu beten. Christi Kampf in Gethsemane stellte eine intensive geistliche Auseinandersetzung mit den Mächten der Finsternis dar. Bereits zuvor hatte er den Jüngern im Obersaal gesagt: »Ich werde nicht mehr vieles mit euch reden, denn der Fürst der Welt kommt und hat nichts in mir« (Johannes 14,30). Satan hatte Christus zu Beginn seines Dienstes versucht, war aber mit jeder seiner Listen gescheitert, da Christus ihm widerstanden hatte (Matthäus 4,1-11). Anschließend hatte Satan während des gesamten öffentlichen Auftretens Jesu nie locker gelassen. Die Seelenqual in Gethsemane stellte jedoch einen letzten verzweifelten Frontalangriff des Bösen dar – einen Angriff, aus dem Christus erneut siegreich hervorging. Es gab absolut nichts in ihm, das Satan ausnutzen konnte.

## Der Mob im Anmarsch

Doch Satan inszenierte bereits einen Angriff anderer Art. Judas näherte sich mit einer großen bewaffneten Menge, die von den Hohenpriestern und Ältesten des Tempels losgeschickt wurde.

Beachten wir, dass Matthäus Judas noch immer als »einen der Zwölf« (Matthäus 26,47) bezeichnet. Der Verräter wird im Neuen Testament oft so bezeichnet. Ja, alle vier Evangelien gebrauchen diesen Ausdruck, um Judas zu beschreiben (vgl. Markus 14,10.43; Lukas 22,47; Johannes 6,71), während nur ein einziges Mal ein anderer Jünger (Thomas) als »einer von den Zwölfen« bezeichnet wird (Johannes 20,24). Die Schreiber der Evangelien haben bewusst Judas' Stellung als Angehöriger des Zwölferkreises hervorgehoben,

um die Erschütterung und Fassungslosigkeit angesichts des Verrats zu betonen, die sie alle empfanden, als sich herausstellte, dass er ein Verräter war.

Im Gegensatz dazu stellten apokryphe Berichte Judas oft von Anfang an als offenkundiges Werkzeug des Teufels dar. Einige frühe Schreiber erfanden fantastische Judasgeschichten, um ihm den Anschein eines Menschen zu geben, der abgrundtief verdorben und eine ihresgleichen suchende Ausgeburt des Bösen war. Die Wahrheit besteht jedoch darin, dass Judas den Anschein eines normalen Jüngers erweckte. Er hatten den anderen Jüngern offensichtlich nie einen Anlass gegeben, ihm zu misstrauen. Dies erkennt man daran, dass sie alle völlig überrascht waren, als er sich mit dem Mob näherte, der mit der Gefangennahme Jesu beauftragt war. Die Fassungslosigkeit der Jünger kommt in dem Wort *siehe* zum Ausdruck, das in Matthäus 26,47 als Ausruf gebraucht wird, um Judas' plötzliches Erscheinen am Ort des Geschehens zu beschreiben (»*siehe*, da kam *Judas* ... und mit ihm eine große Menge mit Schwertern und Stöcken, von den Hohenpriestern und Ältesten des Volkes«; Hervorhebung durch den Autor).

Dass Judas eine Fassade der Christustreue aufrechterhielt, lässt seinen Verrat besonders niederträchtig erscheinen. Die Hinterhältigkeit dieses engen Freundes, der Liebe und Treue gegenüber Christus vortäuschte, während er ihn verriet, war weit schlimmer, als wenn jemand als erklärter Feind Christus verraten hätte.

Judas' Tat erweist sich als noch schändlicher angesichts der Tatsache, dass er eine große Menge mit Schwertern und Stöcken Bewaffneter anführte. Sie waren bereit, Gewalt anzuwenden. Sie waren darauf eingestellt, Christus und die Jünger notfalls zu verletzen. Und dies war keine Meute eilig in Dienst genommener Bürger, sondern eine handverlesene Schar Gewaltbereiter, für deren Zusammensetzung und Auftrag die Hohenpriester und Ältesten höchstpersönlich verantwortlich waren.

Lukas sagt, dass zu dem Mob auch Mitglieder der Tempelwache (»Hauptleute des Tempels« – Lukas 22,52) gehörten. Dies waren Verantwortliche für die Sicherheit, die als Polizisten auf dem Ge-

lände des Tempels tätig waren und auch begrenzte (sogar von Rom sanktionierte) Vollmachten besaßen, Menschen festzunehmen, die das jüdische Gesetz verletzt hatten (vgl. Johannes 7,32). Bei mindestens einer vorangegangenen Gelegenheit hatten die Hohenpriester den Hauptleuten des Tempels befohlen, Jesus gefangen zu nehmen. Als diese ihn jedoch lehren hörten, wurden sie von der Art, wie er in Vollmacht sprach, so in Erstaunen versetzt, dass sie sprachlos und mit leeren Händen zurückkehrten (Johannes 7,45-46).

Johannes merkt an, dass zu dem Mob auch eine Abteilung römischer Soldaten gehörte (Johannes 18,3; siehe Anmerkung in Revidierter Elberfelder). Da die Gefangennahme Jesu von Mitgliedern des Hohen Rats eingefädelt worden war, müssen sie auch diejenigen gewesen sein, die um die Bereitstellung von Soldaten als Hilfstruppe bei der Festnahme Jesu nachsuchten. Offensichtlich hatten sie vor, ihn wegen todeswürdiger Vergehen abzuurteilen. Und weil nur Rom die Befugnis besaß, das Todesurteil zu vollstrecken, musste zum Zeitpunkt der Gefangennahme ein Trupp römischer Soldaten dabei sein. Eine Garnison römischer Soldaten war ständig auf der Burg Antonia, die an den Tempelberg angrenzte, stationiert. Die gesandten Soldaten kamen zweifellos von dort. Um die Unterstützung des Militärs bei der Gefangennahme Jesu zu gewinnen, hatten die Hohenpriester den Vertretern der römischen Obrigkeit wahrscheinlich gesagt, dass Jesus ein antirömischer Aufständischer sei.

Keines der Evangelien enthält eine Schätzung im Hinblick darauf, wie groß der Mob zahlenmäßig war. Matthäus, Markus und Lukas stimmen jedoch ausnahmslos darin überein, dass es eine große Menge war (vgl. Markus 14,43; Lukas 22,47). Je nach Größe der soldatischen Abteilung (in einer normalen römischen Kohorte befanden sich sechshundert Soldaten) kann die Menge leicht aus mehreren hundert Menschen bestanden haben. Die Tatsache, dass die Hohenpriester eine solch große Menge aussandten, um die Gefangennahme auszuführen, lässt erkennen, wie sehr sie die Macht Jesu fürchteten. Vielfach hatten sie zuvor versucht, ihn zu verhaften oder zum Schweigen zu bringen, wobei ihre Intrigen jedes Mal ge-

scheitert waren. Jesus selbst hatte auf ihre absurde und feige Taktik aufmerksam gemacht, eine bewaffnete Menge auszusenden, um ihn mitten in der Nacht gefangen zu nehmen. »Seid ihr ausgezogen wie gegen einen Räuber mit Schwertern und Stöcken, mich zu fangen? Täglich saß ich bei euch im Tempel und lehrte, und ihr habt mich nicht gegriffen« (Matthäus 26,55). Es war eindeutig unangemessen, eine solch große Schar zu schicken.

Es war auch unnötig. Die Häscher würden auf keinen Widerstand Jesu stoßen. Wenn er *nicht* hätte gefangen genommen werden wollen, hätte natürlich keine Macht der Erde – wie groß sie auch gewesen wäre – ausgereicht, um ihn festzunehmen. Wenn jetzt nicht im vollkommenen Plan Gottes seine Zeit gekommen wäre, hätte er sogar vor einem solch großen Mob mühelos fliehen können – eine Tatsache, worauf er Petrus hinwies (V. 53).

## Der Verrat

Es war nur wenige Stunden her gewesen, als Judas den Obersaal verlassen hatte. Draußen war es bereits dunkel, als er wegging, und zu dem Zeitpunkt, als er mit der Schar bewaffneter Männer am Ort des Geschehens ankam, kann es nicht viel später als Mitternacht gewesen sein. Offensichtlich war er direkt aus dem Obersaal zu den Hohenpriestern gegangen. Seit sie ihm das Blutgeld ausgezahlt hatten, »suchte (er) eine Gelegenheit, um ihn ohne Volksauflauf an sie zu überliefern« (Lukas 22,6).

Nun beschlossen die Verschwörer, sicherzugehen und die Gefangennahme mit einer selbst mitgebrachten Menge durchzuführen. Es hätte offensichtlich einige Zeit gedauert, eine solche Menge zusammenzubekommen, wären sie nicht vorbereitet gewesen. Doch die Tatsache, dass sie so schnell so viele Angehörige der Tempelwache, bewaffnete Soldaten und andere Beteiligte zusammenrufen konnten, zeigt, wie entschlossen sie waren. Wer weiß, was sie den Vertretern der römischen Obrigkeit erzählt hatten, damit ihnen sofort eine derartige Truppenabteilung überlassen wurde? Es liegt auf der Hand,



dass sie Jesus fälschlicherweise als ernsthafte Bedrohung römischer Interessen dargestellt hatten.

Judas war mit Gethsemane als Örtlichkeit gut vertraut, weil er sich dort in der zurückliegenden Zeit vielfach mit Jesus aufgehalten hatte (Johannes 18,2). Möglicherweise hatten die Jünger vorher darüber gesprochen und diskutiert, in dieser Nacht nach Gethsemane zu gehen. Oder vielleicht gehörte ein dortiger Aufenthalt zur festen Gewohnheit, so dass Judas einfach wusste, wohin Jesus nach dem Abendessen gehen würde. Auf jeden Fall muss sich Judas ziemlich sicher gewesen sein, Jesus dort anzutreffen, denn sonst hätte er nicht eine solch große Menge mitgebracht. Was die Verschwörer anging, war dies ein idealer Ort, um Jesus gefangen zu nehmen, ohne die Aufmerksamkeit der Volksmengen zu erregen.

In dieser Stunde muss es in Gethsemane sehr dunkel gewesen sein. Da das Passah immer auf einen Vollmond fiel, war es in dieser Nacht heller als in den meisten Nächten. In einem Olivenhain würde das Licht des Mondes jedoch kaum ausreichen, um in der Dunkelheit undeutliche Schatten zu werfen. Daher hatte Judas mit den anderen an der Verschwörung Beteiligten vorher ein Zeichen vereinbart, anhand dessen sie Jesus erkennen könnten.

Judas mag auch gefürchtet haben, dass sich einer der Jünger an Jesu statt den Behörden stellen könnte, indem er vortäuschen würde, der Gesuchte zu sein, um Jesu Leben zu retten. Schließlich hatte vor wenigen Stunden im Obersaal jeder der anderen Jünger seine Bereitschaft bekannt, um Christi willen ins Gefängnis zu gehen oder zu sterben (vgl. Matthäus 26,35). Um daher sicherzugehen, dass sie Jesus von den anderen unterscheiden konnten, hatten die Verschwörer vorher ein Zeichen vereinbart. Judas hatte ihnen gesagt: »Wen ich küssen werde, der ist es; ihn ergreift« (Matthäus 26,48). Der Kuss war in jener Kultur ein Zeichen der Ehrerbietung und Huldigung sowie der Zuneigung. Sklaven küssten als Zeichen höchster Ehrerbietung die Füße ihrer Herren. Schüler gewisser Rabbiner küssten manchmal den Saum des Gewandes ihres Lehrers, um damit ihre Verehrung und tiefe Ergebenheit auszudrücken.

Es war üblich, jemandem als Geste der Ehrerbietung und Anerkennung die Hand zu küssen. Doch ein Kuss auf die Wange, insbesondere wenn man den Betreffenden umarmte, deutete auf persönliche Freundschaft und Zuneigung hin. Diese Geste war den engsten Freunden vorbehalten, so dass ein Jünger seinen Lehrer normalerweise nicht umarmte und küsste – es sei denn, dass dieser ihn zuerst geküsst hatte.

Das Wort, das Matthäus verwendet, um Judas' Tat zu beschreiben, ist *kataphileo* (mit der Bedeutung »inbrünstig bzw. wiederholt küssen«). Es ist dasselbe Wort, das bei der Frau im Haus des Pharisäers gebraucht wird, als diese Jesus mit Zeichen ihrer hingebungsvollen Anbetung überhäufte, indem sie seine tränenbenetzten Füße mit ihren Haaren trocknete, sie wiederholt küsste (*kataphileo*; vgl. Lukas 7,38) und mit wohlriechendem Öl salbte. Als wäre es nicht schon schlimm genug, dass Judas Jesus verriet, tat er dies auch noch, indem er innigste Zuneigung vortäuschte und damit seine Tat noch verabscheuungswürdiger machte. Noch immer von Satan beherrscht, kannte Judas offensichtlich keine Scham. Er hätte irgendein anderes Zeichen wählen können, anhand dessen die anderen an der Verschwörung Beteiligten Christus hätten erkennen können. Er wählte bewusst ein Zeichen, das seine Schuld noch vergrößerte, indem Heuchelei der hinterhältigsten Art dazukam. Als er Jesus küsste, ließ er sich scheinbar bewusst Zeit, um ihn so lange wie möglich aufzuhalten. Damit wollte er sicherstellen, dass die Soldaten genügend Zeit hatten, um Jesus festzunehmen.

In Jesu Reaktion auf die heuchlerische Zuneigungsbekundung des Judas schwingt ein trauriger Unterton, aber keine Bosheit oder Feindseligkeit mit: »Freund, wozu bist du gekommen!« (Matthäus 26,50). In dem Ausdruck *Freund* klingt Zurückhaltung und möglicherweise auch Distanziertheit an. Christus gebrauchte nicht das normale Wort für »Freund«. Hier steht nicht *philos* – jenes Wort, das er im Obersaal benutzte, als er den Jüngern sagte: »*Ihr* seid meine Freunde, wenn ihr tut, was irgend ich euch gebiete. Ich nenne euch nicht mehr Sklaven, denn der Sklave weiß nicht, was sein Herr tut;

euch aber habe ich Freunde genannt« (Johannes 15,14-15). Als er Judas anredete, benutzte er das Wort *hetairos*, das »Kamerad« bzw. »Gefährte« bedeutet. Trotzdem liegt hier eine Ironie vor: Petrus – ein wahrer Freund – versuchte, Jesus daran zu hindern, den Weg an das Kreuz zu gehen. Damals bezeichnete Jesus ihn als »Satan« (Matthäus 16,22-23). Doch hier haben wir Judas, ein willfähiges Werkzeug Satans, von dem der Fürst der Finsternis Besitz ergriffen hat und den er beherrscht. Als er Jesus an diejenigen ausliefert, die ihn kreuzigen würden, redet Jesus ihn – im Gegensatz zu seiner Bezeichnung für Paulus – nur mit »Kamerad« an.

Er stellte ihm die Frage »Wozu bist du gekommen?« nicht, weil er unwissend war. Vielmehr wollte er, dass Judas der Tatsache ins Auge sah – und die anderen Jünger erkannten –, welche böse Tat der Verrat war. Lukas berichtet, dass er sagte: »Judas, überlieferst du den Sohn des Menschen mit einem Kuss?« (Lukas 22,48). Selbst noch zu diesem späten Zeitpunkt, als Judas' Herz gegenüber Christus derart deutlich verhärtet war, sprach aus der Art, wie Jesus mit ihm umging, offenkundige liebevolle Zuwendung. Er gebrauchte keine Schmähworte, fuhr Judas nicht schroff an und beschimpfte ihn nicht in einer Ausdrucksweise, die hier völlig angemessen gewesen wäre (etwa als *Schurke*, *Ungläubiger*, *Verräter* oder *Narr*). Er gebrauchte die Anrede »Kamerad«, nannte ihn beim Namen und stellte aus seinen Liebesabsichten heraus Fragen, die das Gewissen eines jeden aufgewühlt hätten, der nicht völlig verhärtet war. Judas' Niederträchtigkeit erscheint auf dem Hintergrund der liebevollen Zuwendung Jesu umso boshafter.

Doch Judas ließ sich nicht beeindrucken. Er hörte nicht auf. Mit unglaublicher Treulosigkeit verriet er Jesus an seine Henker. Dabei täuschte er noch immer Zuneigung vor, obwohl er in seinem Herzen den teuflischsten Hass schürte.

Später würde Judas tief bereuen, was er getan hatte (Matthäus 27,4-5). Doch selbst dann fehlte seiner Reue jegliche wahre Buße. Nachdem er sich Satan für dreißig Silberlinge verkauft hatte, war er bereits aufgrund des eigenen Tuns einer Ewigkeit ohne den Heiligen

geweiht, den er derart gefühllos verraten hatte. Es wäre ihm besser gewesen, wenn er nicht geboren worden wäre (Matthäus 26,24).

## Ein Blutbad wird verhindert

Mindestens zwei der Jünger waren bewaffnet. Nachdem sie gehört hatten, wie Jesus von seinem Verrat sprach, und mit all seinen Voraussagen in Bezug auf seine Gefangennahme und Kreuzigung im Ohr, gingen die Jünger nicht unbewaffnet nach Gethsemane. Als sie an diesem Abend zuvor im Obersaal gewesen waren, hatte Jesus sie darüber informiert, dass einer von ihnen ihn verraten würde. Das Gespräch, das sich dabei entwickelte, hat Lukas aufgezeichnet:

Er sprach zu ihnen: »Als ich euch ohne Börse und Tasche und Sandalen sandte, mangelte euch wohl etwas?« Sie aber sagten: »Nichts.« Er sprach nun zu ihnen: »Aber jetzt, wer eine Börse hat, der nehme sie und ebenso eine Tasche, und wer nicht hat, verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert; denn ich sage euch, dass noch dieses, was geschrieben steht, an mir erfüllt werden muss: ›Und er ist unter die Gesetzlosen gerechnet worden‹; denn auch das, was mich betrifft, hat eine Vollendung.« Sie aber sprachen: »Herr, siehe, hier sind zwei Schwerter.« Er aber sprach zu ihnen: »Es ist genug« (Lukas 22,35-38).

Christus warnte sie hier einfach vor der bevorstehenden Gefahr. Obwohl Gott stets dafür gesorgt hatte, dass sie in seiner Obhut vollkommen sicher waren, stand ihnen ein Schreckensereignis in Form eines Gewaltaktes bevor. Sie mussten sich darauf vorbereiten, damit ihr Glaube – wenn dieses Ereignis eintreten würde – nicht ins Wanken käme. Jesus sprach natürlich von Bereitschaft in geistlicher und nicht in körperlicher Hinsicht. Er warnte sie vor einem geistlichen Kampf, dem sie sich bald gegenübersehen würden, wobei er ihnen bestimmt nicht sagte, dass sie sich mit fleischlichen Waffen wappnen sollten (2. Korinther 10,4). Doch die Jünger nahmen fälschlicherweise an,

dass er im wörtlichen Sinne gemeint hätte, sie sollten hingehen und Schwerter kaufen. Daher sahen sie in den eigenen Reihen nach und stellten fest, dass sie bereits zwei Schwerter bei sich hatten. Jesu doppeldeutige Erwiderung »Es ist genug« bedeutet wahrscheinlich »Genug davon geredet!« Sie haben vielleicht gedacht, dass er meinte, zwei Schwerter seien genug. Jedenfalls erfüllte seine Bemerkung ihren Zweck, so dass sie nicht mehr darüber nachdachten, sich mit Waffen weiter auszurüsten.

Es war nichts Ungewöhnliches dabei, dass galiläische Fischer Schwerter trugen. Dabei handelte es sich um lange, zweischneidige Messer bzw. Dolche und nicht um lange Kampfschwerter. Sie wurden in einer ledernen Scheide getragen, die man am Gürtel befestigte. Neben dem Nahkampf gegen den Feind gab es für sie zahlreiche praktische Verwendungsmöglichkeiten.

Natürlich würden zwei derartige Waffen im Kampf gegen einen bewaffneten Mob mit so vielen römischen Soldaten praktisch nutzlos sein. Doch die Jünger haben vielleicht gedacht, dass Jesus übernatürliche Mittel einsetzen könnte, um dieser kleinen Jüngerschar in dieser Nacht einen wunderbaren militärischen Sieg zu geben.

Zu ihren messianischen Erwartungen gehörte zweifellos noch immer die Hoffnung, dass Christus sich erheben, die römische Besatzungsmacht stürzen und seinen Thron in Jerusalem aufrichten würde. Und als sie erkannten, dass Jesus im nächsten Augenblick mit Gewalt festgenommen werden würde, fragten sie: »Herr, sollen wir mit dem Schwert dreinschlagen?« (Lukas 22,49).

Ihnen wurde zweifelsohne durch einen Sachverhalt, den nur Johannes berichtet, neuer Mut verliehen. Die Häscher erklärten, dass sie Jesus, den Nazoräer, suchen würden. Dann schreibt Johannes: »Er spricht zu ihnen: ›Ich bin's.‹ ... Als er nun zu ihnen sagte: ›Ich bin's,‹ wichen sie zurück und fielen zu Boden« (Johannes 18,5-6). Solch ein Erweis übernatürlicher Macht mag die Jünger in ihrer Annahme beflügelt haben, dass Jesus beabsichtige, seine Häscher auf übernatürliche Weise zu vernichten. Daher fragten sie ihn, ob sie ihre Waffen einsetzen sollten.

Petrus verhielt sich anders. Er sah keinen Sinn darin, über diese Angelegenheit nachzudenken oder zu reden. Johannes berichtet uns: »Simon Petrus ... der ein Schwert hatte, zog es und schlug den Knecht des Hohenpriesters und hieb ihm das rechte Ohr ab. Der Name des Knechtes aber war Malchus« (18,10; Nur Johannes identifiziert Petrus als Schwertkämpfer. Vielleicht liegt dies daran, dass die anderen, synoptischen Evangelien viel früher geschrieben wurden – nämlich bevor die Römer Jerusalem plünderten und den Tempel zerstörten. Die Synoptiker haben Petrus möglicherweise deshalb nicht namentlich genannt, weil Vergeltungsmaßnahmen vonseiten der Führer des jüdischen Volkes drohen konnten.)

Malchus war aller Wahrscheinlichkeit nach ein hochrangiger Knecht des Hohenpriesters, weil er offensichtlich in der vordersten Reihe des Mobs postierte und damit von Petrus leicht zu treffen war. Petrus' Schwertstreich galt zweifellos dem Nacken des Malchus. Vielleicht wollte er ihm auch buchstäblich den Schädel spalten, doch der Angegriffene zuckte zurück, so dass Petrus' Schwert an dessen Kopf seitlich vorbeiglitt und ihm das Ohr abtrennte.

Der Sache Christi ist Krieg im irdischen Sinne nie förderlich gewesen, obwohl viele irregeleitete Menschen entsprechende Versuche unternommen haben. Wenn solche Taktiken angewandt werden, fügen sie unserem christlichen Zeugnis unweigerlich Schaden zu, anstatt es zu unterstützen. Das Reich Gottes kann nicht durch irdische Waffen und weltliche Strategien vergrößert werden. Jesus sagte diesbezüglich zu Pilatus: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt; wenn mein Reich von dieser Welt wäre, so hätten meine Diener gekämpft, damit ich den Juden nicht überliefert würde, jetzt aber ist mein Reich nicht von hier« (Johannes 18,36).

Jesus wies Petrus ernstlich zurecht: »Stecke dein Schwert in die Scheide« (Johannes 18,11). Matthäus berichtet, was er hinzufügte: »Denn alle, die das Schwert nehmen, werden durchs Schwert umkommen« (Matthäus 26,52). In diesen Worten hallt 1. Mose 9,6 wider: »Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll durch Menschen vergossen werden.« Jesus ließ damit erkennen, dass er die Tat

des Petrus nicht als legitimen Akt der Selbstverteidigung, sondern vielmehr als ungesetzliche, die Todesstrafe verdienende Handlung ansah, die darauf abzielte, das Opfer zu erschlagen. Selbst wenn die Gefangennahme Jesu ein ungerechter, feiger Akt war, wurde sie von Vertretern der ordnungsgemäß eingesetzten Obrigkeit in Jerusalem ausgeführt. Wer ihr daher gewaltsam Widerstand leistete, handelte gesetzwidrig (vgl. Römer 13,2). Gewaltverbrechen und ziviler Ungehorsam eines Einzelnen gegen ordnungsgemäß eingesetzte Regierungen sind stets verkehrt – sogar dann, wenn die Regierung selbst für ein Unrechtsregime steht. (Dies ist ein Punkt, den man wieder neu betonen muss – in einer Zeit, da viele Christen der Meinung sind, dass ihre Gesetzesverstöße als Protest gegen staatlich sanktionierte Ungerechtigkeiten gerechtfertigt seien.)

Unser Herr untersagte nicht Notwehr oder die Verteidigung der eigenen Angehörigen für den Fall, dass irgendein Gewalttätiger sie angreift. Er billigte keinerlei Art des radikalen Pazifismus. Vielmehr legte er die Wichtigkeit der Unterwerfung unter die von Gott eingesetzte Obrigkeit dar – selbst dann, wenn diese Unrecht verübt oder die Macht missbraucht. Daher sagte er ermahmend zu Petrus: »Lasst es so weit« (Lukas 22,51).

Christus war sowieso nicht auf fleischliche Macht angewiesen, um sich zu verteidigen. Er hatte diesen Punkt bereits anschaulich verdeutlicht, als seine bloßen Worte genügten, um seine Häscher ins Wanken zu bringen und zu Boden zu werfen. In seiner Zurechtweisung gegenüber Petrus fuhr er dann fort: »Oder meinst du, dass ich nicht jetzt meinen Vater bitten könne und er mir mehr als zwölf Legionen Engel stellen werde?« (Matthäus 26,53). Eine Legion bestand aus 6.000 Soldaten. Zu zwölf Engelslegionen würden demnach 72.000 Engel gehören. Denken wir daran, dass im Alten Testament ein einziger Engel in einer Nacht 185.000 assyrische Soldaten erschlug, als Sanheribs Heere Jerusalem bedrohten (2. Könige 19,35)! Daher würde die militärische Macht von 72.000 Engel ungeheuer imposant sein! Wenn Christus beabsichtigt hätte, sich vor diesem bewaffneten Mob retten zu lassen, wäre er gewiss nicht auf das Schwert des Petrus angewiesen gewesen.

Er erinnerte Petrus jedoch daran, dass er ein höheres Ziel verfolgte: »Wie sollten denn die Schriften erfüllt werden, dass es so geschehen muss?« (Matthäus 26,54). Wenn Engel ihn zu diesem Zeitpunkt gerettet hätten, wäre es unmöglich gewesen, das Sühnungswerk zu vollbringen. »Den Kelch, den mir der Vater gegeben hat, soll ich den nicht trinken?« (Johannes 18,11).

Christus hatte ihnen schon gezeigt, dass die Schriften durch Judas' Verrat in Erfüllung gehen würden (Psalm 41,10). Auch die Voraussage, dass der Hirte geschlagen und die Schafe zerstreut werden würden (Sacharja 13,7), würde sich erfüllen. Es gab zahlreiche andere, noch nicht erfüllte Schriftstellen, die vom Leiden des Messias für die Sünde sprachen. Christus war entschlossen, die Erfüllung all dieser Schriftstellen zu erleben. Noch einmal: Petrus' voreiliges Dreinschlagen stellte ein fleischliches Hindernis für den Plan Gottes dar. »Eines Mannes Zorn wirkt nicht Gottes Gerechtigkeit« (Jakobus 1,20). »Denn die Waffen unseres Kampfes sind nicht fleischlich« (2. Korinther 10,4).

Malchus' Ohr war offenbar nur fast abgetrennt und hing noch seitlich an seinem Kopf herab. Dann sehen wir einen bemerkenswerten Erweis der Macht Jesu: »Er rührte sein Ohr an und heilte ihn« (Lukas 22,51). Dies ist die einzige in der Schrift aufgezeichnete Begebenheit, bei der Christus eine frische Wunde heilte. Dies ist umso bemerkenswerter angesichts der Tatsache, dass Malchus ein Ungläubiger und Christus gegenüber feindselig gesinnt war. Doch die vielleicht erstaunlichste Tatsache besteht darin, dass das Wunder von den anderen Angehörigen des Mobs nahezu ignoriert wurde. Sie fuhren mit ihrem bösen Tun fort, als wenn nichts Außergewöhnliches geschehen wäre (V. 54). Dass Jesus Malchus' Ohr anheilte, beeindruckte ihre Herzen ebenso wenig wie die gewaltige Macht, die sie nur wenige Augenblicke zuvor zu Boden geworfen hatte. Sie glichen den Männern von Sodom, die durch die Macht Gottes mit Blindheit geschlagen wurden und dennoch als Widerspenstige in ihrem bösen Unterfangen unbelehrbar waren (1. Mose 19,10-11). Selbst ein Erweis der Macht Gottes in Form eines Wunders würde



sie nicht von ihrem verderblichen Ziel abbringen, das sie sich in den Kopf gesetzt hatten.

## Die Jünger fliehen

An dieser Stelle sagte Jesus zu den Angehörigen des Mobs: »Seid ihr ausgezogen wie gegen einen Räuber mit Schwertern und Stöcken, mich zu fangen? Täglich saß ich bei euch im Tempel und lehrte, und ihr habt mich nicht gegriffen« (Matthäus 26,55). Dass sie auf feige Art und Weise mitten in der Nacht gegen Jesus ausgezogen waren, beweist: Sie wussten, dass sie keinen berechtigten Grund hatten, ihn gefangen zu nehmen. Er hatte sich an keinem heimlich inszenierten Aufstand beteiligt. Vielmehr hatte er – für jedermann sichtbar – inmitten des Volkes und in aller Öffentlichkeit gelehrt, wobei er sich gewöhnlich auf dem Tempelgelände befand. Wenn es vom Gesetz her berechtigt gewesen wäre, ihn festzunehmen, hätten sie ihn an fast jedem Tag dieser zu Ende gehenden Woche in Gewahrsam nehmen können. Der Hohe Rat wusste natürlich, dass solch eine öffentliche Verhaftung die Volksmenge erregen würde. Deshalb verschworen sie sich, um Jesus im Geheimen gefangen zu nehmen. Doch indem Jesus dies sagte, entlarvte er die Tatsache, dass sie die römischen Soldaten täuschten, die wahrscheinlich nichts von den wahren Motiven der jüdischen Führer wussten.

Er fügte hinzu: »Aber dies alles ist geschehen, damit die Schriften der Propheten erfüllt werden« (V. 56). Somit beinhalten Christi Worte erneut einen immer wiederkehrenden Satz, der das einheitliche Thema der Passionsberichte in allen vier Evangelien bildet: Trotz ihrer Feindseligkeit gegenüber Christus erfüllten die Männer, die ihn gefangen nahmen, seine souveränen Ratschlüsse vollkommen. Ihre Versuche, ihn zu töten, trugen nur zur Verwirklichung *seiner* vorherbestimmten Ziele bei und erfüllten damit einen Plan, der vor ewigen Zeiten festgelegt worden war. Sein Wort und sein Wille würden in Erfüllung gehen – ungeachtet dessen, wie sehr die Mächte der Finsternis wüteten, um ihn umzubringen.

Die Jünger hatten wiederholt gehört, wie Jesus ein solch uneingeschränktes Vertrauen in den souveränen Plan Gottes zum Ausdruck brachte. Doch unter diesen Umständen und in diesem Augenblick schien dies sie nur wenig zu trösten. Christus war gerade durch Verrat seinen Feinden ausgeliefert worden. Sie konnten nichts mehr tun, um dies aufzuhalten. Sie hatten sich nie in einer Situation befunden, die einen solch hoffnungslosen Eindruck erweckte – zumindest nicht, seit sie in Jesu Gegenwart waren. Nun, in diesen schweren Stunden, stellte sich völlige Hoffnungslosigkeit ein. Ihre Augen waren fest auf die momentanen Umstände gerichtet – und nicht auf die Tatsache, dass Gott souverän ist. Und daher konnten sie sich nicht mit Hilfe der Trostworte Jesu aufrichten. Die Angst hatte sie zunehmend im Griff: »Da verließen ihn die Jünger alle und flohen« (V. 56).

Denken wir daran, dass sogar mit ihrer Flucht ein Schriftwort in Erfüllung ging. Sie handelten genauso, wie Jesus vorausgesagt hatte. Wenn sie überhaupt über all diese Dinge nachdachten, dann müssen sie erkannt haben: Was über sie hereingebrochen war, war keine Katastrophe, vor der er sie nicht zuvor gewarnt hatte.

Statt als Gruppe zu fliehen, wurden die Jünger buchstäblich zerstreut. Petrus und Johannes folgten dem Mob insgeheim in das Haus des Hohenpriesters (Johannes 18,15). Obwohl nichts darüber gesagt wird, wohin die anderen Jünger flüchteten, liegt es auf der Hand, dass sie sich versteckten.

Zu ihrer Ehrenrettung sei noch Folgendes angemerkt: Ihnen allen hätte zweifellos die Gefangennahme oder eine schlimmere Behandlung bevorgestanden, wenn sie in Gethsemane geblieben wären. Diese Tatsache ergibt sich aus der Bitte Jesu an die festnehmenden Bediensteten der Tempelwache, die im Bericht des Johannes aufgezeichnet ist: »Wenn ihr ... mich sucht, so lasst diese gehen« (Johannes 18,8). Laut Johannes sagte Jesus dies, »damit das Wort erfüllt würde, das er sprach: ›Von denen, die du mir gegeben hast, habe ich keinen verloren« (V. 9). Als sie Jesus diese Worte sagen hörten, nutzten sie wahrscheinlich die Gunst des Augenblicks, um sofort zu fliehen.

Markus fügt eine Episode ein, die in keinem anderen Evangelium vorkommt: »Es verließen ihn alle und flohen. Und ein junger Mann, der ein Leinenhemd um den bloßen Leib geworfen hatte, folgte ihm, und sie ergriffen ihn. Er aber ließ das Leinenhemd fahren und floh nackt« (Markus 14,50-52). Obwohl nirgendwo angegeben wird, wer dieser »junge Mann« war, kann es durchaus sein, dass es sich um Markus selbst handelte. Mit *sie* in »sie ergriffen ihn« waren zweifelsohne die römischen Soldaten gemeint. Wer auch immer dieser namentlich nicht genannte junge Mann war – es scheint festzustehen, dass er sich zur Ruhe gelegt oder sich zumindest darauf vorbereitet hatte, als der Lärm des Mobs ihn aufschreckte. Da ihm keine Zeit zum Anziehen blieb, warf er ein Leinentuch – vielleicht ein Betttuch – über und folgte dem lärmenden Mob, um zu sehen, was geschehen würde. Indem sie annahmen, dass er ein Jünger Christi sei, versuchten die Soldaten, ihn festzunehmen. Er entkam, musste aber sein behelfsmäßiges Kleidungsstück zurücklassen und floh nackt in das Dunkel der Nacht. Dieses Detail lässt sicher erkennen, dass auch die Jünger in jener Nacht tatsächlich in Gefahr waren.

Und damit hatten sie alle ihren Meister verlassen. Doch er war keineswegs allein. Jesus hatte den Jüngern bereits zuvor gesagt: »Siehe, es kommt die Stunde und ist gekommen, dass ihr euch zerstreuen werdet, ein jeder in seine Heimat, und mich allein lassen werdet; doch ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir« (Johannes 16,32).

Das göttliche Erlösungswerk wurde somit weiterhin planmäßig verwirklicht. Christi souveräner Plan würde in jeder Einzelheit in Erfüllung gehen – trotz des Widerstands seiner Feinde, ja, trotz der Tatsache, dass seine Freunde ihn verließen.



## Kapitel 6

Meine Worte verdrehen sie den ganzen Tag, alle ihre Gedanken sind wider mich zum Bösen (Unrevidierte Elberfelder).

Psalm 56,5

### **Eine Farce: Der Prozess vor dem Hohenpriester**

Christus wurde von Gethsemane direkt zu Hannas – dem früheren Hohenpriester – gebracht, der im hohenpriesterlichen Amt noch immer eine beträchtliche Macht ausübte (Johannes 18,13). Hannas hatte ihn binden und in das Haus des Kaiphas, seines Schwiegersohnes, senden lassen, der zu jener Zeit der offizielle Hohepriester war (V. 24). Kaiphas berief eilig eine Zusammenkunft des Hohen Rats ein, und Christus wurde dort mitten in der Nacht sofort unter Anklage gestellt. Die gegen ihn vorgebrachten Anklagen waren erfunden, die gegen ihn auftretenden Zeugen hatte man bestochen. Der gesamte Prozess sprach jeder Gerechtigkeit Hohn. Gemessen an all den biblischen Maßstäben, die für die Rechtsprechung in Israel hätten maßgebend sein sollen, war die Gerichtsverhandlung gesetzwidrig und das gesprochene Urteil ungerecht.

Die grundlegenden Rechtsnormen in Israel wurden durch das göttliche Gesetz festgelegt, das Mose gegeben worden war. Das Rechtswesen, das Gott in Israel eingeführt hatte, zielte darauf ab, größtmögliche Gerechtigkeit zu gewährleisten und Barmherzigkeit zu fördern. Ja, die Maßstäbe des mosaischen Gesetzes stellten bei ihrer Einführung einen ungeheueren Fortschritt im Zivil- und Strafrecht dar. Die mosaische Ordnung war allen kanaanitischen Rechtsnormen bei weitem überlegen. Sie stellte auch im Vergleich zum ägyptischen Rechtswesen eine Verbesserung dar und kam der Ge-

rechtigkeit näher als diese. Ja, die durch das mosaische Gesetz eingeführten Normen bilden tatsächlich die gesamte Grundlage unserer modernen Rechtsbegrifflichkeit.

5. Mose 16,18-20 legte die Grundsätze der Rechtsprechung in Israel dar:

Richter und Aufseher sollst du dir einsetzen in allen deinen Toren, die der HERR, dein Gott, dir nach deinen Stämmen gibt, damit sie das Volk richten mit gerechtem Gericht. Du sollst das Recht nicht beugen, du sollst die Person nicht ansehen und kein Bestechungsgeschenk nehmen. Denn das Bestechungsgeschenk macht die Augen der Weisen blind und verdreht die Sache der Gerechten. Der Gerechtigkeit und nur der Gerechtigkeit sollst du nachjagen, damit du lebst und das Land in Besitz nimmst, das der HERR, dein Gott, dir gibt.

In alttestamentlicher Zeit unterstanden die jeweiligen Gerichte der Obrigkeit des Ortes. Juristische Angelegenheiten wurden zügig und im Sinne des Rechts erledigt, weil die Rechtsprechung innerhalb des betreffenden Ortes sowohl durch die Verantwortlichen als auch durch die jeweiligen Bürger erfolgte. Israel war eine Theokratie, in der Gott als König seine Herrschaft auf der Grundlage der Offenbarung seines Wortes ausübte. Im Rahmen dieser theokratischen Obrigkeitsform waren ziviles und religiöses Recht untrennbar miteinander verknüpft, so dass diejenigen, die sich am besten in der Schrift auskannten, als Rechtsexperten angesehen wurden. Wenn im Neuen Testament der Begriff »Gesetzesgelehrter« gebraucht wird, sind Männer gemeint, die das Alte Testament lehrten und sich im *mosaischen* Gesetz auskannten. Für das zivile Rechtswesen waren daher zuallererst biblische Grundsätze maßgebend.

Irgendwann nach der babylonischen Gefangenschaft – wahrscheinlich während der zwischen Altem und Neuem Testament liegenden Zeit der Makkabäer – wurde in Jerusalem der Große Sanhedrin als höchstes Gericht in Israel eingerichtet. (Es gab kleinere,

ebenfalls als »Sanhedrin« bezeichnete Instanzen, die als Gerichte in vielen Orten fungierten, doch der Große Sanhedrin in Jerusalem diente als Oberstes Gericht Israels.) Der Große Sanhedrin wurde nach dem Vorbild des Ältestenrats gebildet, den Mose in 4. Mose 11,16 einberief: »Der HERR sprach zu Mose: ›Versammle mir siebenzig Männer aus den Ältesten Israels, von denen du erkannt hast, dass sie Älteste des Volkes und seine Aufseher sind, und führe sie zu dem Zelt der Begegnung, dass sie sich dort mit dir zusammen aufstellen.« Diese siebenzig Männer sowie Mose bildeten einen Rat der 71 Ältesten, deren Aufgabe darin bestand, unter den Israeliten in der Wüste Leitungsfunktionen wahrzunehmen.

Da der mosaische Ältestenrat als Vorbild für den Sanhedrin bzw. den Hohen Rat diente, zählte jener Rat ebenfalls 71 Mitglieder. Sie setzten sich aus 24 Hauptpriestern (den Oberhäuptern der 24 Priesterabteilungen; vgl. 1. Chronik 24,4; Offenbarung 4,4) sowie 46 weiteren Ältesten zusammen, die aus der Mitte der Schriftgelehrten, Pharisäer und Sadduzäer heraus gewählt wurden. Der Hohepriester war sowohl der Vorsitzende als auch stimmberechtigtes Mitglied des Hohen Rats (70 sonstige Mitglieder und er). (Die ungerade Zahl gewährleistete, dass man per Mehrheitsbeschluss zu Entscheidungen kam.)

In der Zeit Jesu war der Hohe Rat ein korruptes und von politischen Interessen bestimmtes Gremium. Die Berufung in den Rat konnte mit politischen Gefälligkeiten und manchmal sogar mit Geld erkaufte werden. Günstlings- und Vetternwirtschaft waren daher weit verbreitet, wobei oft politischer Opportunismus darüber entschied, wer innerhalb des Hohen Rats an die Macht kam oder wer sie verlor. Die Kontrolle über das Amt des Hohenpriesters übte letztlich die römische Besatzungsmacht aus, da sie den Hohenpriester ernennen oder absetzen konnte. Sowohl der Hohepriester als auch die führenden Priester des Tempels waren ausnahmslos Sadduzäer, die offen die übernatürlichen Elemente im Alten Testament leugneten. Fortwährende politische Spannungen gärten zwischen den verschiedenen Interessengruppen des Hohen Rats, des Volkes Israel, der Rö-

mer und des Königs Herodes. Daher traf der Hohe Rat oft Entscheidungen, die politisch bedingt waren. Ja, außer ihrer offenkundigen, religiös motivierten Feindseligkeit gegenüber der Lehre Christi war es reiner politischer Pragmatismus, der sie dazu trieb, sich mit den anderen zusammenzutun, um Jesus gefangen zu nehmen und zu kreuzigen (siehe Johannes 11,47-53).

Trotz der Korruption innerhalb des Hohen Rats wurde das Rechtswesen noch von Regeln der Beweisaufnahme und Grundsätzen der Unparteilichkeit bestimmt, die von Mose eingeführt worden waren. Zwei glaubwürdige Zeugen waren nach wie vor erforderlich, um die Schuld nachzuweisen. Die Angeklagten sollten Anspruch auf einen öffentlichen Prozess haben. Unter Anklage Gestellte hatten das Recht auf Verteidigung. Dazu gehörte das Recht, Zeugen aufzurufen und selbst Beweise vorzulegen.

Als Abschreckung für jeden, der gegen einen Angeklagten unter Umständen falsches Zeugnis ablegte, schrieb das mosaische Gesetz folgenden Grundsatz fest:

Wenn ein falscher Zeuge gegen jemanden auftritt, um ihn des Ungehorsams zu beschuldigen, dann sollen die beiden Männer, die den Rechtsstreit führen, vor den HERRN treten, vor die Priester und die Richter, die in jenen Tagen da sein werden. Und die Richter sollen die Sache genau untersuchen. Und siehe, ist der Zeuge ein Lügenzeuge, hat er gegen seinen Bruder Lüge bezeugt, dann sollt ihr ihm tun, wie er seinem Bruder zu tun gedachte. Und du sollst das Böse aus deiner Mitte wegschaffen (5. Mose 19,16-19).

Wenn also jemand ein falsches Zeugnis gegen einen Mitmenschen ablegte, der eines todeswürdigen Verbrechens angeklagt war, konnte der falsche Zeuge selbst zum Tode verurteilt werden.

Die rabbinische Tradition hat den Prozessen, die mit einer Todesstrafe enden, eine weitere Beschränkung hinzugefügt: Für die Ratsmitglieder war ein ganzer Tag zwischen der Urteilsverkündung und



der Hinrichtung des Verbrechers vorgeschrieben, an dem sie fasten mussten. (Dies verhinderte nicht nur übereilte Prozesse und Hinrichtungen, sondern sorgte auch dafür, dass sich Gerichte während der Festzeiten nicht mit Kapitalverbrechen befassen mussten.) Nach dem obligatorischen Fastentag wurden die Ratsmitglieder erneut befragt, um feststellen zu können, ob sie ihre Meinung geändert hatten. Während Schuldsprüche somit aufgehoben werden konnten, war die Annullierung von Freisprüchen jedoch nicht möglich.

All diese Prinzipien wurden festgelegt, um zu gewährleisten, dass bei Prozessen Grundsätze der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gewahrt blieben. Rechtsgelehrte, die das Rechtswesen des Hohen Rats studiert haben, führen zahlreiche andere Grundsätze an, die für die Verhandlung bei Kapitalverbrechen maßgebend waren. Damit es gerecht zuging, konnte der Rat nur Fälle verhandeln, bei denen eine nicht unmittelbar beteiligte Partei Anklage erhoben hatte. Wenn von Ratsmitgliedern Anklage gegen den Beschuldigten erhoben wurde, war der gesamte Rat von der Bearbeitung des Falls ausgeschlossen. Die Aussagen aller Zeugen mussten genau sein, was Tag, Uhrzeit und Ort des bezeugten Ereignisses anging. Frauen, Kinder, Sklaven und Geistesschwache waren nicht als Zeugen zugelassen. Charakterlich fragwürdige Personen waren ebenfalls vom Zeugenrecht ausgeschlossen. Der Angeklagte galt als unschuldig, bis ein offizieller Schuldspruch feststand. Strafverfahren sollten nicht nachts einberufen werden. War ein Prozess bereits im Gange, wenn die Nacht hereinbrach, musste das Gericht ihn auf den folgenden Tag vertagen.

Fast all diese Grundsätze wurden im Prozess gegen Christus offen missachtet. Gemessen an praktisch jedem zu jener Zeit bekannten Rechtsgrundsatz war sein Prozess ungerecht und gesetzwidrig. Kaiphas und die anderen Ratsmitglieder verwandelten ihren Rat in ein korruptes Gericht, wobei bereits im Voraus feststand, dass sie Jesus töten wollten. Der ihm aufgezwungene Prozess war ein einziger Akt der Unmenschlichkeit, die größte Rechtsbeugung in der Weltgeschichte.

## Ein feiger nächtlicher Prozess

Matthäus schreibt: »Die aber Jesus gegriffen hatten, führten ihn hinweg zu Kaiphas, dem Hohenpriester, wo die Schriftgelehrten und die Ältesten versammelt waren. Petrus aber folgte ihm von fern bis zu dem Hof des Hohenpriesters« (Matthäus 26,57-58). Der Bericht des Apostels Johannes nennt weitere Details. Offensichtlich folgte auch Johannes Jesus in den Hof des Hohenpriesters (Johannes 18,15). Von Johannes erfahren wir außerdem, dass sie Jesus vor dem Verhör bei Kaiphas »zuerst hin zu Hannas (führten), denn er war Schwiegervater des Kaiphas, der jenes Jahr Hoherpriester war« (V. 13).

Hannas war einer der mächtigsten Männer in Jerusalem. Er hatte zwanzig Jahre zuvor als Hoherpriester amtiert (7-14 n. Chr.) und übte seitdem praktisch ständig die Kontrolle über das hohepriesterliche Amt aus. Fünf seiner Söhne waren ihm als Hoherpriester bereits nachgefolgt, wobei jetzt sein Schwiegersohn Kaiphas dieses Amt innehatte. Hannas gelang es somit, das Hohepriestertum durch seine Söhne und seinen Schwiegersohn bis zum Ende seines Lebens unter sich zu haben. Als derjenige, der diesbezüglich die wirkliche Macht besaß, gebrauchte er auch weiterhin diesen Titel. Daher wird er mehrmals im Neuen Testament als Hoherpriester bezeichnet (vgl. Lukas 3,2).

Hannas und seine Angehörigen hatten es geschafft, das Hohepriestertum in ein unbeschreiblich einträgliches Geschäft umzuwandeln. Dabei hatten sie einen ungeheueren Reichtum angehäuft. Ihnen gelang dies hauptsächlich dadurch, dass sie Genehmigungsgebühren und Provisionen von den Handelsmaklern kassierten, die auf dem Tempelgelände Geld wechselten und Opfertiere verkauften. Das ganze Geschäft war korrupt. Sowohl die Geldwechsler als auch die Tierhändler waren für ihre Unehrlichkeit und Habgier bekannt. Da Hannas ein Monopol auf das gesamte Unternehmen besaß, konnten die für ihn arbeitenden Händler überzogene Tarife in Rechnung stellen – insbesondere während der Festzeiten, in denen die Stadt voller Pilger war. Natürlich zweigte Hannas einen beträchtlichen Teil

der Gewinne für sich ab. Somit waren Hannas und seine Söhne auf Kosten der Menschen, die als Anbetende vor Gott erschienen, reich geworden. Dies erklärt Jesu Zorn über dieses ganze Geschäft. Es veranlasste ihn, den Tempel zu reinigen, indem er die Geldwechsler und Tierverkäufer bei zwei Gelegenheiten hinaustrieb (Matthäus 21,11-13; Markus 11,15-17; Johannes 2,14-16).

Warum befanden sich überhaupt Geldwechsler im Tempel? Weil auf die römischen Münzen, die bei den meisten Geschäften verwendet wurden, das Bild des Kaisers aufgeprägt war – eine Tatsache, die als götzendienerisch galt (vgl. Matthäus 22,20-21). Römische Münzen durften daher nicht für Spenden benutzt werden, die für den Tempelschatz bestimmt waren. Gottesdienstteilnehmer, die in den Tempel kamen, mussten für ihren Zehnten, für Almosen und Tempelsteuern jüdische Münzen verwenden. Angeblich aus praktischen Gründen durften Geldwechsler, die eine hohepriesterliche Konzession besaßen, ihrem Gewerbe direkt auf dem Gelände des Tempels nachgehen, indem sie ausländische Währungen in jüdische Münzen eintauschten. Doch der von ihnen angebotene Umtauschkurs war für die Gottesdienstteilnehmer sehr nachteilig. Kurz gesagt: Der Hohepriester sanktionierte eine Form des organisierten Diebstahls.

Etwas Ähnliches geschah mit dem Viehhandel auf dem Tempelplatz und anderswo in Jerusalem. Während Gottesdienstteilnehmer ein fehlerloses Tier darbringen mussten, bescheinigten die Priester, ob das jeweilige Tier für Opferzwecke geeignet war. Alle Tiere der Tempelhändler waren im Vorhinein als opfertauglich befunden worden. Daher war es für auswärtige Gottesdienstbesucher oft viel einfacher, ein Tier im Tempel oder in dessen Nähe zu kaufen, statt ein eigenes Tier von weither mitzubringen, das dann doch untauglich war, wenn der Priester des Tempels irgendeinen Fehler daran fand. Als Hohepriester besaß Hannas im Grunde die Lizenz für vorher geprüfte Opfertiere. Er und die für ihn arbeitenden Händler nutzten diese Situation voll aus und legten unverschämt hohe Preise für die im Voraus geprüften Tiere sowohl auf dem Tempelberg als auch in der ganzen Stadt Jerusalem fest.

Hannas hatte diese Machtstellung durch seine Söhne inne, die regelmäßig den Profitanteil des Hohenpriesters kassierten, der sich aus diesen zwielichtigen Geschäften ergab. Hannas amtierte in vielerlei Hinsicht wie ein Boss des modernen organisierten Verbrechens. Es verwundert nicht, dass Christus den Tempel zweimal reinigte. Hannas hatte ihn – durchaus im wörtlichen Sinne – zu einem Kaufhaus und einer Räuberhöhle gemacht (Johannes 2,16; Markus 11,17).

Und ebenso ist nicht verwunderlich, dass Hannas derart entschlossen war, Christus auszuschalten. Jesus hatte wiederholt die Geschäftsinteressen des Hannas gefährdet. Außerdem erfüllte Christus alle Kriterien eines wahren Hohenpriesters – heilig, fromm, unbescholten, ehrbar und tugendhaft. Korrupte Männer, die wie Hannas Macht ausüben, können einfach keine wahre Gerechtigkeit ausstehen. Durch Jesus fühlte sich Hannas fortwährend zurechtgewiesen. Aus all diesen Gründen musste Hannas dafür sorgen, dass er beseitigt wurde.

Die Tatsache, dass Jesus von seinen Häschern zunächst zu Hannas gebracht wurde, beweist, dass Hannas der eigentliche Drahtzieher hinter dem Mordanschlag auf Jesus war. Er besaß letztendlich die Macht, die Tat zu genehmigen, wobei ohne seine Zustimmung die heimtückische Verschwörung nie in die Tat hätte umgesetzt werden können. Der Tatbestand, dass die Verschwörer ihn zu Hannas brachten, bevor sie zu Kaiphas gingen, lässt außerdem erkennen, wie es um das Hohepriestertum des Kaiphas wirklich bestellt war: Er war praktisch eine Marionette in der Hand seines Schwiegervaters.

Die Verhandlung im Haus des Hannas wurde offensichtlich zu einem bestimmten Zweck anberaumt: Man wollte sich eine spezielle Anklage gegen Jesus aus den Fingern saugen. Hannas beabsichtigte, Jesus die Möglichkeit zu geben, seine Lehre mündlich darzulegen. Danach würde er entscheiden, welche Art der Anklage er erheben sollte. Ihm standen mehrere Optionen zur Verfügung. Er konnte Jesus wegen Gotteslästerung anklagen – ein Verbrechen, auf das im Rahmen des jüdischen Gesetzes die Todesstrafe stand. Da Jesus

während seines öffentlichen Dienstes vieles gesagt hatte, was die jüdischen Führer als gotteslästerlich ansahen, kam diese Anklage am ehesten in Frage.

Doch die Römer, die alle Hinrichtungen genehmigen und ausführen mussten, billigten selten die Todesstrafe wegen Gotteslästerung. Aus diesem Grund konnte Hannas auch nach einer Möglichkeit suchen, Jesus wegen Volksverhetzung oder Aufwiegelung anzuklagen. Verständlicherweise neigte Rom nicht dazu, bei antirömischen Auführern Gnade walten zu lassen.

Während Jesus vor Hannas gebracht wurde, hatte Kaiphas Zeit, in seinem Haus den Hohen Rat zur improvisierten Gerichtsverhandlung zusammenzurufen (Matthäus 26,57). Dass er dies so schnell tun konnte, lässt erkennen, wie sehr der gesamte Rat darauf bedacht war, Jesus umzubringen.

Johannes berichtet, dass Hannas »Jesus über seine Jünger und über seine Lehre (fragte)« (Johannes 18,19). Im Grunde genommen wurde Jesus beschuldigt (indem er vor Gericht auf Anklagen antworten musste), obwohl er noch nicht unter Anklage gestellt worden war (und man ihm formell noch keine spezielle Straftat zur Last gelegt hatte). Dies hatte mit einer Rechtsordnung absolut nichts zu tun und widersprach jeder Norm unparteiischen Rechts. Außerdem versuchte Hannas im Grunde, Jesus zur Selbstanklage zu zwingen – ein Unterfangen, das ebenfalls den Rechtsgrundsätzen zuwider lief, die den Hohen Rat hätten bestimmen sollen.

Doch Jesu Erwiderung entlarvte scharfsinnig die Unrechtmäßigkeit der Befragungsmethode des Hannas: »Ich habe öffentlich zu der Welt geredet; ich habe allezeit in der Synagoge und in dem Tempel gelehrt, wo alle Juden zusammenkommen, und im Verborgenen habe ich nichts geredet. Was fragst du mich? Frage die, welche gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe; siehe, diese wissen, was ich gesagt habe« (Johannes 18,20-21). Aus diesen Worten spricht keine Unverschämtheit. Er war vom Gesetz her nicht verpflichtet, gegen sich auszusagen – insbesondere schon deshalb nicht, weil noch keinerlei Anklage gegen ihn erhoben worden war. Hannas hätte die ge-

gen Jesus gerichteten Anklagen darlegen sollen, bevor er ihn in einer derartigen Vernehmung ins Kreuzverhör nehmen konnte. Da keine speziellen Anklagen gegen ihn vorgebracht worden waren, war Jesus nicht verpflichtet, Hannas Informationen zu liefern, die dieser später hätte verwenden können, um ihn zu belasten. Dies wusste Hannas natürlich.

Trotzdem heißt es dann: »Als er ... dies sagte, gab einer der Diener, der dabeistand, Jesus einen Schlag ins Gesicht und sagte: ›Antwortest du so dem Hohenpriester?‹« (V. 22). Mit dieser Tat wollte der Bedienstete wahrscheinlich die Verlegenheit des Hohenpriesters verbergen. Sie kann auch ein bewusster Versuch gewesen sein, Jesus zu provozieren. Hätte er sich zu einer zornigen Erwiderung hinreißen lassen, wäre es möglich gewesen, diese gegen ihn zu verwenden.

Doch Jesus behielt vollkommen die Fassung: »(Er) antwortete ihm: ›Wenn ich schlecht geredet habe, so gib Zeugnis von dem Schlechten; wenn aber recht, was schlägst du mich?‹« (V. 23). Wenn Jesus gelästert oder versucht hätte, umstürzlerische Aktivitäten zu schüren, wären seine Ankläger verpflichtet gewesen, einen ausführlichen Bericht über seine Straftaten zu geben und diese nachzuweisen. Wenn sie aber keinerlei Verbrechen kannten, derer er bezichtigt werden konnte, waren sie nicht berechtigt, ihn festzuhalten, geschweige denn ihn zu schlagen.

Hannas war durch Jesu Erwiderung eindeutig in Verlegenheit geraten. Christus hatte die List des Hohenpriesters bloßgestellt, ohne ihm Informationen zu geben, die dazu hätten dienen können, irgendwelche Anklagen zu erfinden. Verärgert und noch immer außerstande, etwas zu finden, dessen er Jesus anklagen konnte, ließ Hannas ihn schließlich binden und in das Haus des Kaiphas senden, wo die Mitglieder des Hohen Rats bereits zur Verhandlung versammelt waren.

Die Häuser von Hannas und von Kaiphas besaßen offenbar einen gemeinsamen Hof. Es war in der damaligen Kultur gängige Praxis, dass Söhne und Schwiegersöhne Häuser bauten, die an das elterliche Haus angrenzten oder diesem angegliedert waren. Zwischen den

Häusern befand sich gewöhnlich ein Hof, wobei es anscheinend ein solcher Hof war, in dem sich Petrus und Johannes aufhielten, als sie ihre Hände am Kohlenfeuer wärmten und dabei die Ergebnisse der Vernehmung abwarteten (Johannes 18,15-18). Johannes war »dem Hohenpriester bekannt« (V. 16), was vermutlich auf die soziale Stellung seiner Familie hindeutet. Johannes erreichte somit, dass auch Petrus in den Hof gelassen wurde. Matthäus berichtet, dass Petrus in *Kaiphass*' Hof bei den Dienern war und den Ausgang der Verhandlung erwartete (Matthäus 26,58). Damit ist also wahrscheinlich derselbe Ort wie bei Johannes gemeint: Er befand sich neben dem Haus des Hannas – dort, wo die Diener ein Kohlenfeuer entzündet hatten. Dies bedeutet auch, dass es sehr schnell ging, als Hannas Jesus gebunden zu Kaiphass sandte – vermutlich führte der Weg über genau denselben Hof, in dem Petrus und Johannes warteten.

Die Tatsache, dass die formelle Anklage gegen Jesus noch nicht erhoben worden war, wird die Ratsmitglieder wahrscheinlich in Verlegenheit gebracht und sicherlich frustriert haben, stellte aber letztendlich kein Hindernis für ihre Pläne dar. Sie hatten schon einen Kreis zwielichtiger Zeugen, die bereit waren, gegen Jesus falsches Zeugnis abzulegen.

## **Aufbieten falscher Zeugen**

Matthäus schreibt: »Die Hohenpriester aber und der ganze Hohe Rat suchten falsches Zeugnis gegen Jesus, um ihn zu Tode zu bringen; und sie fanden keines, obwohl viele falsche Zeugen herzutraten« (Matthäus 26,59-60).

Die Aufgabe der Ratsmitglieder bestand nicht darin, irgendjemanden als Zeugen anzuwerben. Sie sollten in ihrer Eigenschaft als unparteiische Richter und nicht als Vertreter der Anklage handeln. Indem sie offen Zeugen anwarben, die Nachteiliges über Jesus aus sagten, verloren sie jegliche Vorstellung von Unparteilichkeit. Doch wahrscheinlich glaubten sie an ein »Jetzt oder nie«, um ihre gegen Jesus gerichtete Verschwörung zum Erfolg zu führen. Daher waren

sie zum Äußersten entschlossen. Sie wollten diese gegen Jesus gerichtete Angelegenheit unbedingt durchdrücken, bis sie irgendeine einigermaßen glaubwürdige Anklage gegen ihn gefunden hatten – selbst wenn das bedeutete, dass sie damit jede Spur von Legitimität auslöschten, die in ihrer rechtswidrigen Vernehmung vielleicht übrig geblieben war.

Die Wendung »sie fanden keins (kein Zeugnis), obwohl viele falsche Zeugen herzutraten« bedeutet, dass viele auftraten, die bereit waren, falsches Zeugnis gegen Jesus abzulegen. Man fand jedoch keinen, dessen Aussage glaubwürdig genug gewesen wäre, um eine Anklage gegen ihn aufrechterhalten zu können. Laut Markus widersprachen die falschen Zeugen einander: »Die Zeugnisse waren nicht übereinstimmend« (Markus 14,56). Sie konnten nicht einmal Lügner finden, die clever genug waren, eine Geschichte zu ersinnen, die mit den Lügen der anderen übereinstimmte.

Doch schließlich traten zwei falsche Zeugen auf, die sagten: »Dieser sagte: ›Ich kann den Tempel Gottes abbrechen und in drei Tagen ihn wieder aufbauen‹« (Matthäus 26,60-61). Der Bericht des Markus beleuchtet näher, was diese falschen Zeugen behaupteten: »Wir hörten ihn sagen: ›Ich werde diesen Tempel, der mit Händen gemacht ist, abbrechen, und in drei Tagen werde ich einen anderen aufbauen, der nicht mit Händen gemacht ist‹« (Markus 14,58). Markus fügt hinzu: »Und auch so war ihr Zeugnis nicht übereinstimmend« (V. 59). Die Einzelheiten ihrer Aussagen stimmten noch immer nicht ganz überein – doch es gab genug Ähnlichkeiten in ihren Worten, um ihrem Zeugnis den Anschein von Glaubwürdigkeit zu verleihen. Ein Zeuge behauptete offenbar, er habe Christus sagen hören, dass er den Tempel in drei Tagen wiederaufbauen könne, wenn er abgebrochen werden würde (Matthäus 26,61). Der andere behauptete, dass er tatsächlich gesagt habe, er *würde* den Tempel zerstören und einen neuen, nicht mit Händen gemachten Tempel stattdessen aufbauen (Markus 14,58).

Sie bezogen sich offenbar beide auf eine Aussage, die Jesus in der Anfangszeit seines Dienstes machte, nachdem er den Tempel



erstmalig gereinigt hatte. Im Folgenden der Bericht von Johannes darüber, was wirklich geschah:

Die Juden nun antworteten und sprachen zu ihm: »Was für ein Zeichen der Vollmacht zeigst du uns, dass du dies tust?« Jesus antwortete und sprach zu ihnen: »Brecht diesen Tempel ab, und in drei Tagen werde ich ihn aufrichten.« Da sprachen die Juden: »Sechsvierzig Jahre ist an diesem Tempel gebaut worden, und du willst ihn in drei Tagen aufrichten?« Er aber sprach von dem Tempel seines Leibes (Johannes 2,18-21).

Dieses Ereignis fand zur Passahzeit im ersten Jahr des öffentlichen Dienstes Jesu statt – fast auf den Tag genau drei Jahre vor dieser Verhandlung in Kaiphas' Haus. Die meisten der damaligen Zuhörer Jesu nahmen fälschlicherweise an, dass er von der Zerstörung des sichtbaren Tempels spreche. Was er sagte, war bewusst doppeldeutig, wobei die Jünger erst nach der Auferstehung voll verstanden, dass seine Worte einen Hinweis auf den Tempel seines Leibes beinhalteten (V. 21). Doch die meisten Zuhörer aus der Volksmenge nahmen an, dass er vom Jerusalemer Tempel rede (V. 20). Die beiden Zeugen in Kaiphas' Haus waren offensichtlich beide an jenem Tag vor drei Jahren dabei gewesen. Sie hatten diese Begebenheit nicht vergessen, selbst wenn keiner von beiden imstande war, genau wiederzugeben, was Jesus wirklich behauptet hatte. Die Widersprüche in ihrem Zeugnis lassen erkennen, wie sehr Jesu Worte von den Menschen, die ihm ursprünglich zuhörten, missverstanden wurden.

Aber dennoch dienten die Aussagen jener beiden Zeugen den Zielen des Kaiphas. Sie konnten so verdreht werden, dass man daraus ein Eintreten Jesu für die gesamte Abschaffung der jüdischen Religion ableiten konnte (indem der gegenwärtige Tempel durch einen anderen ersetzt wurde). Außerdem konnte der Hohe Rat ihn wegen schwerer Gotteslästerung anklagen, indem er sich auf seine Behauptung bezog, dass er den Tempel durch übernatürliche Mittel (»nicht mit Händen«; vgl. Markus 14,58) wiederaufbauen könne. Immerhin hatte man sechs-

undvierzig Jahre lang am herodianischen Tempel gebaut (Johannes 2,20), und obwohl er noch nicht völlig fertig gestellt war, stellte er bereits eines der großartigsten Bauwerke der damaligen Welt dar. Somit schien Jesu Behauptung wahrscheinlich äußerst arrogant für denjenigen zu sein, der annahm, dass er über die Zerstörung und den Wiederaufbau des herodianischen Tempels spreche. Daher konzentrierte sich Kaiphas genau auf diese Behauptung. Er fragte Jesus: »Antwortest du nichts? Was zeugen diese gegen dich?« (Matthäus 26,62)

### **Ein verzweifelter Versuch, Jesus zur Selbstanklage zu zwingen**

Da es offenkundige Ungereimtheiten in den Aussagen der Zeugen gab, hätte man diese automatisch zurückweisen und die Verhandlung gegen Jesus abbrechen müssen. Doch die Mitglieder des Hohen Rats hatten offensichtlich etwas ganz anderes im Sinn. Sie hatten bereits insgeheim beschlossen, die Bedrohung zu beseitigen, die Jesus ihrer Einbildung nach für ihre Macht darstellte. Um dies tun zu können, brauchten sie einen glaubwürdigen Beweis gegen ihn. Nun schienen sie ihn zu haben – zumindest konnte man die Aussagen dieser Zeugen so verdrehen, dass sie den Anschein eines Beweises erweckten, der ihn der Lästerung überführte. Und daher stand »der Hohepriester auf ... und sprach zu ihm: ›Antwortest du nichts? Was zeugen diese gegen dich?‹« (Matthäus 26,62).

Jesus reagierte mit völligem Schweigen. Man kann sich leicht vorstellen, wie er mit unerschütterlicher Ruhe Kaiphas direkt in die Augen sah. Er war nicht verpflichtet, gegen sich auszusagen. Und so, wie er es vorher bei Hannas getan hatte, verdeutlichte er dies auch bei Kaiphas auf drastische Weise – einfach dadurch, dass er sich weigerte, gegen sich auszusagen. Jahrhunderte zuvor hatte der Prophet ebendieses Schweigen vorausgesagt: »Er wurde misshandelt, aber *er* beugte sich und tat seinen Mund nicht auf wie das Lamm, das zur Schlachtung geführt wird, und wie ein Schaf, das stumm ist vor seinen Scherern; und er tat seinen Mund nicht auf« (Jesaja 53,7).

Schließlich stellte ein erzürnter Kaiphas Jesus mit folgenden Worten unter Eid: »Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, dass du uns sagst, ob du der Christus bist, der Sohn Gottes!« (Matthäus 26,63). Offensichtlich war Kaiphas mit Jesu Aussagen vertraut. Er wusste, dass Jesus öffentlich »Gott seinen eigenen Vater nannte und sich so selbst Gott gleich machte« (Johannes 5,18). Vor diesem Verhör hatte sich Jesus wiederholt als Messias (als Christus) und auch als Sohn Gottes bezeichnet (Johannes 4,25-26; 9,35-37; Matthäus 16,20). Wer als gewöhnlicher Mensch behauptete, Gott zu sein, lieferte gewiss hinreichende Gründe für eine Anklage wegen Gotteslästerung, wobei diese nach dem mosaischen Gesetz ein todeswürdiges Verbrechen darstellte (»Wer den Namen des HERRN lästert, muss getötet werden«; 3. Mose 24,16).

Doch Kaiphas benötigte noch immer glaubwürdige Äußerungen, um nachzuweisen, dass Jesus so etwas behauptet hatte. Alles, was er bisher hatte, stammte vom Hörensagen. Auch in den Aussagen der beiden Zeugen fanden sich Fehler. Es hätte genügt, wenn man keine besseren Beweise hätte finden können. Bevor er jedoch fortfuhr, stellte er Jesus unter Eid und forderte ihn auf, ihnen zu sagen, ob er der Christus, der Sohn Gottes, sei.

Jesu Antwort enthielt genau das, was er erhoffte. Er erwiderte: »Du hast es gesagt. Doch ich sage euch: Von nun an werdet ihr den Sohn des Menschen sitzen sehen zur Rechten der Macht und kommen auf den Wolken des Himmels« (Matthäus 26,64). Markus berichtet, dass Jesus dieser Aussage ein »Ich bin es« hinzufügte – was der Eigenname war, durch den Gott sich Mose offenbarte (2. Mose 3,13-14). Jesus bezeugte und bestätigte somit als Angeklagter von sich aus das, wessen der Hohe Rat ihn anklagte: Er behauptete, Gott zu sein. Die Verheißung, wonach er auf den Wolken des Himmels kommen würde, war eine weitere eindeutige Bekundung seiner Messianität, eine unmissverständliche Bezugnahme auf die allgemein bekannte Messiasprophetie in Daniel 7,13-14:

Ich schaute in Gesichtern der Nacht: und siehe, mit den Wol-

ken des Himmels kam einer wie der Sohn eines Menschen. Und er kam zu dem Alten an Tagen, und man brachte ihn vor ihn. Und ihm wurde Herrschaft und Ehre und Königtum gegeben, und alle Völker, Nationen und Sprachen dienten ihm. Seine Herrschaft ist eine ewige Herrschaft, die nicht vergeht, und sein Königtum so, dass es nicht zerstört wird.

Das war alles, was Kaiphas hören wollte.

## Ein im Voraus feststehendes Urteil

In Matthäus 26,65-66 heißt es: »Da zerriss der Hohepriester seine Kleider und sprach: ›Er hat gelästert. Was brauchen wir noch Zeugen? Siehe, jetzt habt ihr die Lästerung gehört. Was meint ihr?« Indem Kaiphas seine Kleider zerriss, wollte er seine äußerste Empörung und Entrüstung über einen angeblichen Akt unverhohlener Gotteslästerung bekunden. Wer seine Kleider zerriss, brachte seit den frühesten biblischen Zeiten tiefe Trauer und Erschütterung zum Ausdruck (vgl. 1. Mose 37,34; 4. Mose 14,6; 2. Samuel 1,11). Dem Hohenpriester war es jedoch verboten, seine Kleider zu zerreißen (3. Mose 21,10). Hierin liegt eine Ironie: Während Kaiphas daher mit einer theatralischen Geste Entrüstung über die angebliche Gotteslästerung Jesu vortäuschte, beging er selbst im Grunde eine ziemlich schlimme Lästerung, indem er das hohepriesterliche Amt in einer biblisch ausdrücklich verbotenen Weise entweihte.

Kaiphas' gekünstelte Entrüstung ließ keine echte Sorge um die Heiligkeit des Namens Gottes erkennen. Er muss vielmehr insgeheim vor Freude außer sich gewesen sein, als er hörte, wie Jesus etwas seiner Meinung nach Anklagewürdiges sagte. Als er mit dieser übertriebenen Geste seine Kleider zerriss, konnte er allerdings kaum die hämische Freude auf seinem Gesicht verbergen. Er freute sich darüber, dass er endlich imstande war, Jesus zu einer Aussage zu bewegen, die den Anschein einer Gotteslästerung hatte – oder gehabt hätte, wenn Jesus nur ein bloßer Mensch gewesen wäre.

Doch Jesus war kein bloßer Mensch, und seine Ansprüche beinhalten keine Gotteslästerung. Die Mitglieder des Hohen Rats begingen einen schweren Fehler, indem sie die zahlreichen, von Jesus vollbrachten Wunder ignorierten, von denen viele in der Jerusalemer Öffentlichkeit – gewissermaßen vor ihrer Haustür – geschahen. Ja, Jahre zuvor gab es in Galiläa eine Begebenheit in der Anfangszeit seines Dienstes. Damals trachteten einige religiöse Führer des Judentums Jesus nach dem Leben, weil er behauptete, dass Gott sein Vater sei. Daraufhin verteidigte er sich mit folgenden Worten:

Wenn ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugnis nicht wahr. Ein anderer ist es, der von mir zeugt, und ich weiß, dass das Zeugnis wahr ist, das er von mir zeugt. Ihr habt zu Johannes gesandt, und er hat der Wahrheit Zeugnis gegeben. Ich aber nehme nicht Zeugnis von einem Menschen, sondern dies sage ich, damit *ihr* errettet werdet. Jener war eine brennende und scheinende Lampe; *ihr* aber wolltet für eine Zeit in seinem Licht fröhlich sein. Ich aber habe das Zeugnis, das größer ist als das des Johannes; denn die Werke, die der Vater mir gegeben hat, dass ich sie vollbringe, die Werke selbst, die ich tue, zeugen von mir, dass der Vater mich gesandt hat. Und der Vater, der mich gesandt hat, er selbst hat Zeugnis von mir gegeben (Johannes 5,31-37).

Nicht nur Johannes der Täufer hatte bezeugt, dass Jesus der Messias sei, sondern Gott, der Vater, hatte diese Tatsache selbst durch zahlreiche Wunderwerke bestätigt. Die Mitglieder des Hohen Rats kannten diese Dinge und hatten einige der Wunder selbst miterlebt. (Tatsache ist, dass die Auferweckung des Lazarus jenes Ereignis beinhaltete, das diesen letzten Mordanschlag auf Jesus veranlasste, bei dem die Verschwörer zum Äußersten entschlossen waren [Johannes 11,46-53].) Doch in ihrem fanatischen Eifer, Christus zu beseitigen, ließen sie all die Beweise, die seine Ansprüche stützten, unberücksichtigt.

Als der Hohepriester seine Kleider zerriss, sagte er: »Was brauchen wir noch Zeugen? Siehe, jetzt habt ihr die Lästerung gehört!« (Matthäus 26,65). Er hatte jetzt den »Beweis«, den er brauchte, wobei zu seiner uneingeschränkten Freude keinerlei weitere Zeugenaussagen zur Bestätigung nötig waren. Aus seiner Sicht hatte Christus offen vor dem gesamten Rat gelästert. All seine Mitglieder konnten dies gegen ihn aussagen. Seine Verurteilung war jetzt beschlossene Sache. Daraufhin forderte der Hohepriester sofort ein Urteil des Rats: »Was meint ihr?«

Pflichtschuldig antworteten sie: »Er ist des Todes schuldig« (V. 66). Und damit fällte der Rat ein Urteil im Schnellverfahren: »Sie verurteilten ihn aber alle, dass er des Todes schuldig sei« (Markus 14,64). Es war das Urteil, worauf sie sich geeinigt hatten, lange bevor sie überhaupt über seine Sache verhandelt hatten.

Keiner durfte zu seiner Verteidigung sprechen. Keine zur Vorsicht mahnende Stimme erhob sich zu irgendeinem Zeitpunkt der Verhandlung. Kein Gnadengesuch wurde in Betracht gezogen. Keiner der Beweise, die seine Ansprüche untermauerten, wurde je berücksichtigt. Jesus wurde vom korrupten Gericht des Hohenpriesters einfach ein Schuldspruch aufgezwungen, der abgesprochen und vereinbart worden war, lange bevor er im Gerichtssaal erschienen war.

## **Brutale Grausamkeit**

Nachdem die Mitglieder des Hohen Rats endlich ihr verderbliches, so lange angestrebtes Ziel erreicht hatten, begannen sie, ihrem satanischen Hass gegenüber Jesus offen Luft zu machen: »Dann spien sie ihm ins Angesicht und schlugen ihn mit Fäusten; einige aber gaben ihm Backenstrieche und sprachen: ›Weissage uns, Christus, wer ist es, der dich schlug?‹« (Matthäus 26,67-68). Laut Lukas verbanden sie ihm die Augen, bevor sie ihn schlugen, und forderten ihn auf zu weissagen, wer ihn gerade geschlagen habe. Lukas fügt hinzu: »Vieles andere sagten sie lästernd gegen ihn« (Lukas 22,65). Ironischerweise war das genau die Gotteslästerung, derer sie ihn angeklagt

hatten, doch sie selbst waren diejenigen, die diesbezüglich Schuld auf sich luden.

Christus trug all die Misshandlung mit der stillen und majestätischen Anmut, die außerordentlich bemerkenswert ist. Stets galt für ihn: »... der, geschmäht, nicht wieder schmähte, leidend, nicht drohte, sondern sich dem übergab, der gerecht richtet« (1. Petrus 2,23). Er würde bald die Sünden anderer tragen und ertrug daher auch im Vorfeld geduldig ihre abscheulichen Misshandlungen.

Jesajas Prophetie, mindestens siebenhundert Jahre zuvor verfasst, beschrieb diesen Augenblick vollkommen: »Er war verachtet und von den Menschen verlassen, ein Mann der Schmerzen und mit Leiden vertraut, wie einer, vor dem man das Gesicht verbirgt. Er war verachtet, und wir haben ihn nicht geachtet« (Jesaja 53,3). Jesaja sagte somit prophetisch die ganze Teilnahmslosigkeit einer sündigen Welt gegenüber Jesus Christus voraus. Niemand verteidigte ihn. Keiner sprach zu seinen Gunsten. Man ließ ihn seine Bedrängnis ganz allein tragen.

Und somit wurde Christus zu Unrecht zum Tode verurteilt. Seine Verhandlung vor dem Hohen Rat war genau nach dem unheilvollen Plan des Kaiphas verlaufen. Gleichzeitig wurde aber auch der Plan Gottes genau wie vorgesehen verwirklicht.





## Kapitel 7

Simon Petrus aber stand da und wärmte sich. Da sprachen sie zu ihm: »Bist nicht auch du einer von seinen Jüngern?« Er leugnete und sprach: »Ich bin's nicht!«

Johannes 18,25

### Verleugnung durch Petrus

Während es drinnen im Haus des Hohenpriesters für Jesus um Leben und Tod ging, befand sich Petrus unmittelbar außerhalb des Hauses im Hof. Auch er stand vor einem Kampf um Leben und Tod, doch in einer anderen Hinsicht. Satan sichtete ihn wie den Weizen (Lukas 22,31). Die Bildersprache dieses Ausdrucks bezieht sich auf das heftige Schütteln eines Wurf Bretts, wodurch die Spreu in die Luft geschleudert und vom Wind weggeweht wurde, so dass nur die eigentlichen Getreidekörner zurückblieben.

Gott lässt oft zu, dass wir durch verschiedene Prüfungen auf die Probe gestellt werden. Der sich daraus ergebende Läuterungsprozess ist von entscheidender Bedeutung – wobei er für wahre Gläubige letztendlich immer nützlich ist (Jakobus 1,2-4). Doch beim heftigen Schütteln, das während des Sichtungsvorgangs erforderlich ist, wird man natürlich hin- und hergeworfen, was oft recht schmerzhaft ist. Ja, was Petrus angeht, ließ sich der mit dem Läuterungsprozess verbundene Schmerz besser mit der Gluthitze eines Schmelztiegels als mit dem Schütteln eines Wurf Bretts für den Weizen vergleichen. Jahre später würde Petrus andere, inmitten des läuternden Feuers befindliche Gläubige ermutigen: »Darin frohlockt ihr, die ihr jetzt eine kleine Zeit, wenn es nötig ist, in mancherlei Versuchungen betrübt worden seid, damit die Bewährung eures Glaubens viel kostbarer erfinden wird als die des vergänglichen Goldes, das aber durch Feuer

erprobt wird, zu Lob und Herrlichkeit und Ehre in der Offenbarung Jesu Christi« (1. Petrus 1,6).

Die Prüfung des Petrus läuterte mit Sicherheit seinen Glauben – selbst angesichts seines furchtbaren Versagens. In den kommenden Jahren würde die Erinnerung an jene schreckliche Nacht (und an seine nachfolgende Wiederherstellung durch einen vergebenden Herrn) ihn zweifellos ermutigen, sich weiteren und noch größeren Prüfungen zu stellen, ohne jemals Christus erneut zu verleugnen. Ja, Petrus würde schließlich sein Leben um Christi willen verlieren (Johannes 21,18-19).

Doch in jener berüchtigten letzten Nacht des irdischen Dienstes Jesu erlebte Petrus völliges Versagen, als er auf die Probe gestellt wurde. In den unmittelbaren Nachwirkungen seines geistlichen Zusammenbruchs muss es Petrus vorgekommen sein, als könnte absolut nichts Gutes aus solch einer Schande und Niederlage hervorgehen. Er nahm vermutlich an, dass sein Dienst für Christus für immer beendet sei. Aber Christus war mit Petrus noch nicht am Ende.

Die Geschichte vom Versagen des Petrus beinhaltet daher eine Lektion darüber, dass Gottes rettende Gnade uns Heilsgewissheit schenkt. Ja, was in der Schrift im Laufe dieses Berichts am meisten hervorgehoben wird, ist nicht Petrus' *Versagen*, sondern die *Vergebung* des Herrn. Wenn diese Begebenheit uns in der Schrift so ausführlich erzählt wird, dann nicht nur, um uns an unsere menschliche Hinfälligkeit zu erinnern. Vielmehr will sie uns in noch stärkerem Maße die Zusicherung der wunderbaren Heilsgewissheit geben, die wir in Christus haben.

Christus hatte Petrus und den anderen Jüngern vorhergesagt, dass Satan ihrer begehrt hätte, sie wie den Weizen zu sichten. Dabei hatte er ihnen von Anfang an fast unmerklich die Zusicherung des feststehenden Sieges gegeben, den sie auf lange Sicht erleben würden. Er sagte zu Petrus: »Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre; und wenn du einst zurückgekehrt bist, so stärke deine Brüder« (Lukas 22,32). Das zeitweilige Versagen der Jünger bildete damit eindeutig nur ein weiteres Element im vollkommenen Plan Jesu, so dass er sogar dies letztendlich zum Guten dienen lassen würde.

Weil ihnen inmitten ihres Versagens Gnade erwiesen worden war, besaßen die Jünger eine einzigartige Zurüstung, um ihre Brüder zu stärken, denen womöglich ähnliches Versagen drohte. Als später die Wogen der Verfolgung durch den römischen Staat gegen die Gemeinde in ihrer Anfangszeit schlugen, würden viele Gläubige stark versucht sein, Christus zu verleugnen oder zu verlassen, um das eigene Leben zu retten. So hatten es damals die Jünger getan. Die Jünger hatten alle den Kelch der Bitterkeit und der Betrübnis, die einer solchen Abtrünnigkeit entspringen, bis zur Neige geleert. Sie wussten besser als jeder andere, wie man schwache und furchtsame Gläubige ermutigen musste, damit sie treu blieben. Petrus selbst ließ sich vom Heiligen Geist zu ebendiesem Zweck in überzeugender Weise gebrauchen (1. Petrus 3,14-17).

Außerdem verlor Petrus während jener dunklen Nacht, in der er geprüft wurde, in der Stunde der Bewährung zwar vorübergehend seinen Mut und seine Hingabe, aber *nicht* seinen Glauben an Christus. An dieser Stelle unterschieden sich der zeitweilige Treubruch des Petrus und die Abtrünnigkeit der anderen Jünger vom Verrat des Judas. Als Judas Christus die Gefolgschaft aufkündigte, war dies eine bewusste, vorsätzliche, umfassende und endgültige Verwerfung Christi – ein Akt völligen Unglaubens eines verhärteten Menschen. Doch Petrus' Leugnung war ein sich aus dem Augenblick ergebendes Verhalten eines kleinemütigen Feiglings. Petrus' tragender Glaube an Christus blieb während der gesamten Prüfung und auch danach unangetastet. Was er tat, war gewiss Sünde, doch es stand nicht auf derselben Stufe wie der Verrat des Judas.

Natürlich wusste Jesus, dass Petrus' Verleugnung keinem verhärteten Herzen entsprang, das ihn verwarf, wie es bei Judas' Verrat der Fall gewesen war. Daher begegnete Jesus Petrus in seiner Liebe schon bald nach seiner Auferstehung und vergab ihm in Gegenwart der anderen Jünger. Er beauftragte ihn dann aufs Neue zum Dienst (Johannes 21,15-17). Daher steht am *Ende* dieser Geschichte für Petrus ein großartiger Sieg und keine Niederlage.

Wie man es auch sieht: Angefangen hat diese Geschichte in jener verhängnisvollen Nacht mit einer Niederlage auf der ganzen Linie.

## Faktoren im Vorfeld des Versagens

Wie kam es zur Niederlage des Petrus? Es ist wichtig zu sehen, dass sein Versagen nicht spontan auftrat. Petrus selbst ging die falschen Schritte, die ihn auf den Weg in das Versagen brachten. Um diese Schritte systematisch untersuchen zu können, müssen wir im Bericht des Matthäus ein wenig zurückblenden und uns noch einmal ein bereits bekanntes Terrain anschauen.

### *Er rühmte sich zu lautstark*

Petrus' erster Fehler bestand darin, dass er sich seiner Selbstsicherheit rühmte. Er ließ dies erkennen, als Jesus die Jünger erstmals davor warnte, dass sie am Abgrund eines schlimmen Versagens stehen würden. Bereits in Matthäus 26,31 hatte Jesus ihnen gesagt: »Ihr werdet euch alle in dieser Nacht an mir ärgern; denn es steht geschrieben: ›Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden zerstreut werden.« Christi Worte hätten Petrus und die anderen sofort zur Besonnenheit bringen sollen. Ein Weiser hätte sich gedemütigt – und hätte den Herrn um Kraft gebeten, solch einer nahe bevorstehenden Versuchung zu widerstehen.

Nicht so Petrus. Er prahlte: »Wenn sich alle an dir ärgern werden, ich werde mich niemals ärgern« (V. 33).

Petrus, der oft als Sprecher für den gesamten Jüngerkreis auftrat, schien besonders dazu zu neigen, ungestüm zu handeln, ohne zu überlegen. Er handelte oft, bevor er dachte. Bei einigen Gelegenheiten war er sogar so dreist, dass er Jesus widersprach – wie z. B. in Markus 8,32. Dort nahm Petrus Jesus beiseite und *tadelte* ihn, weil er gesagt hatte, dass er von den Führern des jüdischen Volkes verworfen und getötet werden würde. Obwohl Petrus es zweifellos gut meinte, ließ Jesus ihn umgehend wissen, dass solch eine Zurechtweisung total fehl am Platz war. Er tat dies, indem er Petrus als »Satan« ansprach (weil sich hinter Petrus' Worten Satan verbarg). Außerdem wies er ihn zurecht, weil er zu sehr um irdische Dinge

besorgt war und sich nicht hinreichend um Angelegenheiten kümmerte, die das Himmelreich betrafen (V. 33).

Petrus hätte genauer zuhören sollen. Wenn er nur sorgfältig über die Größe und Stellung Jesu nachgedacht hätte, wäre ihm klar geworden, dass es töricht war, ihn in *irgendeinem* Zusammenhang zu »korrigieren«. Ja, es passte überhaupt nicht zusammen, dass man (wie im Falle des Petrus) Jesus als den Christus, den Sohn des lebendigen Gottes, bekannte (Matthäus 16,16) und dann sich einen Augenblick später umwandte, um ihn wegen seiner Lehre zu tadeln (V. 22). Leider schien Petrus nicht immer zu spüren, wann er besser zuhören sollte, anstatt das Wort zu ergreifen.

Es kam erschwerend hinzu, dass Petrus (wie wir alle) es manchmal versäumte, aus seinen eigenen Fehlern zu lernen. Selbst als Jesus ihn korrigiert hatte, blieb er einer, der langsam im Hören und schnell im Reden war. Man hätte denken können, dass er angesichts seiner bitteren Erfahrungen mittlerweile hätten wissen müssen: Man sollte Christus nie widersprechen! Schließlich hatte sich Jesus in keiner einzigen Sache geirrt. Doch nun war die Nacht des Verrats Jesu – die letzte Nacht des irdischen Dienstes unseres Herrn und die allerletzten Stunden der dreijährigen Nachfolge des Petrus – gekommen. Bis dahin hatte Jesus immer wieder versucht, Petrus und die anderen Jünger im Voraus zu warnen, dass sie im Begriff standen zu straucheln. Petrus widersprach Jesus jedoch nicht nur, sondern beharrte auch weiterhin darauf, selbst nachdem Jesus ihn korrigiert hatte. »Jesus sprach zu ihm: ›Wahrlich, ich sage dir, dass du in dieser Nacht, ehe der Hahn kräht, mich dreimal verleugnen wirst.« Petrus spricht zu ihm: ›Selbst wenn ich mit dir sterben müsste, werde ich dich *nicht* verleugnen« (Matthäus 26,34-35).

Es war einfach kein Gespräch mit Petrus darüber möglich. Er nahm in seiner ungestümen Art an, dass er das eigene Herz besser kenne, als Jesus es kannte. Er *bestand* weiterhin darauf, dass er ihn nie verlassen würde, selbst wenn er der letzte Mensch auf Erden wäre, der für Christus einstehen würde.

Doch allen guten Absichten in der Welt fehlt letztendlich die

Kraft zur praktischen Umsetzung. Rühmen ist kein wirklicher Maßstab für Kühnheit. Petrus' Prahlerei stellte nur seine Torheit, aber nicht seine Treue unter Beweis. Echte Christustreue zeigt sich am besten darin, dass man treu bleibt, wenn man von den Feinden des Evangeliums angegriffen wird, und nicht durch viele prahlerische, großspurige Worte gegenüber seinen Glaubensgeschwistern.

Petrus hatte nicht die geringste Vorstellung von der Schwere der Prüfung, die ihm unmittelbar bevorstand. Aus diesem Grund ist sein selbstsicheres Rühmen besonders unangemessen. Ja, indem sich Petrus so rühmte, reagierte er auf die *schlechteste* Art und Weise, die als Reaktion überhaupt möglich war, nachdem der Herr ihn liebevoll davor gewarnt hatte, dass er bald versagen würde. Petrus hätte lieber zuhören statt reden sollen. Er hätte die Hilfe des Herrn erbitten und nicht die eigene Selbstgenügsamkeit geltend machen sollen. Indem er sich rühmte, wurde nur seinem fleischlichen Stolz neue Nahrung gegeben. Und vor allem der Stolz lag seinem Problem zugrunde. Schon dadurch, dass er sich unbesiegbar fühlte und damit ins Rühmen verfiel, zeigte sich seine Sünde in Form von Stolz.

Außerdem fiel Petrus dem Selbstbetrug zum Opfer. Die Christushingabe, derer er sich rühmte, war kaum mehr als eine bloße Emotion – nichts als ein *Gefühl* der Liebe und Treue gegenüber Christus. Dabei unterließ er es, die wahren Kosten zu überschlagen. Petrus dachte offensichtlich, dass er ein Niveau geistlicher Reife erreicht habe, auf dem seine Prioritäten absolut feststanden und seine Stellung als Sprecher des Jüngerkreises allgemein anerkannt war, so dass für ihn ernstliches Versagen nicht in Frage kam. Er redete, als sei er gegenüber den Angriffen Satans unverwundbar. Er konnte sich wirklich keinen Umstand vorstellen, der ihn in irgendeine reale geistliche Gefahr bringen würde. Und somit war er törichterweise davon überzeugt, dass sich Jesus einfach geirrt hatte. Dies entspricht genau jenem Stolz in Sprüche 16,18: »Vor dem Verderben kommt Stolz, und Hochmut vor dem Fall« (vgl. 1. Korinther 10,12). »Sei nicht hochmütig, sondern fürchte dich« (Römer 11,20).

### *Er betete zu wenig*

Petrus beging auch einen Fehler, als er das Gebet vernachlässigte. Als Christus in dieser Nacht nach Gethsemane kam, nahm er Petrus, Jakobus und Johannes mit in den Garten hinein und sagte: »Bleibt hier und wacht mit mir« (Matthäus 26,38). Er wollte, dass sie mit ihm beteten. Wiederholt weckte er sie und forderte sie auf, mit ihm zu beten. Dies tat er um ihretwillen. Sie brauchten die Glaubensstärkung und die Erneuerung ihrer Kraft viel dringender als er. Doch sie spürten nicht ihre eigene Not.

Gebet war das eine Mittel, das Petrus hätte stärken können, um der Versuchung entgegenzutreten, vor der ihn der Herr bereits gewarnt hatte. Da aber Petrus schon Jesu Warnung vor seinem unmittelbar bevorstehenden Versagen missachtet hatte, spürte er nicht, wie notwendig es war, im Gebet von Gott Kraft zu erbitten.

Ich bin überzeugt, dass die meisten der Probleme und Fehler, denen sich Christen gegenübersehen, mit Gebetslosigkeit zusammenhängen. »Ihr habt nichts, weil ihr nicht bittet« (Jakobus 4,2). Vielleicht hätte Petrus' Versagen abgewendet werden können, wenn er dem Herrn gehorsam gewesen wäre und während dieser Zeit im Garten dafür gebetet hätte, dass der Herr ihm Gnade zum Durchhalten schenken möge.

Doch Petrus und die anderen Jünger waren nach einem langen und problemreichen Tag körperlich so erschöpft, dass sie vielleicht nicht einmal erkannt haben, wie ausgezehrt sie im Hinblick auf ihre *geistliche* Kraft waren. Sie spürten gewiss, dass sie dringend körperliche Ruhe brauchten, während sie jedoch kaum die Notwendigkeit geistlicher Erquickung sahen. Statt ihren Geist – wie von Jesus wiederholt gefordert – durch Gebet beleben zu lassen, wollten sie daher durch Ruhe und Schlaf neue körperliche Kräfte sammeln.

### *Er schlief zu viel*

Dies war ein weiterer Faktor im Hinblick auf den Fall des Petrus. Er war fest eingeschlafen, als sich die Soldaten näherten, um Je-

sus festzunehmen. Petrus schüttelte wahrscheinlich seine schläfrige Benommenheit ab, als er spontan sein Schwert zog und auf Malchus, den Knecht des Hohenpriesters, einschlug. So verhielt sich niemand, der hellwach und voll auf der Höhe des Geschehens war. Ja, von dem Augenblick an, als die Jünger geweckt wurden, bis zu dem Zeitpunkt, als sie die verhängnisvolle Entscheidung trafen, Jesus zu verlassen und zu fliehen, mögen weniger als zehn Minuten vergangen sein. Sie hatten kaum Zeit, vollends wach zu werden. Erstaunlicherweise wurden sie trotz aller eindeutigen Warnungen, die Jesus ihnen gegeben hatte, in einem völlig unerwarteten Augenblick überrascht, als die Stunde der Wahrheit schließlich gekommen war.

Es gibt hier in Gethsemane einen bemerkenswerten Gegensatz zwischen Jesus und den Jüngern, die bei ihm waren. Er befand sich in tiefer Seelennot, trug schweres Leid und rang im Gebet – indem er in seiner Qual buchstäblich Blut schwitzte. Sie dagegen waren fest eingeschlafen, wobei ihnen all das entging, was Jesus durchlebte. Sie bemerkten all das nicht, was ihnen nach seinen Worten bald bevorstehen würde, nichts von der herannahenden Menge. Sie schlummerten tief und fest, wie fleischliche Menschen es tun.

Selbst als Christus sie wiederholt weckte und zum Gebet aufforderte, war ihr fleischliches Verlangen nach Schlaf so stark, dass sie einfach nicht dagegen ankämpfen konnten. Bedenken wir: Sie waren so schwach, dass sie nicht die Kraft finden konnten, um mit Christus wach zu bleiben und zu beten, als er sich in einer solch offenkundigen Bedrängnis befand. Was brachte sie dann auf den Gedanken, dass sie das körperliche Durchhaltevermögen besitzen würden, mit ihm standhalten zu können, wenn ihr nacktes Leben gefährdet war?

Christi Seelenqual war heftiger als alles, was sie je zuvor erlebt hatten. Die Tatsache, dass sie ihn Blut schwitzen sahen, hätte mit Sicherheit ausreichen müssen, sie wachzurütteln und ins Gebet mit ihm zu treiben. Doch indem sie nur die eigene körperliche Erschöpfung spürten, ignorierten sie ihre dringlicheren geistlichen Nöte. Daher vernachlässigten sie das Gebet in einem Augenblick, in dem sie sich dies am wenigsten leisten konnten.



»Die Stunde (ist) schon da ... dass ihr aus dem Schlaf aufwacht« (Römer 13,11). Weil viele Heilige das Gebet vernachlässigt und geistlich gesehen zu lange geschlafen haben, sind sie traurigerweise zu Fall gekommen. Diese Faktoren trugen auch zu Petrus' Versagen entscheidend bei.

### *Er handelte zu übereilt*

Als Petrus sich rühmte, hatte er das eigene Gefühl des Stolzes und der Selbstgenügsamkeit geschürt. Daher verwundert es nicht, dass er versuchte, die Angelegenheit in die eigenen Hände zu nehmen und sich auf fleischliche Kraft zu verlassen, als er schließlich auf die Probe gestellt wurde. Als die Bediensteten der Tempelwache versuchten, Jesus festzunehmen, »streckte (Petrus) die Hand aus, zog sein Schwert und schlug den Knecht des Hohenpriesters und hieb ihm das Ohr ab« (Matthäus 26,51).

Es war spontan und unbesonnen, was er da tat. Wenn Petrus zu jedem Zeitpunkt dieses Abends nur der Führung Jesu gefolgt wäre, hätte er sich viel Kummer ersparen können. Wenn er einfach zugehört hätte, als Jesus ihn warnen wollte, oder ins Gebet gegangen wäre, als Jesus ihn dazu aufforderte, wäre er auf diesen Augenblick bestimmt besser vorbereitet gewesen. Selbst in diesem Moment hätten die Jünger aufgrund des gesunden Menschenverstands und durch einfache Überlegung dahinkommen müssen, dass das einzig Richtige darin bestand, Jesu Führung zu folgen. Immerhin sahen sie sich einer großen Menge bewaffneter Männer gegenüber, die Jesus gefangen zu nehmen drohten. Wenn Jesus hätte Widerstand leisten oder die Festnahme verhindern wollen, dann besaß er gewiss die entsprechende Fähigkeit (V. 53). Er hatte sich zuvor mehrmals ohne Gewaltanwendung der Verhaftung entzogen (Lukas 4,30; Johannes 8,59).

Doch Petrus schien stets zu denken, dass er es besser wüsste, selbst wenn ihn sein eigenmächtiges Handeln nur noch tiefer in Schwierigkeiten brachte.

Christus hatte wiederholt seine eigene Gefangennahme und seinen Tod vorausgesagt. Ja, die schlimmste Zurechtweisung, die Petrus jemals von seinem Meister erhielt, hängt mit der Begebenheit zusammen, bei der Christus ihn »Satan« nannte – und zwar deswegen, weil Petrus darauf bestand, Jesus solle nicht über seinen Tod reden. Bei dieser Gelegenheit wies Christus Petrus zurecht, weil er zu sehr um irdische Dinge besorgt war. Daraus folgt eindeutig, dass Jesu Tod ein Sachverhalt war, der irgendwie die Interessen des Himmels fördern würde. Petrus hatte die volle Bedeutung dessen, was Jesus zu diesem Zeitpunkt meinte, nicht verstehen können. Wenn er aber nur sorgfältiger über Christi Worte nachgesonnen hätte, wäre er kaum so schnell bereit gewesen, bei dieser Gelegenheit sein Schwert zu ziehen.

Als der Herr Petrus zurechtwies, nachdem er Malchus' Ohr angeheilt hatte, war dessen Stolz zweifellos verletzt. Petrus empfand tiefen Schmerz – mehr als Malchus, den er mit seinem Schwert verletzt hatte. Und da Petrus' Mut und Selbstsicherheit völlig in fleischartlichem Stolz wurzelten, besaß er keine Reserven mehr, aus denen er neue Kraft schöpfen konnte, nachdem sein Stolz zunichte gemacht worden war. Daher floh er angsterfüllt mit den anderen Jüngern.

### *Er folgte in zu großer Entfernung*

Petrus' letzter Schritt in Richtung Versagen beinhaltete die Entscheidung, Christus von weitem zu folgen, nachdem er aus seiner Gegenwart geflohen war. Er versuchte, einen gewissen Abstand einzuhalten, damit niemand den Verdacht schöpfen konnte, dass er ein Jünger Jesu wäre. Dennoch wollte er zumindest so nahe dranbleiben, dass er sehen konnte, was vor sich ging. Indem er diese Taktik verfolgte, gelangte Petrus geradewegs an den Ort, wo er am stärksten versucht werden würde – in den Hof des Hohenpriesters –, und zwar gerade zu der Zeit, da er am wenigsten vorbereitet war, mit solch einer Versuchung fertig zu werden.

Das Verhalten des Petrus ähnelt demjenigen vieler Gläubiger, die Angst haben, Christus öffentlich zu bekennen. Weil sie es vermei-

den wollen, in der Öffentlichkeit als Christen erkannt zu werden, möchten sie sich am liebsten wie *Nicht*-Christen verhalten. Alle Versuchungen, denen sie sich gegenübersehen, nehmen von der Anzahl und Intensität her außerordentlich zu. Vielleicht ist keine Situation für einen Gläubigen geistlich gefährlicher als eine Reihe von Umständen, die sich ergeben, wenn man versucht, seine Beziehung zu Christus zu verbergen. Petrus lernte dies auf schmerzliche Art und Weise kennen.

Dennoch ist hier eine Tatsache bewundernswert. Es ist die Tatsache, dass Petrus Christus nicht völlig verließ, sondern so nahe bei ihm blieb, dass er ihm auf dem gesamten Leidensweg dieser Nacht folgen konnte. Petrus' Glaube war schwach, aber noch vorhanden. Seine Liebe zu Christus erlaubte es ihm nicht, ihn völlig zu verlassen. Er wurde von dieser Liebe getrieben, seinem Meister zu folgen und die gegen ihn geführten Gerichtsverhandlungen zu beobachten. Sowohl Johannes als auch Petrus folgten offensichtlich den festnehmenden Soldaten zum Anwesen des Hohenpriesters, wo Johannes den Knechten bekannt war, so dass er selbst und Petrus in den Hof gelassen wurden (Johannes 18,16). Dort befand sich Petrus nahe genug am Ort des Geschehens, um hören zu können, was drinnen gesagt wurde.

Es wird nichts weiter über Johannes gesagt, nachdem er Petrus Einlass in den Hof verschafft hatte. Johannes blieb offensichtlich nicht lange vor Ort. Weil er dem Gesinde des Hohenpriesters gut bekannt war, mag er vielleicht gemeint haben, dass das Risiko, entdeckt zu werden, zu groß wäre. Vielleicht hatte er nur die an Petrus gerichtete Frage gehört, ob er einer der Jünger Jesu sei. Falls dem so war, hatte sich Johannes vermutlich gedacht, dass er in einer solchen Gruppe keine Chance besitze, unerkannt zu bleiben. Daher stahl er sich still davon. Die Schrift sagt nichts darüber, wohin Johannes ging. Dennoch kann man aufgrund der Tatsache, dass über sein Verhalten nichts weiter berichtet wird, mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, dass er nicht sehr lange im Hof des Hohenpriesters blieb, nachdem er Petrus Einlass verschafft hatte.

## Geistliche Niederlage

Petrus wurde während der Anfangsphase des Prozesses in den Hof gelassen – zu der Zeit, als Jesus noch im Haus des Hannas war. Fast unmittelbar nachdem er den Hof betreten hatte, verleugnete er Christus zum ersten Mal. Johannes schreibt: »Da spricht die Magd, die Türhüterin, zu Petrus: ›Bist nicht auch du einer von den Jüngern dieses Menschen?‹ Er sagt: ›Ich bin's nicht!‹« (Johannes 18,17). Matthäus und Markus berichten übereinstimmend, dass dieser Wortwechsel stattfand, während sich Petrus im Hof befand (Matthäus 26,69; Markus 14,66). Er hatte sich (laut Lukas) in die Nähe des Feuers gesetzt (Lukas 22,56). Offensichtlich beobachtete die junge Magd, die als Türhüterin des Hohenpriesters diente, Petrus, als er den Hof betrat. Da sie hinsichtlich seiner Identität misstrauisch oder neugierig war, ging sie zum Feuer hinüber, um sich ihn näher anzusehen. Sie studierte sein Gesicht, bis sie überzeugt war, dass es sich um Petrus handelte.

Ein Vergleich der von den Evangelisten verfassten Berichte lässt erkennen, dass der folgende Dialog mehr als nur einen Satz mit einer herausfordernden Frage und einer scharfen Erwiderung enthielt. Es kam zu einem längeren Wortwechsel, da die junge Magd darauf *bestand*, dass Petrus einer der Jünger sei und er dies heftig bestritt. Johannes berichtet, dass die Magd fragte: »Bist nicht auch du einer von den Jüngern dieses Menschen?«, worauf Petrus nur antwortete: »Ich bin's nicht!« (Johannes 18,17). Matthäus fügt weitere Einzelheiten hinzu: »Petrus aber saß draußen im Hof; und es trat eine Magd zu ihm und sprach: ›Auch du warst mit Jesus, dem Galiläer.‹ Er aber leugnete vor allen und sprach: ›Ich weiß nicht, was du sagst!‹« (Matthäus 26,69-70). Petrus' Leugnung »vor allen« deutet darauf hin, dass seine Worte ziemlich laut waren und von den anderen Anwesenden gehört werden konnten. Man beachte dabei, dass nach Lukas die Magd Petrus nicht nur in die Enge trieb, sondern auch versuchte, ihn vor der Gruppe rings um das Feuer zu entlarven: »Auch dieser war mit ihm!« (Lukas 22,56). Petrus erwiderte mit einer glatten

Leugnung, indem er sagte, dass er Jesus nicht einmal kenne. »Frau, ich kenne ihn nicht« (V. 57).

Markus sagt uns, dass Petrus unmittelbar im Anschluss an diesen Wortwechsel mit der Magd das wärmende Feuer verließ, um nach einem sichereren Platz Ausschau zu halten und sich von der Magd, die ihn erkannt hatte, zu entfernen. »Er ging hinaus in den Vorhof; und der Hahn krächte« (Markus 14,68; Unrevidierte Elberfelder).

Petrus schlug wahrscheinlich bereits das Gewissen, wobei der Hahnenschrei (wenn wir annehmen, dass Petrus ihn bemerkte) ihn sofort an die frühere Warnung des Herrn erinnerte. Es geschah alles genauso, wie Jesus es vorhergesagt hatte, und Petrus hatte vielleicht verzweifelt nach einem Ausgang gesucht. »Das Torgebäude« bezieht sich auf eine überdachte Passage, einen kleineren Vorhof, der vom inneren Hof zur Straße hinführte. Petrus war sich zweifellos unsicher angesichts der Tatsache, dass er erkannt worden war. Möglicherweise hatte er versucht, für den Fall, dass er entfliehen musste, näher an das Tor heranzukommen. Er suchte offensichtlich irgendeinen Platz, wo er allein sein konnte – vielleicht einen Platz, wo er sich im Dunkeln verbergen konnte und wohin der Schein des Feuers nicht reichte. Damit wollte er vermeiden, von irgendjemandem entlarvt zu werden, der ihn hätte erkennen können.

Doch es sollte anders kommen. »Als er ... in das Torgebäude hinausgegangen war, sah ihn eine andere; und sie spricht zu denen, die dort waren: ›Auch dieser war mit Jesus, dem Nazoräer.‹ Und wieder leugnete er mit einem Eid: ›Ich kenne den Menschen nicht!‹« (Matthäus 26,71-72).

Wenn wir die Evangelienberichte vergleichen, stellen wir fest, dass es zu diesem Zeitpunkt eigentlich mehrere Beteiligte waren, die Petrus als Jesusjünger entlarvten. Markus schreibt: »Als die Magd ihn sah, fing sie wieder an, zu den Dabeistehenden zu sagen: ›Dieser ist einer von ihnen‹« (Markus 14,69). Dies lässt erkennen, dass dieselbe Magd, die Türhüterin, Petrus erneut herausfordernd fragte. Diesmal ließ sie nicht locker, bis etliche Dabeistehende Petrus ebenfalls mit Fragen bedrängten. Johannes stellt heraus, dass mehrere

Personen Petrus zu diesem Zeitpunkt überführten: »Da sprachen sie zu ihm: ›Bist nicht auch du einer von seinen Jüngern?‹« (Johannes 18,25). Und Lukas sagt: »Kurz danach sah ihn ein anderer und sprach: ›Auch du bist einer von ihnen‹. Petrus aber sprach: ›Mensch, ich bin's nicht!‹« (Lukas 22,58).

Daher hat es den Anschein, als habe sich Petrus jetzt mit einem Mal den herausfordernden Fragen eines kleinen, im Hof befindlichen Personenkreises gegenübergesehen, der dem Beispiel der ersten Magd folgte. Dabei bildeten seine Erwidierungen auf ihre Vorwürfe seine zweite Verleugnung. Erneut scheint er bestimmt und vehement gelegnet zu haben, indem er den Fragestellern nicht nur beiläufig widersprach. Über sein Verhalten gegenüber der ersten Magd heißt es: »Er ... leugnete wieder« (Markus 14,70). Dem Mann, der ihn als Jünger Christi erkannte, erwiderte er: »Mensch, ich bin's nicht« (Lukas 22,58). Im Hinblick auf die ganze Gruppe, die ihn drängte, seine Zugehörigkeit zum Zwölferkreis einzugestehen, heißt es: »Er leugnete und sprach: ›Ich bin's nicht‹« (Johannes 18,25). Und über sein Verhalten gegenüber der zweiten Magd, der von Matthäus erwähnten Frau, wird gesagt: »Wieder leugnete er mit einem Eid: ›Ich kenne den Menschen nicht!‹« (Matthäus 26,72). Und somit leugnete er zum zweiten Mal, seit er den Hof betreten hatte, dass er Jesus auch nur kannte.

In der Tatsache, dass mehrere Mägde und eine kleine Gruppe von Dienern des hohepriesterlichen Haushalts Petrus eine solch energische Leugnung entlocken konnten, liegt eine Ironie. Denken wir daran, dass er nur wenige Stunden zuvor nachdrücklich behauptet hatte, er würde Christus *niemals* verleugnen, selbst wenn ihm dies das Leben kostete. In Gethsemane war er sogar bereit gewesen, sein Schwert gegen eine große Gruppe bewaffneter Männer einzusetzen. Doch jetzt wich er furchterfüllt zurück, weil ihn ein paar Mägde als Nachfolger Jesu identifizierten.

Es deutet nichts darauf hin, dass die Mägde oder jemand anders im Hof Petrus etwas zu Leide getan hätten, wenn er bereit gewesen wäre, seine Zugehörigkeit zum Jüngerkreis Christi zuzugeben. Wenn das ihre Absicht gewesen wäre, hätten sie sofort die Bediensteten

des Hofes auf den bloßen Verdacht hin, dass Petrus ein Jünger Jesu sei, rufen können. Vielmehr scheinen sie Petrus lediglich verspottet zu haben. Und Petrus – der noch vor kurzem mit allem Nachdruck darauf bestanden hatte, dass er bereit sei, sich durch *nichts* von seiner Christustreue abbringen zu lassen – wurde von einer solch geringfügigen Bedrängnis völlig überrumpelt. Er war offensichtlich auf einen Frontalangriff eingestellt gewesen, bei dem man auch ihm Gewalt angedroht hätte. Dies erklärt seine so rasche Reaktion wenige Stunden zuvor in Gethsemane, als die bewaffneten Häscher erschienen – als sei er bereit, es im Alleingang mit einem ganzen Heer aufzunehmen. Doch seine Unfähigkeit, angesichts der hartnäckigen Fragen einiger Mägde und Hausdiener standhaft für Christus einzutreten, zeigt in aller Traurigkeit, wie *unvorbereitet* Petrus wirklich war. Satan hatte seine Verwundbarkeit entlarvt, so dass schließlich keine offene Gewaltandrohung bzw. kein direkter Angriff auf seine Person nötig waren, um ihn zur Verleugnung seines Meisters zu veranlassen.

Petrus' zweite, mit einem Eid einhergehende Verleugnung war eine schwerwiegendere Verfehlung als seine erste Verleugnung. Bei einem Eid ruft man Gott buchstäblich als Zeugen dafür an, dass die eigenen Aussagen wahr sind. Und ein Eid in jener Gesellschaft wurde als absolut unantastbare Verpflichtung gegenüber der Wahrheit angesehen. Wer die eigene Lüge mit einem Meineid verstärkte, missbrauchte den Namen des Herrn in höchst gotteslästerlicher Weise. Im Grunde versuchte er, Gott zum Zeugen einer Lüge zu machen. An dieser Stelle sündigte Petrus eindeutig willentlich und bewusst. Doch er war bereits in einem undurchsichtigen, selbst gesponnenen Netz gefangen, woraus es jetzt kein Entrinnen mehr gab.

Petrus' Eid hatte offenbar bewirkt, dass die unmittelbar gegen ihn gerichteten Vorwürfe verstummten. Lukas sagt nämlich, dass etwa eine Stunde bis zur letzten Verleugnung durch Petrus verging. Petrus begab sich offensichtlich an einen Ort innerhalb des Hofes, von dem aus er eine gute Sicht in das Innere des Hauses hatte und sehen konnte, was mit Jesus geschah. Zu irgendeinem Zeitpunkt während

dieser Stunde muss es Kaiphas gelungen sein, Jesus das Zeugnis zu entlocken, das dem Hohen Rat gotteslästerlich erschien. Markus ordnet die Tatsache, dass Jesus mit verbundenen Augen geschlagen und angespien wurde, zeitlich vor der Verleugnung durch Petrus ein (Markus 14,65-66). Daher hatte Petrus die Misshandlung, die Jesus erlitt, wahrscheinlich miterlebt.

Inzwischen hatten die im Hof Versammelten vielleicht untereinander über Petrus und seine Beziehung zu Jesus gesprochen. Sie beschlossen letztendlich, ihn mit Beweisen dafür zu konfrontieren, dass sie von seiner Zugehörigkeit zu den Jüngern Jesu *überzeugt* waren: »Kurz nachher aber traten die Umstehenden herzu und sprachen zu Petrus: ›Wahrhaftig, auch du bist einer von ihnen, denn auch deine Sprache verrät dich« (Matthäus 26,73). Nach Lukas sagte der Fragesteller: »*In Wahrheit*, auch dieser war mit ihm, denn er ist auch ein Galiläer« (Lukas 22,59; Hervorhebung durch den Autor).

Und diesmal hatten die Fragesteller auch einen Augenzeugen: »Es spricht einer von den Knechten des Hohenpriesters, der ein Verwandter dessen war, dem Petrus das Ohr abgehauen hatte: ›Sah ich dich nicht in dem Garten bei ihm?« (Johannes 18,26).

Die Tatsache, dass einer von Malchus' Verwandten Petrus erkannte und ihn als jemanden identifizieren konnte, der in Gethsemane bei der Gefangennahme dabei war, schien Petrus ernstlich durcheinander gebracht zu haben. Diesmal »fing er an, sich zu verwünschen und zu schwören: ›Ich kenne den Menschen nicht!« (Matthäus 26,74). Als er sich verwünschte und schwor, gebrauchte er wahrscheinlich keine ordinären und anstößigen Ausdrücke jener Art, die wir normalerweise mit Verwünschungen und Schwüren in Verbindung bringen. Vielmehr bedeutet dies, dass Petrus einen Fluch über sich aussprach. Er hatte zum Inhalt, dass er durch Gottes züchtigende Hand sterben möge, wenn seine Worte falsch wären. Und dann legte er noch einen weiteren Eid ab, indem er Gott erneut als Zeugen anrief: Damit bekräftigte er, Jesus nicht zu kennen. Es war der stärkstmögliche Eid, den man ablegen konnte. Wenn ein Mensch solch einen Eid ablegt und ihn dann als Vertuschung einer



Lüge benutzt, ist dies die verwerflichste Art der Lüge – indem man die bloße Lüge mit einer unverhohlenen Gotteslästerung verstärkt: Man lässt nämlich erkennen, dass Gott Zeuge einer Lüge sei – und ruft dabei das Gericht Gottes auf das eigene Haupt herab. Doch zu diesem Zeitpunkt scheint Petrus jegliches Gespür für die reale Gegenwart des Herrn verloren zu haben. Er war jetzt so entschlossen, seine Lüge zu bekräftigen, dass er alle Zurückhaltung ablegte.

»Und sogleich, während er noch redete, krächte der Hahn« (Lukas 22,60). Dies war nach Markus der zweite Hahnenschrei. Er ist der einzige Evangelist, der berichtet, dass Jesus sagte: »Ehe der Hahn *zweimal* kräht, wirst du mich dreimal verleugnen« (Markus 14,72 [Hervorhebung durch den Autor]; vgl. V. 30). Die anderen Verfasser verwenden das sprachliche Mittel der Auslassung, indem sie nur die *Tatsache* des Hahnenschreis erwähnen. Allein Markus hielt es für angemessen, genau anzugeben, wie oft der Hahn krächte. Er merkte diese Einzelheit offenbar an, um zu unterstreichen, wie genau Jesus Petrus' Versagen vorausgesagt hatte. Markus erfuhr dieses Detail der Begebenheit zweifellos von Petrus selbst. (Das Markusevangelium wurde in der Gemeinde der Frühzeit sogar als »Erinnerungen des Petrus« bezeichnet, weil Petrus menschlich gesehen offensichtlich die wichtigste Quelle für die von Markus berichteten einzigartigen Einzelheiten war.) Vielleicht hat Petrus selbst hervorheben wollen, dass der Hahn zweimal krächte. Es lässt nämlich erkennen, wie geduldig der Herr mit ihm gewesen war, indem er ihm so viele Warnsignale und Zeichen seiner Gnade gab – selbst dann noch, als Petrus auf dem sündigen Weg der Verleugnung blieb.

Genau in diesem Augenblick des zweiten Hahnenschreis geschah (nach Lukas) Folgendes: »Der Herr wandte sich um und blickte Petrus an; und Petrus gedachte an das Wort des Herrn, wie er zu ihm sagte: »Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen« (Lukas 22,61). Der Herr muss genau so gestanden haben, dass er sich umdrehen und zu einem offenen Fenster hinaussehen konnte – direkt in Petrus' Augen. Sein bereits übel zugerichtetes Gesicht, das gerade erst von bösen Menschen geschlagen und angespien

worden war, wandte sich in diesem Augenblick Petrus zu. Die liebenden Augen seines nichtsdestoweniger allwissenden Herrn trafen seine Augen und sahen in die Tiefen seiner Seele. Das von Lukas gebrauchte Verb heißt *emblepō*. Es beschreibt einen unverwandten, fast starren Blick. Es war kein anklagender, sondern ein liebevoller, durchdringender Blick, der Petrus das Herz brach.

## Buße

Als Jesus den Blickkontakt zu Petrus hergestellt hatte, »gedachte (dieser) des Wortes Jesu ... Und er ging hinaus und weinte bitterlich« (Matthäus 26,75). Petrus' wahrer Charakter zeigt sich nicht darin, dass er Christus verleugnete, sondern darin, dass er Buße tat. Beachten wir zuallererst, wie schnell er Buße tat. Gleich nachdem der Hahn gekräht und Christus Petrus angesehen hatte, schlug ihn das Gewissen. Er verließ das Anwesen des Hohenpriesters und ging allein in irgendeinen Ort, um bitterlich zu weinen.

Wohin Petrus ging, wird nicht erwähnt. Vielleicht hielt er sich unmittelbar außerhalb des hohepriesterlichen Hofes, in einer der nahe gelegenen Gassen, auf. Oder möglicherweise ist er nach Gethsemane zurückgegangen – an jenen Ort, an den sich Jesus gewöhnlich gegen Abend mit seinen Jüngern zurückzog. An den Ort zurück, wo er Stunden zuvor hätte weinen und beten sollen. Auf jeden Fall verschob Petrus seine Buße nicht auf einen (vermeintlich) günstigeren Tag. Er dachte sofort an Jesu Worte und an die liebevolle Warnung, die er in seiner Verhärtung nur Stunden zuvor zurückgewiesen hatte. Er bekannte in seinem Inneren das eigene Fehlverhalten und war angesichts dessen von tiefer Betrübniß erfüllt.

Tränen der Buße können keine Sühnung für Sünden erwirken. (Nur Jesu Tod war dazu imstande.) Doch aufrichtige Betrübniß ist dennoch ein wichtiges Zeichen echter Buße, die darauf hindeutet, dass wahrhaftig ein Sinnes- und Herzenswandel stattgefunden hat.

Nicht *jede* Betrübniß lässt jedoch wahre Buße erkennen. »Die Betrübniß nach Gottes Sinn bewirkt eine nie zu bereuende Buße zum

Heil; die Betrübnis der Welt aber bewirkt den Tod« (2. Korinther 7,10). Wie wir bald sehen werden, brachte auch Judas Betrübnis zum Ausdruck. Nach Matthäus 27,3-5 verspürte Judas Reue angesichts seines Tuns und versuchte, das Blutgeld den führenden Priestern zurückzubringen. Seine Schuldgefühle hinsichtlich dessen, was er getan hatte, trieben ihn schließlich sogar dazu, hinzugehen und sich zu erhängen. Eine derartige Betrübnis ist jedoch die Trauer dieser Welt, die nur zum Tod führt. Sie kann aufrichtige Reue über die *Folgen* der Sünde dahingehend beinhalten, dass man eingebüßtem Ansehen, weggegangenen Freunden oder verlorenem Einfluss nachtrauert. Sie spiegelt aber keine wahre Herzensänderung und somit keine wahre Trauer über die Sünde selbst wider.

Die Betrübnis des Petrus war anderer Art. »Er ... weinte bitterlich« (Matthäus 26,75). Dies war die größtmögliche Betrübnis des Herzens – verbunden mit Scham über sein sündiges Verhalten, Hass auf die Sünde selbst und einem sehnlichen Verlangen nach einer Wiederherstellung einer rechten Beziehung zu Christus.

Vielleicht hatte Petrus gedacht, dass alle Hoffnung auf Versöhnung mit Christus geschwunden sei. Schließlich hatte er in Jesu Lehre gehört, dass jeder, der ihn vor den Menschen verleugnete, von ihm vor dem Vater verleugnet werden würde (Matthäus 10,33). Möglicherweise fürchtete er, dass er seine Beziehung zu Christus für immer verloren hatte. Weil er noch immer ganz unter dem Einfluss des Gefühls tiefer Traurigkeit über die eigene Sünde stand, schien er nicht einmal bei der Nachricht von der Auferstehung Christi aus den Toten die volle Zuversicht wiederzugewinnen. Aus Petrus' Sicht schien sogar das Licht des Auferstehungssieges durch die bittere Erinnerung an sein Versagen etwas getrübt zu sein.

Ja, kurz nach der Auferstehung beschloss Petrus, in seinen früheren Beruf als Fischer zurückzugehen. Als er losging, kamen mehrere andere Jünger mit (vgl. Johannes 21,3). Bei dieser Gelegenheit erschien Christus ihnen auf besondere Weise. Anschließend fragte er Petrus, wie es um seine Liebe zu ihm stehe. Dreimal hatte Petrus Christus verleugnet. Dreimal fragte Jesus ihn nach seiner Liebe. Und

dreimal bekräftigte Petrus, dass er ihn noch immer liebe (Johannes 21,15-17). Damit beauftragte Christus ihn erneut zum Dienst. Er stellte damit unter Beweis, dass selbst eine solch schwere Sünde vergeben werden kann, wenn der Sünder aufrichtig Buße tut.

Und Petrus' Buße war gewiss aufrichtig. Er hat Christus nie wieder verleugnet. Tatsache ist, dass sich Petrus für den Rest seines Lebens dadurch auszeichnete, dass er Christus freimütig verkündigte – selbst in den lebensbedrohlichsten Situationen. Nur fünfzig Tage nach jener furchtbaren Nacht seiner Verleugnung sollte Petrus zum Pfingstfest in Jerusalem vor Tausenden stehen. Bei dieser Gelegenheit hielt er eine der kraftvollsten und eindringlichsten Predigten in der gesamten Geschichte der Gemeinde. Beginnend mit diesem großen Triumph zu Pfingsten, würde sich Petrus vom Herrn gebrauchen lassen, um Tausende und Abertausende von Menschen zu Christus zu führen (siehe Apostelgeschichte 2-12).

Dass Petrus auf so wunderbare Weise von Christus das Geschenk der Vergebung und Wiederherstellung empfing, beweist, wie durchgreifend seine Buße war. Er hat nie die Bitterkeit seiner Verleugnung vergessen und ist daher nie mehr in diese Sünde verfallen. Nach einer Legende, die in der Gemeinde der Frühzeit weit verbreitet war, musste Petrus sein Leben lang jedes Mal weinen, wenn er einen Hahn krähen hörte.

Als bemerkenswertester Sachverhalt dieser ganzen Begebenheit tritt jedoch die Tiefe der Gnade und das Wunder der Vergebung hervor, die solch einen gestrauchelten Heiligen in eine derartige Stellung wiedereinsetzen kann, so dass sein Dienst außerordentlich nützlich wird. Erneut werden wir daran erinnert, dass nicht die Schmach und Anstößigkeit von Petrus' Sünde diejenigen Sachverhalte sind, die in der Schrift betont werden. Stattdessen wird diese ganze Begebenheit in allen vier Evangelien vor allem deshalb erzählt, um die Gnade hervorzuheben, die Petrus anschließend erwiesen wurde. Sie umfasst eines der anschaulichsten Beweise der wunderbaren, unantastbaren Heilsgewissheit, in der alle, die Christus angehören, durch ihn bewahrt werden (vgl. Johannes 6,37-40).

Stunden vor der Verleugnung durch Petrus hatte Christus gebetet: »Die du mir gegeben hast, habe ich behütet, und keiner von ihnen ist verloren, als nur der Sohn des Verderbens, damit die Schrift erfüllt werde« (Johannes 17,12). Jesus wusste, dass Petrus straucheln würde. Ihm war aber auch bekannt, dass Petrus Buße tun und nach seinem Versagen wiederhergestellt werden würde. Genauso wusste er, dass Judas' Verrat aus einer endgültigen, nicht mehr korrigierbaren Verwerfung der Wahrheit erwuchs. Sowohl die Verleugnung durch Petrus als auch Judas' Abfall standen in völliger Übereinstimmung mit dem Plan und den Zielen Gottes.

Da Petrus Christus wahrhaftig angehörte, bewahrte Christus ihn davor, so schwer zu straucheln, dass er zugrunde gerichtet wurde. Petrus führte später die bewahrende Macht Gottes als Ermunterung für andere Christen an, die von Verfolgung bedroht waren. Er schrieb:

Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der nach seiner großen Barmherzigkeit uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi aus den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbteil, das in den Himmeln aufbewahrt ist für euch, die ihr *in der Kraft Gottes* durch Glauben *bewahrt* werdet zur Errettung, die bereit ist, in der letzten Zeit geoffenbart zu werden. Darin jubelt ihr, die ihr jetzt eine kleine Zeit, wenn es nötig ist, in mancherlei Versuchungen betrübt worden seid; damit die Bewährung eures Glaubens viel kostbarer erfunden wird als die des vergänglichen Goldes, das aber durch Feuer erprobt wird zu Lob und Herrlichkeit und Ehre in der Offenbarung Jesu Christi (1. Petrus 1,3-7; Hervorhebung durch den Autor).

Petrus dachte zweifellos an seine eigene Erfahrung, als er diesen Abschnitt niederschrieb. Er wusste besser als jeder andere, wie wunderbar es ist, von Gott bewahrt zu werden. Er wusste sehr wohl,

dass die eigene Heilsgewissheit nicht die Frucht seiner Treue war. Vielmehr war er im Glauben durch Gottes Gnade bewahrt worden, selbst als ihn die eigene fleischliche Neigung dazu trieb, *untreu* zu sein und Christus zu verlassen. Es war Gott, der ihn in seiner Gnade zurückholte – Gott, der seinen Glauben selbst inmitten seiner Prüfungen vor dem Scheitern bewahrte. Petrus konnte keinerlei eigenen Verdienst vorweisen, sich vor dem endgültigen Versagen bewahrt zu haben.

Beachten wir, dass Petrus den Gläubigen nicht sagte, dass sie sich irgendwie selbst um ihre Sicherheit in Christus bemühen müssten. Er sagte nie, dass ihre Heilsgewissheit in irgendeiner Beziehung von ihrer Treue abhing. Er richtete an sie nicht ein paar aufmunternde Worte und riet ihnen nicht, den eigenen Mut zusammenzunehmen. Er erinnerte sich nur zu gut, wie töricht es war, auf Selbstgenügsamkeit und Selbstvertrauen zu bauen.

Stattdessen verwies er sie auf denjenigen, der wahrhaft imstande ist, sie vor dem Straucheln zu bewahren und sie tadellos vor seinen Thron hinzustellen (vgl. Judas 24-25). Es war der Herr, der Petrus bewahrte – derselbe Herr, der die letztendliche Heilsgewissheit jedes Gläubigen garantiert. Die treibenden Kräfte unseres eigenen Fleisches mögen uns mit Zweifel, Angst und Ungewissheit erfüllen – was ohne Frage der Fall ist. Aber wenn wir Kraft und Ermunterung brauchen, sollten wir uns an seine Treue wenden, denn selbst »wenn wir untreu sind ... bleibt (er) treu, denn er kann sich selbst nicht verleugnen« (2. Timotheus 2,13).

## Kapitel 8

Als es aber Morgen geworden war, hielten alle Hohenpries-ter und Ältesten des Volkes Rat gegen Jesus, um ihn zu Tode zu bringen.

Matthäus 27,1

### Der Morgen des Kreuzigungstags

Als Petrus Christus letztmalig verleugnete und daraufhin der Hahn zum zweiten Mal krächte, war es bereits früh am Morgen. Wir können annehmen, dass dies ein oder zwei Stunden vor dem Zeitpunkt geschah, als am östlichen Horizont die Dämmerung einsetzte. Als Petrus den Ort des Geschehens verließ, war die Gerichtsverhandlung im Haus des Kaiphas vermutlich in die entscheidende Phase getreten. Die Nacht war weit fortgeschritten. Die Mitglieder des Hohen Rats hatten sich bereits auf einen Schuldspruch geeinigt, wobei auch das Todesurteil gefällt worden war. Problematisch war für sie nur noch die Frage, wie sie die Verhandlung legitimieren und die Strafe am besten ausführen konnten.

#### Die Strategie des Hohen Rats wird festgelegt

Der Hohe Rat benötigte in seinem Vorgehen gegen Jesus eine sorgfältige Strategie. Einige Jahre zuvor hatte Rom den jüdischen Führern das Recht, die Todesstrafe in eigener Verantwortung zu vollstrecken, aberkannt (vgl. Johannes 18,31). Alle Todesstrafen mussten von Vertretern der römischen Obrigkeit genehmigt und ausgeführt werden. Eine Ausnahme gab es nur für den Fall, dass ein Nichtjude den Tempel verunreinigte, indem er die im Vorhof der Heiden markierte Abgrenzung überschritt. Dann konnte er auf der Stelle gesteinigt werden. Manchmal wollten übereifrige Juden auch Menschen

steinigen, die gerade todeswürdige Verbrechen begangen hatten. (Die Männer in Johannes 8,3-11 wollten beispielsweise die Frau steinigen, die sie auf frischer Tat beim Ehebruch ertappt hatten.) Die Geschichte dieser Zeit lässt erkennen, dass Rom mitunter aus politischer Berechnung solche Steinigungen bewusst unbeachtet ließ – insbesondere dann, wenn sie von Leuten ausgeführt wurden, die breite Kreise der Bevölkerung hinter sich wussten (vgl. Apostelgeschichte 7,54-60). Doch wenn es um offizielle, vom Hohen Rat gefällte Urteile ging, verhielt sich Rom nicht so tolerant. Weil es das einzige jüdische Gericht war, das von Rom anerkannt und bevollmächtigt war, wurde von seinen Mitgliedern Loyalität gegenüber der römischen Politik erwartet, die ihre Macht begrenzte.

Außerdem war die Vollmacht des Hohen Rats auf religiöse Angelegenheiten beschränkt. Daher hatten relativ wenige vor ihm verhandelte Fälle mit todeswürdigen Verbrechen zu tun. In Extremfällen gelang es den Ratsmitgliedern, die römische Zustimmung für die Vollstreckung der Todesstrafe zu erlangen, die gegen einen aufrührerischen Gotteslästerer verhängt worden war. Doch da die Römer ihrer eigenen mythologischen Version des Polytheismus verfallen waren, wollten sie offensichtlich nicht den jüdischen Eifer, Glaubensabweichler töten zu lassen, anstacheln.

Die Mitglieder des Hohen Rats beabsichtigten sicherlich, Rom um Vollstreckung des gegen Jesus verhängten Todesurteils zu ersuchen. In diesem Fall mussten sie die gegen Jesus vorgebrachten Argumente überzeugend darlegen. Dadurch, dass sie die Gerichtsverhandlung so schnell und im Schutz der Dunkelheit durchgeführt hatten, war die Glaubwürdigkeit ihres Vorgehens gegen Jesus ernsthaft gefährdet. Möglicherweise war dies der Grund dafür, dass der Rat während der frühen Morgenstunden (wahrscheinlich um 3 oder 4 Uhr morgens) beschloss, sich auf einen späteren Zeitpunkt an diesem Morgen zu vertagen. Zweifellos waren alle ohnehin froh über eine Pause. Die Sitzungsunterbrechung würde den Ratsmitgliedern die Gelegenheit geben, einige Stunden zu schlafen. Sie konnten das Gericht offiziell wiedereinberufen, sobald es Tag geworden war.



Dann würden sie ein formelles Urteil sprechen, und zwar in Übereinstimmung mit dem für solche Fälle vorgeschriebenen Verfahren. Wenn also irgendjemand die Rechtmäßigkeit des Vorgehens des Hohen Rats gegenüber Christus in Frage stellen sollte, dann konnten sie behaupten, am helllichten Tage zu ihrem abschließenden Urteil gekommen zu sein.

Sie verloren keine Zeit. Lukas berichtet, dass die führenden Mitglieder des Hohen Rats eine erneute Versammlung einberiefen und Jesus zur endgültigen Verhandlung seines Falls hereinbrachten, »als es Tag wurde« (Lukas 22,66). Matthäus beschreibt dieselbe Versammlung wie folgt: »Als es ... Morgen geworden war, hielten alle Hohenpriester und Ältesten des Volkes Rat gegen Jesus, um ihn zu Tode zu bringen« (Matthäus 27,1).

Christus war die ganze Nacht über bewacht worden, möglicherweise in einem Verlies im Haus des Kaiphas. An jener Stelle in Jerusalem, wo der Überlieferung nach das Haus des Kaiphas gestanden hatte, gibt es ein kleines, altes Steinverlies, dessen Öffnung gerade so groß ist, dass nur ein Mensch hineingelangen und darin Platz finden kann. Nachdem seine Verhandlung beendet worden war, wurde Christus während der restlichen Nachtstunden vielleicht in einem solchen Verlies gefangen gehalten. Möglicherweise wurde er auch in einem Raum im Haus des Kaiphas festgehalten, wo Bewaffnete ihn bewachten. Wie dem auch sei: Als der Morgen kam, wurde er erneut gebunden (nach Art eines gewöhnlichen Verbrechers, indem man ihm die Hände hinter dem Rücken fest zusammenband) und ein weiteres Mal vor den Hohen Rat gebracht. Dessen Mitglieder sollten ihr Urteil nun offiziell verkünden und entscheiden, wie sie die gegen ihn verhängte Todesstrafe vollstrecken konnten.

Der Rat unterzog Christus erneut derjenigen Vernehmungsmethode, die Kaiphas während des nächtlichen Verhörs kurz zuvor angewandt hatte. Lukas beschreibt die Verhandlung wie folgt:

Als es Tag wurde, versammelte sich die Ältestenschaft des Volkes, sowohl Hohepriester als Schriftgelehrte, und führten

ihn hin in ihr Synedrium und sagten: »Wenn du der Christus bist, so sage es uns!« Er aber sprach zu ihnen: »Wenn ich es euch sage, so werdet ihr *nicht* glauben; wenn ich aber fragen würde, so würdet ihr mir *nicht* antworten, noch mich loslassen. Von nun an aber wird der Sohn des Menschen sitzen zur Rechten der Macht Gottes.« Sie sprachen aber alle: »Du bist also der Sohn Gottes?« Er aber sprach zu ihnen: »Ihr saget, dass ich es bin.« Sie aber sprachen: »Was bedürfen wir noch Zeugnis? Denn wir selbst haben es aus seinem Munde gehört« (Lukas 22,66-71; Unrevidierte Elberfelder).

Sie wollten Jesus die eindeutige Aussage entlocken, dass er der Messias sei. Obwohl sie viele Zeugen gegen ihn aufgeboden hatten, konnten sie nicht nachweisen, dass er jemals öffentlich erklärt hatte, der Christus zu sein (wo er doch so viel gesagt hatte). Ja, er war der Christus, doch diese Aussage zu seiner Person hatte er nicht für alle zugänglich in der Öffentlichkeit gemacht. Deshalb folgte dem Bekenntnis des Petrus (»Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes«) die Erwiderung Jesu: »Glücklich bist du, Simon Bar Jona; denn Fleisch und Blut haben es dir nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der in den Himmeln ist« (Matthäus 16,16-17). Und dann gebot er den Jüngern, dass sie niemandem sagen sollten, dass er der Messias sei (V. 20).

Menschen, die Jesu Lehre hörten, hatten unterschiedliche Meinungen im Hinblick auf seine Identität. Er fragte die Jünger: »Was sagen die Menschen, wer der Sohn des Menschen ist?« In der Erwiderung der Jünger zeigt sich, wie verschieden die Ansichten waren, die hinsichtlich seiner wahren Identität geäußert wurden. »Einige: Johannes der Täufer; andere aber: Elia; und andere wieder: Jeremia oder einer der Propheten« (V. 13-14).

Die Tatsache, dass die Meinungen über seine Identität so weit auseinander klafften, rührte daher, dass er in der Öffentlichkeit nie ausdrücklich gelehrt hatte, dass er der Messias sei. Er hatte angedeutet, dass er Prophetien erfüllte, die sich auf den Messias bezogen

(Lukas 4,18-21). Er hatte im Einzelgespräch bestimmten Menschen gesagt, dass er der Messias sei (Johannes 4,25-26). Er hatte gesagt, dass die alttestamentlichen Schriften auf ihn verwiesen (Johannes 5,39). Es war sicher allgemein bekannt, dass seine engsten Nachfolger an seine Messianität glaubten. Sein triumphaler Einzug in Jerusalem weniger als eine Woche vor seiner Gefangennahme ließ erkennen, wie weit verbreitet dieser Glaube war. Doch nach dem Willen des Hohen Rats sollte Jesus unbedingt selbst zu Protokoll geben, ob er den Anspruch erhob, der Messias zu sein.

Jesu Erwiderung entlarvte die Voreingenommenheit der Ratsmitglieder: Beanspruchte er, der Messias zu sein, würden sie seinem Anspruch nicht glauben. Auch würden sie keinen einzigen der Beweise, die er vorbringen könnte, ernsthaft prüfen. Sie hatten bereits zahlreiche der erstaunlichen Beweise seiner göttlichen Macht gesehen bzw. davon gehört. Ja, eines seiner größten Wunder – die Auferweckung des Lazarus – bildete schließlich jenen Anlass, der ihre Entschlossenheit, ihn zu töten, besiegelte (Johannes 11,53).

Außerdem wies er darauf hin, dass *er sie* bereits bezüglich seiner messianischen Legitimation gefragt hatte und sie daraufhin eine Antwort abgelehnt hatten (vgl. Lukas 20,3-7.41-44). Wenn sie die Beweise, die seine Messianität erkennen ließen, nicht angemessen erklären konnten, dann sollten sie ihn freilassen. Doch es war völlig unverkennbar, dass sie weder das eine noch das andere zu tun beabsichtigten. Jesus wurde Opfer eines Justizskandals – dies war kein legitimer Prozess.

Doch selbst wenn sie seinen Messiasansprüchen keinen Glauben schenkten, gab er ihnen die feierliche Zusicherung, dass die Zeit kommen würde, da der Sohn des Menschen zur Rechten der Macht Gottes sitzen würde. Damit ließ er erkennen, dass sich das Blatt einmal wenden und er über sie zu Gericht sitzen würde.

Da seine Erwiderung sie jedoch nicht ganz zufrieden stellte, bedrängten sie ihn mit einer weiteren Frage: »Du bist also der Sohn Gottes?« Diesmal erwiderte er einfach: »Ihr sagt, dass ich es bin« (Lukas 22,70).

Dies entsprach genau dem, was sie wollten. Nun hatten sie am helllichten Tag offiziell seinen Anspruch gehört, der Sohn Gottes zu sein. Er hatte eben darauf verwiesen, dass es für sie überhaupt nicht von Belang sei, ob dieser Anspruch wahr war oder nicht. Obwohl er während seines Dienstes eine Fülle von Beweisen zur Erhärtung seines Anspruchs gegeben hatte – und einige dieser Männer entsprechende Beweise mit eigenen Augen gesehen hatten –, waren sie nicht im Geringsten daran interessiert, jetzt die Stichhaltigkeit nachzuweisen oder zu widerlegen. Vielmehr ging es ihnen lediglich darum, ihn so schnell wie möglich ans Kreuz zu bringen. Letztendlich bedeutete dies, dass sie ihn als denjenigen töteten, der die Wahrheit gesagt hatte.

Kaum hatte Jesus den Anspruch erhoben, der Sohn Gottes zu sein, wurde die Gerichtsverhandlung beendet. »Was brauchen wir noch Zeugnis?« (V. 71). So wie in den Nachtstunden zuvor wurde ihm auch hier keine Gelegenheit gegeben, Zeugen zu seiner Verteidigung aufzurufen. Keiner der Beweise, die hätten belegen können, dass sein Anspruch richtig war, wurde zugelassen. Beweise waren belanglos, was diese Männer betraf. Sie waren im Grunde schon vorher zu ihrem Schuldspruch gekommen. Was Christus sagte, verlieh ihrem Vorgehen den erforderlichen Anschein der Legitimität. Soweit es sie betraf, waren jegliche weiteren Zeugnisse überflüssig und unsinnig. Sie waren jetzt darauf bedacht, das Urteil so schnell wie möglich vollstrecken zu lassen.

Unmittelbar danach beschlossen sie, Jesus Pontius Pilatus zu überstellen, um die römische Erlaubnis zur Ausführung des Todesurteils – vorzugsweise durch römische Henker – einzuholen. Sie »führten ... ihn weg und überlieferten ihn dem Statthalter Pontius Pilatus« (Matthäus 27,2).

## **Der Selbstmord des Judas**

An dieser Stelle unterbricht Matthäus in seinem Evangelium den Bericht über die gegen Jesus geführten Verhandlungen, um das irdische

Ende des Judas zu schildern. Es ist durchaus möglich, dass dieser Teil der Passionsgeschichte chronologisch hierher gehört. Vielleicht hat Matthäus ihn auch hier eingeordnet, um den krassen Gegensatz zwischen dem abscheulichen Verbrechen auf Seiten des Judas und der völligen Reinheit, die Jesus verkörperte, zu verdeutlichen. Wie dem auch sei: Indem der Bericht diesen Punkt erreicht, betont er, wie ungerecht Jesu Tod in jeder Beziehung war. Dies erkennt man anhand der Tatsache, dass selbst derjenige, der ihn verriet, in seinem Gewissen so belastet war, dass er einfach nicht mehr weiterleben konnte.

Matthäus schreibt:

Als nun Judas, der ihn überliefert hatte, sah, dass er verurteilt wurde, reute es ihn, und er brachte die dreißig Silberlinge den Hohenpriestern und den Ältesten zurück und sagte: »Ich habe gesündigt, denn ich habe schuldloses Blut überliefert.« Sie aber sagten: »Was geht das uns an? Sieh du zu!« Und er warf die Silberlinge in den Tempel und machte sich davon und ging hin und erhängte sich (Matthäus 27,3-5).

Aufgrund der Formulierung bei Matthäus könnte man annehmen, dass dieses Ereignis an dieser Stelle eingefügt wird, weil es chronologisch hierher gehört: »*Als nun* Judas ... sah, dass er verurteilt wurde« (V. 3). Uns wird nicht gesagt, wo sich Judas befand, als Jesus vor Gericht stand. Es ist kaum anzunehmen, dass er an der Gerichtsverhandlung aktiv beteiligt war. In diesem Fall hätte er als belasteter Zeuge gegolten, dessen Aussagen wahrscheinlich unzulässig gewesen wären, weil er ein Abtrünniger und Verräter war. Wie aus den Berichten über die folgenden Ereignisse eindeutig zu entnehmen ist, konnten selbst diejenigen, die beim Verrat seine Komplizen gewesen waren, wenig mit ihm anfangen, nachdem der Verrat erfolgt war. Damit wurde Judas in jeder Beziehung zum Geächteten – er galt auf beiden Seiten als Verräter.

Dennoch hatte Judas ein offenkundiges Interesse am Ausgang des Prozesses. Wie Petrus scheint er das Geschehen von weitem

verfolgt zu haben. Es hat zumindest den Anschein, dass er beim Abschluss der letzten, frühmorgendlichen Verhandlung vor dem Hohen Rat zugegen war, weil er nach den Worten von Matthäus *sah*, dass Christus verurteilt worden war. Möglicherweise sah Judas, wie Jesus gebunden und zu Pilatus abgeführt wurde. Da mag ihm das ganze ungeheuerliche Ausmaß seiner Sünde schließlich klar geworden sein. Als Judas sah, was sein Verrat angerichtet hatte und wie Jesus misshandelt worden war, war es selbst für ihn zu viel. In diesem Augenblick hat bei Judas vielleicht erstmalig ein Nachdenken darüber eingesetzt, wie schwer er gesündigt hatte und welch ein Tor er gewesen war. Er hatte den Sohn Gottes für eine Hand voll Geld verraten. Als einer der Zwölf, des engeren Jüngerkreises, hatte er die unbeschreiblich große Gelegenheit, in enger Gemeinschaft mit dem Mensch gewordenen Gott zu leben und sein Jünger zu sein, vertan. Außer ihm haben nur elf Männer in der gesamten Geschichte eine derartig innige, persönliche Beziehung zum Sohn Gottes in dessen unmittelbarer Gegenwart genossen. Kein anderer hat je so viele Wahrheiten aus dem Munde des Herrn gehört und diese dennoch ausnahmslos abgelehnt. Niemand sonst unter denen, die den Herrn letztendlich verwarfen, besaß je das Vorrecht, sein Vorbild aus solcher Nähe und so lange direkt miterleben zu können.

Die Geschichte kennt eine Vielzahl von Verbrechern, die *anscheinend* verachtenswerter als Judas Iskariot waren bzw. sind. Wenn wir Judas mit jemandem vergleichen, der einen Völkermord befohlen, ein liederliches Leben geführt oder unerhört böse Taten begangen hat, mag Judas als gar nicht so schlecht erscheinen. In Wahrheit gab und gibt es jedoch keinen einzigen Menschen, der so abgrundtief böse war bzw. ist wie er. Keiner sündigte je so schwer wie er – obwohl er so erleuchtet war und solche Vorrechte besaß. Niemand verriet je wie er ein Opfer, das die Unschuld in Person war. Keiner blieb in seinem Herzen je so verhärtet wie er, obwohl er so lange so viel mitfühlende Güte verspürt hatte. Denken wir daran, dass Judas wie die anderen Jünger all die Zeichen göttlicher Gnade Christi miterlebt hatte, als er dem Meister drei Jahre lang nachgefolgt war.

Doch all diese Vorrechte hatten nicht die geringsten Auswirkungen auf das Herz des Judas gehabt. Drei Jahre lang hatte er all der Wahrheit, die er von Jesus hörte, widerstanden und sie abgelehnt. Er hatte sein Herz ihr gegenüber verhärtet und entwickelte sich insgeheim zu einem Menschen, der den sündlosen Sohn Gottes verachtete. Dennoch war er in all diesen Jahren ein solcher Meister der Heuchelei, dass es ihm gelang, seine wahre Wesensart vor allen anderen außer vor Jesus zu verbergen. Und schließlich ließ er sich vom Meistbietenden täuschen, indem er bereitwillig all seine geistlichen Vorrechte verkaufte und Christus selbst verriet. Man kann sich nicht vorstellen, wie böse sein Herz war.

Es verwundert nicht, dass Jesus ihn als »Teufel« bezeichnete (Johannes 6,70). Ebenso wenig verwundert es, dass Satan einen solch leichten Zugang zum Herzen des Judas hatte (Johannes 13,27; Lukas 22,3). Nie ist ein Mensch über die Erde gegangen, der tiefer gesunken war als er.

Doch nicht einmal Judas konnte den furchtbaren, schmerzlichen Konsequenzen der eigenen Schuld entfliehen. Schließlich sollte der Zeitpunkt kommen, da sich selbst seine Seele – so verhärtet und abgestumpft in Herz und Gewissen er auch war – mit dem Schuldgefühl konfrontiert sah, das ihn in alle Ewigkeit belasten wird.

Kaum hatte Judas gesehen, wie Jesus gebunden und weggeführt worden war, überkam ihn Reue. In seiner Reaktion wurde keine wahre Buße, sondern lediglich Zerknirschtheit deutlich. (Obwohl es in der King James Version heißt, dass es Judas reute, steht für das benutzte griechische Wort nicht der sonst für Buße gebrauchte Ausdruck *metanoēō*, sondern ein anderer Begriff, *metamelomai*, der lediglich tiefes Bedauern erkennen lässt.) Judas wurden allmählich die bitteren Konsequenzen der Sünde klar – Folgen, die er hasste. Er kam jedoch nie an den Punkt, an dem er die Sünde selbst hasste.

Warum packte Judas plötzlich das Bedauern, als er sah, dass Jesus verurteilt worden war? Möglicherweise hatte er bei seinem Verrat gedacht, dass Jesus der Gefangennahme entkommen würde, wie er es zuvor wiederholt getan hatte. Oder vielleicht hatte Judas ange-

nommen, dass Jesus imstande sein würde, alle gegen ihn erhobenen Anklagen zu entkräften. Schließlich konnte man ihm wahrhaftig kein Vergehen nachweisen. Und Judas hatte nie erlebt, wie Christus in irgendwelchen Umständen *versagte*. Wahrscheinlich hatte Judas tatsächlich gehofft, dass Jesus würde fliehen oder seine Unschuld nachweisen können. Dann wäre seiner Meinung nach alles in bester Ordnung gewesen: Judas hätte seine dreißig Silberlinge behalten. Auch Jesus hätte die Erfahrung nichts weiter ausgemacht. Und die heuchlerischen Priester wären einfach dreißig Silberlinge los gewesen. Indem er auf diese Weise argumentierte, war Judas vielleicht davon überzeugt, dass sein Verrat an Jesus nicht weiter ins Gewicht fallen und keine ernsthaften oder bleibenden Konsequenzen haben würde – insbesondere dann nicht, wenn Jesus tatsächlich der wahre Messias war.

Doch nun, da er den verurteilten Christus sah, erkannte er erstmalig das wahre, ungeheure Ausmaß seiner Schuld. Und sie umfasste mehr, als er tragen konnte.

Judas wollte unbedingt den Konsequenzen seines Tuns entkommen. Beachten wir, was er tat, als er versuchte, seine Schuld loszuwerden. Nach menschlichen Maßstäben hätte dies den Anschein eines ziemlich eindrucksvollen Beweises dafür erwecken können, dass er irgendwie Buße getan hatte. *Erstens wollte er das Geld zurückgeben*. Er brachte die dreißig Silberlinge in den Hohen Rat zurück und bat dessen Mitglieder vergeblich, diese wieder entgegenzunehmen. Vielleicht hatte er dies getan, als sie am Ende der letzten gegen Jesus geführten Verhandlung noch versammelt waren, während Christus selbst unmittelbar zuvor zu Pilatus abgeführt worden war. Judas war es zuvor nur um dieses Geld gegangen. Nun wollte er es plötzlich unbedingt loswerden, weil es ihn äußerlich an seine Schuld erinnerte, die ihn so sehr schmerzte. Es war unversehens zu einer glühenden Kohle in seinen Händen geworden. *Zweitens wollte er ein Bekenntnis ablegen*. Judas bekannte verbal seine Schuld. Er gab zu, dass er gesündigt hatte, und beteuerte gleichzeitig Jesu Unschuld.



Indem er dies tat, scheint er auf den ersten Blick den Anfang eines langen Bußwegs gegangen zu sein. Echte Buße war dies jedoch noch immer nicht. Obwohl es stimmt, dass er seine Sünde bekannte, fehlte bei ihm die Tatsache, dass er sich damit an Gott wandte und bei ihm Vergebung suchte. Er kam nicht wie der verlorene Sohn zu demjenigen, gegen den er gesündigt hatte. Offensichtlich liebte er Christus in seinem Herzen zu dem Zeitpunkt, als er das Geld in den Hohen Rat zurückbrachte, genauso wenig wie bei der Gelegenheit, als dessen Mitglieder ihm das Geld ausgezahlt hatten. Der einzige Sachverhalt, der sich geändert hatte, war die Tatsache, dass er jetzt die Auswirkungen seiner Sünde nachhaltig spürte, wobei ihm die Konsequenzen seiner Sünde lästig waren. Wie so viele, die in unserer Zeit bekennen, Buße getan zu haben, wollte Judas hauptsächlich nur die Last seiner Schuld loswerden, die ihn quälte. Weil die eigenen Gewissensbisse ihn fortwährend plagten, konnte er es nicht mehr aushalten, wollte er davon frei werden.

Sünde bringt nie wahre Erfüllung. Obwohl die Sünde vorübergehende Genüsse bietet (vgl. Hebräer 11,25), folgen diesen am Ende unweigerlich Betrübnis, Kummer und Schmerz. Weil Judas – von seiner Geldliebe getrieben – einen Augenblick lang den irdischen Genuss gesucht hatte, war für ihn jede Möglichkeit wirklicher Freude oder Erfüllung dahin. Paulus schrieb: »Eine Wurzel alles Bösen ist die Geldliebe, nach der einige getrachtet haben und von dem Glauben abgeirrt sind und sich selbst mit vielen Schmerzen durchbohrt haben« (1. Timotheus 6,10). Judas ist der Prototyp derjenigen, die Paulus beschrieb. Keiner hat sich je mit größeren Schmerzen durchbohrt als Judas – und dies alles wegen der törichten Geldliebe.

Judas sollte bei den Komplizen seines Verrats keinerlei Verständnis oder Unterstützung finden. Ihre Reaktion auf sein Bekenntnis beinhaltete im Grunde nichts als Spott: »Sie aber sagten: ›Was geht das uns an? Sieh du zu!« (Matthäus 27,4). Sie waren momentan zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, um sich mit Judas abgeben zu können. Sie wollten Jesus unbedingt ans Kreuz bringen. Die Ge-

fühlskälte ihrer Erwidernng ist erstaunlich. Judas hatte ihnen gegenüber offen eingestanden, dass er schuldloses Blut verraten hatte. Die Tatsache, dass dies ihnen nichts bedeutete, lässt erkennen, dass ihre Absichten von Anfang an durch und durch böse waren. Sie wollten Jesus unbedingt kreuzigen, obwohl sie genau wussten, dass er unschuldig war.

Da Judas sie nicht bewegen konnte, das Geld zurückzunehmen, warf er es in den Tempel und ging davon. Damit kann gemeint sein, dass er das Geld in das nur den Priestern zugängliche Heiligtum warf, so dass er diese *zwang*, das Geld wieder an sich zu nehmen. Mit dieser Tat wollte Judas es ihnen noch einmal so richtig geben: Sie sollten die Silbermünzen besitzen, die von seiner Schuld zeugten.

In 5. Mose 27,25 heißt es: »Verflucht sei, wer ein Bestechungsgeschenk nimmt, um jemanden zu erschlagen, unschuldiges Blut zu vergießen!« Judas muss die Münzen als solche auf abergläubische Weise als Fluchobjekt angesehen haben. Vielleicht hatte er gehofft, den Fluch dadurch, dass er das Geld wegwarf, loswerden zu können. Zumindest wollte er damit denselben Fluch über die Komplizen seines Verrats bringen. Das erklärt seine Vorgehensweise in dieser kurzen Szene, als das Geld für ihn zum heißen Eisen geworden war. Indem er das Geld hinwarf und schnell wegging, ließ er ihnen keine andere Möglichkeit, als das Geld zurückzunehmen.

Das war Judas – ohne jeden Freund, ohne Hoffnung und unter der Last der eigenen Schuld zusammengebrochen. Danach besiegelte er den eigenen Untergang endgültig dadurch, dass er Selbstmord beging.

Vielleicht dachte Judas, er könne sich schließlich von seiner Schuld befreien, indem er sich umbrachte. Das Gegenteil war der Fall. Indem er sich das Leben nahm, kettete er sich auf ewig an seine Schuld. Wenn dies einer hätte wissen sollen, dann Judas: Er hatte nämlich wiederholt gehört, was Jesus über die Hölle lehrte – darüber, dass sie ein Ort ewiger Qual und unauslöschlichen Feuers ist, wo fortwährendes Weinen und Zähneknirschen auf ewig nicht aufhören werden (Matthäus 8,12; 13,42.50; 22,13; 24,51; 25,30; Lukas

13,28; Markus 9,43-48). In der Hölle wird die Qual der Schuld und Gewissensbisse bis in Ewigkeit verstärkt werden – indem sie wie ein unersättlicher und nie ersterbender Wurm an der Seele nagt.

Will man die vollständigen Umstände im Hinblick auf den Selbstmord des Judas kennen lernen, sollte man den Bericht von Matthäus mit Apostelgeschichte 1 vergleichen. Dort gibt Lukas wieder, was der Apostel Petrus über Judas sagte, um dann folgende eingeschobene Anmerkung anzufügen: »Dieser nun hat zwar von dem Lohn der Ungerechtigkeit einen Acker erworben, ist aber kopfüber gestürzt, mitten entzweigeborsten, und alle seine Eingeweide sind ausgeschüttet worden. Und es ist allen Bewohnern von Jerusalem bekannt geworden, so dass jener Acker in ihrer eigenen Mundart *Akeldamach*, das ist Blutacker, genannt worden ist« (Apostelgeschichte 1,18-19).

Indem wir die Berichte von Lukas und Matthäus miteinander verbinden, können wir das Geschehen rekonstruieren. Judas erhängte sich an dem morschen Ast eines Baumes. Vielleicht ragte dieser über eine Klippe oder über irgendeinen scharfkantigen, zerklüfteten Felsbrocken am Rand des Töpferackers hinaus. Als er sich erhängte, muss der Ast gebrochen sein, so dass Judas kopfüber auf den Felsbrocken stürzte und sein Körper – wie von Lukas in Apostelgeschichte 1 beschrieben – furchtbar verstümmelt wurde.

## **Die Scheinheiligkeit der Tempelverantwortlichen**

Die Hohenpriester schienen die abergläubische Haltung des Judas gegenüber dem Blutgeld zu teilen. Obwohl es Judas gelungen war, sie in der letztendlichen Verantwortung dafür zu belassen, waren sie nicht gewillt, dieses Geld zu behalten. Auch wollten sie es nicht in den Tempelschatz zurücklegen. Matthäus schreibt:

Die Hohenpriester ... nahmen die Silberlinge und sprachen:  
»Es ist nicht erlaubt, sie in den Tempelschatz zu werfen, weil es Blutgeld ist.« Sie hielten aber Rat und kauften dafür den

Acker des Töpfers zum Begräbnis für die Fremden. Deswegen ist jener Acker Blutacker genannt worden bis auf den heutigen Tag. Da wurde erfüllt, was durch den Propheten Jeremia geredet ist, welcher spricht: »Und sie nahmen die dreißig Silberlinge, den Preis des Geschätzten, den man geschätzt hatte seitens der Söhne Israels, und gaben sie für den Acker des Töpfers, wie mir der Herr befohlen hat« (Matthäus 27,6-10).

Indem Matthäus auf Jeremia Bezug nimmt, spielt er eigentlich auf Sacharja 11,12-13 an: »Und sie wogen meinen Lohn ab: dreißig Silberschekel. Da sprach der HERR zu mir: ›Wirf ihn dem Töpfer hin, den herrlichen Wert, den ich ihnen wert bin!‹ Und ich nahm die dreißig Silberschekel und warf sie in das Haus des HERRN dem Töpfer hin.« Sacharja schattete somit Judas' Verhalten mit atemberaubender Genauigkeit vor. (Matthäus' Bezugnahme auf »Jeremia« lässt die allgemein übliche Einteilung des hebräischen Kanons erkennen. Er bestand aus drei Teilen: dem Gesetz, den Schriften und den Propheten. So wurden z. B. die poetischen Schriften mitunter gemeinsam als »die Psalmen« bezeichnet, weil diese das erste Buch in diesem Teil des Kanons bildeten [vgl. Lukas 24,44]. Ebenso wurden die prophetischen Schriften manchmal unter »Jeremia« zusammengefasst, weil das gleichnamige Buch am Anfang des prophetischen Teils im hebräischen Kanon stand.)

Matthäus und Lukas erwähnen beide, dass das Feld als »Blutacker« allgemein bekannt geworden war. Es war zu der Zeit, als die Evangelien geschrieben wurden (etwa dreißig Jahre nach der Kreuzigung), offensichtlich ein bekannter Ort.

An dem Tag, als Judas starb, war es jedoch noch als »Töpferacker« bekannt. Dabei handelte es sich wahrscheinlich um ein ungenutztes Landstück, das an eine Töpferei angrenzte. Vielleicht war es ein Ort, an dem man einst reichlich Ton gefunden hatte, doch nachdem die Tonvorräte zur Neige gegangen waren, hatte es für den Töpfer jeglichen weiteren Nutzen verloren. Weil der Tonabbau das ursprüngliche Erscheinungsbild des Grundstücks stark verändert

und dessen Wert gemindert hatte, waren dreißig Silberlinge gewiss genug Geld, um den Kauf zu tätigen.

Obwohl Lukas darauf hinzudeuten scheint, dass Judas selbst das Feld erwarb, wollte er zweifellos nur sagen, dass es mit dem Geld des Judas gekauft wurde. Aus dem Bericht des Matthäus geht eindeutig hervor, dass es im Grunde die Tempelverantwortlichen waren, die als Käufer auftraten, wobei sie das Feld wahrscheinlich erwarben, nachdem Judas darauf gestorben war. Sie wandelten das Grundstück in eine Begräbnisstätte für »Fremde« – höchstwahrscheinlich Heiden oder Ausgestoßene – um.

Dieser Grundstückskauf schien ein Akt der Barmherzigkeit zu sein, entpuppte sich aber in Wirklichkeit als ungeheuerliche, ihresgleichen suchende Heuchelei. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich die Mitglieder des Hohen Rats in ihrem Vorgehen gegen Jesus kaum um juristische Korrektheit gekümmert. Sie hatten praktisch jeden Rechtsgrundsatz verletzt, um zu einem Schuldspruch gegen Jesus zu kommen. Sie hatten aus dem Tempelschatz Geld genommen, um Judas für den Verrat seines Meisters zu entlohnen. Doch bei der Frage, ob sie dieses Blutgeld in den Tempelschatz zurücklegen konnten, schienen sie plötzlich Skrupel zu haben. (Möglicherweise lag dieser Tatsache derselbe Aberglaube wie im Falle des Judas zugrunde. Demzufolge brachten sie den Fluch aus 5. Mose 27,25 mit den Silbermünzen als vermeintlichem Fluchobjekt in Verbindung, ohne zu verstehen, dass es der Verrat selbst war, der den Fluch bedingte.)

Die Priester sprachen sich selbst das Urteil, als sie zugaben, dass die Silberlinge »Blutgeld« seien. Im Grunde bekannten sie damit, dass das Geld (nach dem Wortlaut von 5. Mose 27,25) »ein Bestechungsgeschenk (war) ... um jemanden zu erschlagen, unschuldiges Blut zu vergießen«. In krassem Gegensatz zu Judas schienen diese Männer hinsichtlich der bösen Tat, die sie auszuführen gedachten, keinerlei Gewissensbisse zu haben. »Was geht das uns an?« lautete ihre spöttische Erwiderung auf Judas' Worte.

Ihnen ging es allein um den äußeren Schein. Darin bestand der fortwährende Fehler eines Großteils der Schriftgelehrten, Pharisä-

er, Sadduzäer und anderer religiöser Führer des jüdischen Volkes zur Zeit Jesu. Sie hatten die äußere Einhaltung des Gesetzes vervollkommen. Sie verstanden es meisterhaft, in den Augen anderer Menschen als heilig zu gelten. Ihre Kleidung, ihr Verhalten und ihre religiösen Zeremonien zielten ausnahmslos darauf ab, den *Anschein* von Heiligkeit zu erwecken. Dabei vernachlässigten sie jedoch wichtigere Dinge – insbesondere wahre, innere Gerechtigkeit. Sie waren Heuchler. Jesus wies sie zurecht, weil sie das Äußere ihrer Becher zwar reinigten, diese aber inwendig weiterhin voller Verdorbenheit waren. Er verglich sie mit getünchten Gräbern, die äußerlich hell und sauber aussahen, im Inneren aber voller Tod und Verunreinigung waren:

Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, Heuchler! Denn ihr reinigt das Äußere des Bechers und der Schüssel, inwendig aber sind sie voller Raub und Unenthaltbarkeit. Blinder Pharisäer! Reinige zuerst das Inwendige des Bechers und der Schüssel, damit auch sein Auswendiges rein werde. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, Heuchler! Denn ihr gleicht übertünchten Gräbern, die von außen zwar schön scheinen, inwendig aber voll von Totengebeinen und aller Unreinigkeit sind. So scheint auch ihr von außen zwar gerecht vor den Menschen, von innen aber seid ihr voll Heuchelei und Gesetzlosigkeit (Matthäus 23,25-28).

Jesus hatte von Anfang an während seines öffentlichen Dienstes immer wieder Belehrungen zu diesem Thema weitergegeben. Das war z. B. die zentrale Botschaft seiner Bergpredigt, in der er lehrte, dass es beim göttlichen Sittengesetz in Wirklichkeit um das Herz und nicht um äußere Fragen wie Kleidung oder Riten bzw. das Verhalten in der Öffentlichkeit geht (Matthäus 6).

Die Mitglieder des Hohen Rats, die Christus verurteilten, verkörperten die ungeheuerliche Heuchelei, der er stets widerstanden hatte. In ihrer Scheinheiligkeit lehnten sie es ab, Blutgeld unter den

Augen der Öffentlichkeit in den Tempelschatz zu legen. Es plagten sie aber keine Schuldgefühle, als sie Judas *insgeheim* das Blutgeld aus dem Tempelschatz auszahlten. Ihnen ging es nicht um die eigene furchtbare Schuld, sondern nur darum, wie sie äußerlich auf andere wirkten. Sie hatten keine Zeit, über Jesu Unschuld nachzudenken (»Was geht das uns an?«). Vielmehr waren sie zu sehr damit beschäftigt, den Anschein zu erwecken, er habe den Tod verdient. Solange sie ihr unheilvolles Komplott mit dem Mantel eines Anscheins der Legitimität verhüllen konnten, waren sie jederzeit bereit, ihr sündiges Vorhaben zu verfolgen. Sie würden alles in ihrer Macht Stehende tun, um den Anschein zu erwecken, dass Jesus schuldig sei, während sie gerecht seien. Natürlich wussten sie sehr genau, dass in Wirklichkeit das Gegenteil zutraf.

Jetzt unternahmen sie den Versuch, die Römer in das gegen Jesus gerichtete Mordkomplott einzubeziehen.





## Kapitel 9

Der Statthalter ... antwortete und sprach zu ihnen: »Welchen von den beiden wollt ihr, dass ich euch losgebe?« Sie aber sprachen: »Barabbas!« Pilatus spricht zu ihnen: »Was soll ich denn mit Jesus tun, der Christus genannt wird?« Sie sagen alle: »Er werde gekreuzigt!«

Matthäus 27,21-22

### Was soll ich mit Jesus tun?

Unmittelbar nach der frühmorgendlichen Verhandlung, in der die Mitglieder des Hohen Rats das gegen Jesus gefällte Todesurteil bestätigten, banden sie ihn und führten ihn zum römischen Statthalter von Judäa, Pontius Pilatus, ab (Matthäus 27,2).

Bei allen Strafrechtsfällen in Judäa war Pilatus die letztendliche Zustimmung bzw. Ablehnung vorbehalten (entweder direkt oder durch die ihm unterstehenden Gerichte). Der Hohe Rat stellte ein religiöses und kein ziviles Gericht dar. Seine Rechtsprechung erstreckte sich auf Fragen, die unmittelbar die jüdische Religion betrafen. Die Ratsmitglieder waren nicht befugt, irgendjemanden ohne vorherige römische Zustimmung zu töten (Johannes 18,31) – auch dann nicht, wenn das alttestamentliche Gesetz die Todesstrafe vorschrieb. Dies bedeutete, dass man vielen moralischen und religiösen Normen des Alten Testaments nicht mit dem entsprechenden biblischen Strafmaß Geltung verschaffen konnte. Die Römer billigten selten die Todesstrafe, wenn es um Ehebruch, Homosexualität, Gotteslästerung, falsche Prophetie oder um andere moralische bzw. religiöse Verfehlungen ging.

Gegen diese Politik als römischem Eingriff in die jüdische Religion – und als Affront gegenüber dem Gesetz Gottes – gab es weithin große Vorbehalte. Hauptsächlich an diesen Punkten kam es immer

wieder zu Spannungen zwischen dem Hohen Rat und der römischen Obrigkeit. Trotzdem waren die Mitglieder des Hohen Rats bei dieser Gelegenheit darauf bedacht, die römische Zustimmung zu Jesu Tod einzuholen, weil dies dazu beitragen würde, ihr Vorgehen zu legitimieren. Vielleicht dachten sie, dass sie die römische Obrigkeit auf listige Weise irgendwie dazu bringen konnten, Jesus zu töten, so dass sein Blut nicht an ihren Händen kleben würde.

Obwohl Pilatus ihnen ursprünglich die Zustimmung zu dem von ihnen gefällten Todesurteil verweigerte, beschloss er letztendlich, dass es für ihn politisch zweckmäßig sei, Jesus zu töten. Pilatus' politische Ambitionen hatten somit Vorrang vor seinen wie auch immer gearteten moralischen Überzeugungen, die er vielleicht gehabt hatte. Daher unterzeichnete er schließlich den Befehl zur Hinrichtung Jesu.

Innerhalb von achtzehn Stunden nach seiner Gefangennahme war Jesus zwei Gerichtsprozessen mit jeweils drei Verhandlungsgängen unterworfen. In seiner Verhandlung vor dem Hohen Rat hatte es drei Vernehmungen gegeben – eine vor Hannas, eine nächtliche vor dem Hohen Rat unter Vorsitz des Kaiphas und eine frühmorgendliche, bei der das formelle Urteil endgültig festgelegt wurde. Auch vor der zivilen Obrigkeit gab es drei Verhandlungsgänge: Erst wurde Christus Pilatus überstellt, dann zu Herodes gesandt und schließlich nochmals vor Pilatus gebracht.

Die in Jerusalem befindliche Residenz des Pilatus war als Prätorium bekannt. Sie umfasste nicht nur seinen Amtssitz, sondern auch den Gerichtssaal, in dem er in allen vor ihn gebrachten Fällen Recht sprach. Wo sie sich befand, ist umstritten. Entweder lag sie neben dem Palast des Herodes oder – was wahrscheinlicher ist – direkt nördlich des Tempelgeländes neben der Burg Antonia, wo die Fäden der militärischen Macht Roms in Jerusalem zusammenliefen. Pilatus' *ständige* Residenz befand sich dagegen in Cäsarea, einer Stadt nordwestlich von Jerusalem, an der israelischen Mittelmeerküste gelegen. Da er jedoch zu den jüdischen Festen nach Jerusalem kam, hielt er sich während des Passah in der Hauptstadt auf.

## Anklage der Menge

Es war noch immer sehr früh an diesem Freitagmorgen – vermutlich vor 5 Uhr –, als die Mitglieder des Hohen Rats im Prätorium ankamen und Jesus gebunden mitführten. Da Pilatus im Voraus nichts von ihrem Kommen wissen konnte, musste er wahrscheinlich geweckt werden, um zu einer solch ungewöhnlichen Stunde ihren Fall anzuhören.

Johannes 18,28-29 beschreibt einleitend das Geschehen folgendermaßen: »Sie führen ... Jesus von Kaiphas in das Prätorium; es war aber frühmorgens. Und sie gingen nicht hinein in das Prätorium, damit sie sich nicht verunreinigten, sondern das Passah essen könnten. Pilatus ging nun zu ihnen hinaus.« Er hatte vermutlich von der Säulenhalle oder vom Balkon der Residenz aus zu ihnen gesprochen.

Weil es damals – wie wir in Kapitel 2 gesehen haben – zwei unterschiedliche Methoden der Tageseinteilung gab, konnte man das Passah über einen Zeitraum von zwei Tagen hinweg feiern. Galiläische Juden zählten ihre Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenaufgang, so dass ihr Passah (der 14. Nisan) auf Donnerstag fiel. Deshalb hatten Jesus und die Jünger das Passahmahl bereits am Abend zuvor eingenommen. In Judäa jedoch, wo man nach Art der Sadduzäer die Tage von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang zählte, war der 14. Nisan ein Freitag. Daher würden die meisten jüdischen Juden das Passahmahl erst am Abend dieses noch jungen Tages einnehmen. Die Mitglieder des Hohen Rats würden daher Pilatus' Residenz nicht betreten, weil man sich nach rabbinischer Tradition (nicht nach biblischen Aussagen) zeremoniell verunreinigte und das Passahfest nicht feiern konnte, wenn man das Haus eines Heiden betreten hatte. Daher bestanden sie darauf, dass Pilatus zu ihnen herauskam.

Die Tatsache, dass sie in ihrer Scheinheiligkeit nicht in das Prätorium hineingingen, gehörte im Grunde zur Absicht des Hohen Rats: Sie wollten Pilatus gegenüber politisch gesehen im Vorteil sein. Sie waren bewusst als größere Menge (Lukas 23,1) und zu einer solch

frühen Stunde an einem Festtag gekommen, um die äußerste Dringlichkeit ihres Anliegens zu verdeutlichen. Sie hatten einen Fall, der keinen Aufschub duldete. Pilatus erkannte, dass dies eine äußerst gefährliche und brisante Situation war: Erstens war es früh am Morgen. Zweitens bestanden die Ratsmitglieder darauf, dass dieser Fall erledigt wurde, bevor sie ihr Fest feierten. Und drittens war da der Trick, draußen zu warten und Pilatus zum Hinausgehen zu veranlassen. Die Ratsmitglieder hofften zweifellos, dass Pilatus sich einfach nach all ihren Anweisungen richten würde, weil es für ihn offensichtlich vorteilhaft war, die führenden Priester während der Festtage und angesichts so vieler jüdischer Pilger in der Stadt bei Laune zu halten.

Doch Pilatus war nicht bereit, sich so leicht zu ihrer Marionette machen zu lassen. Er wollte ihr gegen Jesus gefällttes Urteil nicht hinnehmen, ohne zunächst die formelle Anklage gehört zu haben. Daher fragte er sie: »Welche Anklage bringt ihr gegen diesen Menschen vor?« (Johannes 18,29).

Bei ihrer Erwiderung wichen sie einer eindeutigen Aussage bewusst aus. Obwohl sie Jesus eigentlich aufgrund von Gotteslästerung verurteilt hatten, wussten sie, dass eine solche Anklage allein normalerweise nicht ausreichen würde, um Pilatus' Zustimmung zu einer Hinrichtung zu erlangen. Daher heißt es: »Sie antworteten und sprachen zu ihm: ›Wenn dieser nicht ein Übeltäter wäre, würden wir ihn dir nicht überliefert haben« (V. 30).

Die Arroganz dieser Erwiderung ist erstaunlich. Die Ratsmitglieder forderten im Grunde Pilatus auf, Jesus zu nehmen und hinzurichten, ohne irgendwelche Fragen im Hinblick darauf zu stellen, wessen er angeklagt oder warum er verurteilt worden war. Sie taten so, als würde Pilatus ihre Wahrhaftigkeit in Zweifel ziehen, indem er versuche, die gegen Jesus gerichteten Anklagen zu prüfen. In Wirklichkeit gehörte Pilatus' Frage jedoch zu den wenigen, rechtlich einwandfreien Methoden, die in all den Verhandlungen gegen Jesus angewandt wurden. Pilatus lehnte es ab, die Verhandlung gegen Jesus zu führen, bevor er die Anklage gehört hatte.

Die dreiste Erwiderung der Ratsmitglieder hatte jedoch offensichtlich die gewünschte Wirkung auf Pilatus, denn es heißt: »Da sprach Pilatus zu ihnen: ›Nehmt *ihr* ihn und richtet ihn nach eurem Gesetz« (V. 31). Im Grunde gab er ihnen damit die Zustimmung für alles, was sie von ihrem Gesetz her mit Jesus zu tun gedachten. Aller Wahrscheinlichkeit nach nahm Pilatus an, dass sie sein zustimmendes Nicken bereitwillig akzeptieren und Jesus sofort beiseite nehmen würden, um ihn zu steinigen. Im Grunde gab er den Ratsmitgliedern damit zu verstehen, dass Rom ein Auge zudrücken würde, wenn sie Jesus bei dieser Gelegenheit wegen seiner angeblichen Verbrechen gegen den jüdischen Glauben töten wollten. Pilatus lag offensichtlich nichts daran, die Ratsmitglieder bei dieser Gelegenheit zu verärgern.

Doch der Hohe Rat war mit Pilatus' stillschweigender Zustimmung zu einer Steinigung Jesu nach jüdischer Art nicht zufrieden. Sie wollten vielmehr eine Hinrichtung durch die Römer. Dies hatten sie aus mehreren Gründen so geplant. Wie Pilatus hatten sie Angst vor der Volksmeinung (Matthäus 26,5). Die ganze Zeit über waren die Ratsmitglieder darauf bedacht gewesen, sich der Verantwortung für ihre Taten zu entziehen. Würden sie ihn nun eigenhändig steinigen, wäre diese Strategie endgültig gescheitert. Indem sie Jesus den Römern überstellten, war ihr Komplott auch von dieser Seite her abgesichert. Außerdem besagte eine Tradition, dass sie verunreinigt gewesen wären, wenn sie Jesus vor dem Essen des Passah gesteinigt hätten – ähnlich jener Überlieferung, die ihnen untersagte, am Fest teilzunehmen, nachdem sie das Haus eines Heiden betreten hatten. Und nun, da die Umsetzung ihrer gegen ihn gerichteten Verschwörung so schnell vorankam, hatten sie offensichtlich beschlossen, die Hinrichtung nicht auf die Zeit nach dem Passah zu verschieben (vgl. Matthäus 26,5). Daher waren sie entschlossen, Pilatus zum Vollstrecker ihres Mordplans zu machen. Nachdem sie gesehen hatten, wie schnell er in die Defensive geriet, wurde ihre Entschlossenheit nur noch größer.

Deshalb sagten sie zu Pilatus: »Es ist uns nicht erlaubt, jemanden zu töten« (Johannes 18,31). Sie erinnerten Pilatus an genau jene

Beschränkung, die ihnen so sehr missfiel. In diesem Fall waren sie entschlossen, sie zu ihrem Vorteil auszunutzen, indem sie Pilatus weiter in die Defensive drängten, bis er zustimmte, Jesus durch ein römisches Kommando töten zu lassen.

Mit alledem ging natürlich der Plan Gottes erneut vollkommen in Erfüllung. Indem sie auf einer Hinrichtung durch die Römer bestanden, wurden die Ratsmitglieder unwissentlich zu Erfüllungsgehilfen von V. 32: »... damit das Wort Jesu erfüllt würde, das er sprach, um anzudeuten, welches Todes er sterben sollte.« Jesus hatte seinen Jüngern einst gesagt: »Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und der Sohn des Menschen wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überliefert werden, und sie werden ihn zum Tode verurteilen, und sie werden ihn den Nationen überliefern, um ihn zu verspotten und zu geißeln und zu kreuzigen« (Matthäus 20,18-19). Er hatte viele Male von seinem Sterben an einem Kreuz – einem römischen Hinrichtungswerkzeug – gesprochen. Indem sie Jesus den Römern zur Hinrichtung überstellten, ließen die Ratsmitglieder Jesu eigene Worte in Erfüllung gehen.

Doch Pilatus bestand darauf, zunächst die Anklage gegen Jesus zu hören. Wenn die Mitglieder des Hohen Rats daher die Hinrichtung durch Pilatus erreichen wollten, mussten sie jetzt überzeugendere Anklagen gegen ihn vorbringen. Sie würden ihn jener Verbrechen anklagen müssen, die eher zur Einschaltung der römischen Justiz führen würden als die Anklage wegen Gotteslästerung. Daher erfanden sie rasch neue, gegen ihn gerichtete Anklagen wegen Volksverhetzung. Lukas schreibt: »Sie fingen aber an, ihn zu verklagen, und sagten: ›Diesen haben wir befunden als einen, der unsere Nation verführt und wehrt, dem Kaiser Steuer zu geben, indem er sagt, dass er selbst Christus, ein König, sei« (Lukas 23,2). Mit anderen Worten: Sie stellten ihn Pilatus gegenüber als Aufrührer dar, der das Volk bewusst gegen das römische Steuerwesen aufwiegelte und sich selbst als Messias ausgab.

Keiner dieser Aufwiegelungsvorwürfe stimmte jedoch – was Pilatus eindeutig wusste (vgl. Matthäus 27,18). Wenn es irgendeine reale Grundlage für solche Anklagen gegeben hätte, wäre Pilatus zweifellos zuerst darauf aufmerksam geworden. Außerdem wusste

Pilatus, dass der Hohe Rat ihn nicht wegen Verbrechen wie diese bemühen würde. Schließlich war es allgemein bekannt und eine weit verbreitete Tatsache, dass es unter den jüdischen Führern selbst Widerstand gegen das römische Steuerwesen gab. Sie hatten einst versucht, Jesus bei der Frage nach der Entrichtung von Steuern an den Kaiser zu fangen. Damals hatte er mit jener bekannten Aussage geantwortet, die sie über seine Weisheit staunen ließ: »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist« (Markus 12,17). Daher waren die gegen ihn vorgebrachten Anklagen Lügen. Jesus hatte nie versucht, ein politisches, romfeindliches Reich aufzurichten. Das Gegenteil war der Fall (vgl. Johannes 6,15).

## Pilatus' Urteil

An dieser Stelle beschloss Pilatus, Jesus in das Prätorium zu bringen und zu verhören. Matthäus, Markus und Lukas berichten ausnahmslos sehr kurz über die Vernehmung: »Jesus aber wurde dem Statthalter vorgeführt. Und der Statthalter fragte ihn und sprach: ›Bist du der König der Juden?‹ Jesus aber sprach zu ihm: ›Du sagst es« (Matthäus 27,11).

Johannes berichtet ausführlicher über das Gespräch, das dabei zustande kam:

Pilatus ging nun wieder hinein in das Prätorium und rief Jesus und sprach zu ihm: »Bist du der König der Juden?« Jesus antwortete: »Sagst du dies von dir selbst, oder haben dir andere von mir gesagt?« Pilatus antwortete: »Bin ich etwa ein Jude? Deine Nation und die Hohenpriester haben dich mir überliefert. Was hast du getan?« Jesus antwortete: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt; wenn mein Reich von dieser Welt wäre, so hätten meine Diener gekämpft, damit ich den Juden nicht überliefert würde, jetzt aber ist mein Reich nicht von hier.« Da sprach Pilatus zu ihm: »Also *du* bist ein König?« Jesus antwortete: »Du sagst es, dass ich ein König bin. Ich bin dazu

geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit Zeugnis gebe. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme« (Johannes 18,33-37).

Pilatus wusste ganz genau, dass die vom Hohen Rat gegen Jesus erhobenen Anklagen unbegründet waren. Er befand sich jedoch in einem Dilemma. Einerseits konnte er es sich nicht leisten, den Hohen Rat zu verärgern. Andererseits wollte er sich nicht zu dessen Marionette machen lassen. Damit, dass er Jesus hereinbrachte und ihn direkt befragte, verband er vielleicht die Hoffnung, die entsprechende Sachlage besser einschätzen zu können. So konnte er möglicherweise verstehen, warum Jesus nach Meinung des Hohen Rats eine solch akute Gefahr darstellte. Jesu Erwiderungen überzeugten Pilatus wahrscheinlich davon, dass die ganze Angelegenheit eine innerjüdische religiöse Auseinandersetzung war. Es lag auf der Hand, dass Jesus den Anspruch erhob, ein König zu sein. Doch es war genauso klar, dass sein »Reich« keine unmittelbare politische Bedrohung für Rom darstellte.

Das ganze Gespräch scheint nur Pilatus' Verzweiflung noch deutlicher gemacht zu haben. Er war offensichtlich überrascht und ziemlich verwundert, als Jesus seine erste Frage mit einer Gegenfrage beantwortete. Pilatus konterte mit einer weiteren Frage und forderte dann von Jesus eine Erklärung im Hinblick darauf, was er denn getan hatte, dass der Hohe Rat ihm so feindlich gesinnt war. Jesus reagierte darauf, indem er Pilatus' erste Frage in einer Weise beantwortete, die für Pilatus den Anschein des Rätselhaften gehabt haben muss. Er konnte nicht verstehen, was Jesus mit einem Reich meinte, das »nicht von dieser Welt« ist. Noch weniger verstand er, was er mit »Wahrheit« meinte.

»Pilatus spricht zu ihm: ›Was ist Wahrheit?«« (Johannes 18,38). Dies war eine rhetorische Frage, die lediglich den äußerst großen Verdross des Pilatus ausdrückte. Sie ließ auch den zynischen Pragmatismus des Pilatus in Wahrheitsfragen erkennen. »Wahrheit« wurde für Pilatus nach dem Nützlichkeitsprinzip definiert. Er war bereit, alles als »Wahrheit« gelten zu lassen, was seine politischen Ziele förderte. An andersartiger Wahrheit war er nicht interessiert –



insbesondere nicht an *geistlicher* Wahrheit. Er hatte die Frage nicht gestellt, weil er eine Antwort suchte. Immerhin stand derjenige, der die Wahrheit in Person war, vor ihm. Wenn Pilatus ein ernsthafter Wahrheitssucher gewesen wäre, hätte er nur anklopfen müssen, und die Tür wäre ihm aufgetan worden (vgl. Matthäus 7,7-8). Pilatus ging es aber in Wirklichkeit darum, einen Weg aus dem politischen Dilemma zu finden, in das ihn der Hohe Rat gebracht hatte.

Pilatus' wirkliche Haltung gegenüber der »Wahrheit« wird in der Tatsache deutlich, dass er nicht einmal eine Erwiderung abwartete. »Und als er dies gesagt hatte, ging er wieder zu den Juden hinaus und spricht zu ihnen: ›Ich finde keinerlei Schuld an ihm‹« (Johannes 18,38).

Bis zu diesem Zeitpunkt scheint die Menge vor dem Prätorium immer größer geworden zu sein. Vielen Bürgern Jerusalems kann kaum entgangen sein, wie die gesamten Ratsmitglieder mit dem gebundenen Jesus durch die Straßen zogen und dann vor Pilatus' Residenz standen, während Jesus von ihm drinnen verhört wurde. Bald verbreiteten sich entsprechende Gerüchte in der ganzen Stadt, so dass viele herzukamen, um herauszufinden, worum es bei dem frühmorgendlichen Lärm ging. Die Ratsmitglieder waren bestens darauf vorbereitet, Brunnenvergiftung zu betreiben und die Öffentlichkeit gegen Jesus aufzuwiegeln, indem sie ihn betreffende Gerüchte und Anschuldigungen verbreiteten, während immer mehr Menschen zusammenliefen. Aufgrund des natürlichen Misstrauens des Volkes gegenüber der römischen Obrigkeit und des Widerwillens des Pilatus, das Anliegen des Hohen Rats zu erfüllen, mag die gegen Jesus gerichtete Stimmung noch angeheizt worden sein. Außerdem berichtet Lukas, dass die Mitglieder des Hohen Rats in ihren Anklagen gegen ihn »noch ungestümer« wurden (Lukas 23,5; Luther '56 und '84).

## Jesu Schweigen

Zu diesem Zeitpunkt wurde Jesus auf dem Balkon des Prätoriums – direkt neben Pilatus stehend – wahrscheinlich von römischen Solda-

ten bewacht. Matthäus schreibt: »Und als er von den Hohenpriestern und den Ältesten angeklagt wurde, antwortete er nichts. Da spricht Pilatus zu ihm: ›Hörst du nicht, wie vieles sie gegen dich vorbringen?‹ Und er antwortete ihm auch nicht auf ein einziges Wort, so dass der Statthalter sich sehr verwunderte« (Matthäus 27,12-14).

Pilatus wusste sehr wohl, dass Jesus sich keines der Vergehen hatte zuschulden kommen lassen, derer sie ihn anklagten. Er konnte erkennen, dass die Ratsmitglieder von Neid getrieben wurden (V. 18). Er hatte Jesus verhört und keine Schuld an ihm gefunden. Er hatte bereits in der Öffentlichkeit Jesu Unschuld verkündet. Der Fall hätte abgeschlossen werden können. Pilatus hätte Jesus freilassen und die aufgebrauchte Menge zerstreuen sollen. Er fürchtete aber noch immer zu sehr die politischen Auswirkungen, die eine Kränkung des Hohen Rats mit sich gebracht hätte.

In zahllosen gegen Verbrecher geführten Prozessen war Pilatus der Richter gewesen. Er hatte Hunderte – vielleicht sogar Tausende – angeklagter Verbrecher gesehen. Sie *alle* – unschuldige und schuldige gleichermaßen – hatten bei jeder Gelegenheit nachdrücklich ihre Unschuld beteuert. Niemals zuvor war Pilatus jemandem begegnet, auf den das Urteil »unschuldig« so vollkommen zutraf und der dennoch darauf verzichtete, zu seiner Verteidigung zu sprechen. Pilatus war über das gelassene und majestätische Schweigen Jesu erstaunt und verwundert. Im Grunde wünschte er, dass Jesus es seinen Anklägern verbal gehörig zurückgab. Doch Jesus blieb still.

Was gab es noch zu sagen? Wer sollte noch überzeugt werden? Bei welchen der vorliegenden Anklagen lohnte sich die Beantwortung noch? Pilatus hatte ihn bereits von jedem Fehlverhalten freigesprochen. Und auch die Mitglieder des Hohen Rats wussten von seiner Unschuld – selbst wenn sie weiterhin entschlossen waren, ihn zu töten. Weil es an dieser Stelle nichts bewirkt hätte, wenn Jesus zu seiner Verteidigung gesprochen hätte, schwieg er.

Erneut stellte dies alles eine vollkommene Erfüllung des göttlichen Plans dar. Hunderte Jahre zuvor schrieb Jesaja davon, dass Christus sich selbst opfern würde: »Er wurde misshandelt, aber *er*

beugte sich und tat seinen Mund nicht auf wie das Lamm, das zur Schlachtung geführt wird, und wie ein Schaf, das stumm ist vor seinen Scherern; und er tat seinen Mund nicht auf« (Jesaja 53,7).

## **Pilatus' Dilemma**

Warum löste Pilatus die Verhandlung nicht einfach sofort auf, indem er jeden Beteiligten nach Hause schickte? Weil die Ratsmitglieder ihn in ein sehr gefährliches Dilemma gebracht hatten. Er konnte es sich nicht leisten, sie zu kränken. Sowohl seine Rechtsprechung als auch seine Eignung als Statthalter von Judäa waren durch seine Vorgesetzten in Rom bereits in Frage gestellt worden. Es war allgemein bekannt, dass der religiöse und politische Eifer der Juden Judäa zu einer derjenigen Provinzen im gesamten Römischen Reich werden ließ, die am schwierigsten zu regieren waren. Dieses Amt erforderte einen Staatsmann mit äußerst viel Erfahrung, Taktgefühl, ausgewogenem Urteilsvermögen und einem eisernem Willen. Nachdem Pilatus vier Jahre in Judäa geherrscht hatte, waren sich viele Angehörige des römischen Senats nicht sicher, ob er wirklich geeignet war, der dortige Statthalter zu sein.

Josephus berichtet, dass Pilatus sich bereits kurz nach seinem Amtsantritt falsch verhielt, als er beschloss, mit einer altbewährten römischen Politik zu brechen und seine Truppen mit ihren Standarten – die das Bild des Kaisers trugen – in der Stadt Jerusalem einmarschieren zu lassen. Frühere Statthalter hatten davon abgesehen, irgendwelche Feldzeichen oder Wappen mit dem Bild des Kaisers in die Stadt zu bringen. Sie berücksichtigten die tiefe Überzeugung der Juden, dass solche Bilder Ausdruck des Götzendienstes waren und direkt gegen das zweite Gebot verstießen. Pilatus trat sein Amt jedoch mit der Überzeugung an, dass die Zeit gekommen sei, in Jerusalem der Politik Geltung zu verschaffen, die sonst überall im Reich praktiziert wurde. Auf seinen Befehl hin brachten die Soldaten ihre Standarten kurz nach seinem Amtsantritt eines Nachts im Schutz der Dunkelheit in die Stadt. Als alle Jerusalemer am nächsten Morgen

erwachten, bot sich ihnen ein anstößiges Bild: Sie sahen römische Soldaten, die das kaiserliche Bild trugen.

Die Menschen in Jerusalem waren wütend. Eine große Menge Demonstranten begab sich nach Cäsarea (wo Pilatus residierte), um ihren Widerstand gegen seine Maßnahme zu bekunden. Sie flehten ihn an, die Bilder aus Jerusalem zu entfernen. Pilatus, ein schnell zornig werdender und unerbittlicher Mann, hatte keinerlei Verständnis für die religiösen Bedenken der Juden. Über einen Boten ließ er seine Absicht erklären, die Bilder hängen zu lassen. Er weigerte sich sogar fünf Tage lang, die Demonstranten zu empfangen. Als die Menge hart blieb, stimmte Pilatus, aufs Höchste erzürnt, einer Begegnung mit ihren Vertretern im Amphitheater der Stadt zu. Dies war jedoch nur ein Trick, um die Demonstranten geschlossen in eine Falle zu locken. Nachdem diese sich dort befanden, befahl Pilatus seinen Soldaten, die Menge zu umzingeln. Dann drohte er, dass sie alle enthauptet werden würden, wenn sie nicht aufhörten und aufgäben. Dies war eine törichte und unüberlegte Drohung. Auf keinen Fall konnte Pilatus ein solches Massaker ausführen lassen. Doch was die Angehörigen des Volkes Israel betraf, so waren sie vollkommen bereit zu sterben, statt die Verunreinigung ihrer heiligen Stadt durch römische Bilder zuzulassen, selbst wenn Pilatus seine Drohung wahr machen würde. Viele von ihnen entblößten bewusst ihren Hals und fielen vor den mit Schwertern bewaffneten Soldaten zu Boden.

Pilatus war gezwungen nachzugeben und ließ die Standarten mit dem kaiserlichen Bild aus Jerusalem entfernen. Doch weder der römische Senat noch die Untertanen des Pilatus waren mit seinem Verhalten zufrieden. Obwohl er von Rom nach Jerusalem gesandt worden war, um den Frieden zu erhalten, hätte er bei einer seiner ersten Amtshandlungen fast einen Aufstand provoziert. Außerdem wäre es aufgrund seines hitzigen Temperaments und seines mangelnden Taktgefühls in der konkreten Situation fast zu einem Massaker gekommen. Die Untertanen des Pilatus waren unzufrieden. Doch der Vorfall schien Pilatus' Hass gegenüber der jüdischen Religion zu

verstärken, und er verhielt sich während seiner Amtszeit bewusst oft so, dass die religiösen Führer der Juden provoziert wurden.

Bei einer Gelegenheit verwendete er beispielsweise Geld aus dem Tempelschatz für den Bau eines Aquädukts nach Jerusalem. Einige glaubten, dass seine wahre Absicht darin bestünde, ein Heer mit Wasser zu versorgen, das die Stadt belagern sollte. Ganz Jerusalem befand sich erneut in Aufruhr, der Widerstand gegen ihn wuchs. Als Pilatus das nächste Mal die Stadt besuchte, versammelte sich eine große Menge Demonstranten. Diesmal war Pilatus nicht so töricht wie zuvor, Drohungen auszusprechen, die er nicht ausführen konnte. Vielmehr unterdrückte er den Protest dadurch, dass er als Zivilisten verkleidete Soldaten unter die Menge sandte. Auf das Zeichen des Pilatus hin zogen sie ihre unter den Gewändern verborgenen Keulen sowie Schwerter hervor und zerstreuten die Menge mit Gewalt, wobei sie mehrere Menschen töteten.

Philo – ein hellenistisch-jüdischer Philosoph, der ein Zeitgenosse Jesu war – berichtete von einem Vorfall, bei dem Pilatus einige vergoldete Schilde anfertigen ließ und diese dem Tiberius – dem damaligen Kaiser – widmete. Er ließ sie in Herodes' Palast in Jerusalem aufhängen. (Der Palast hatte wahrscheinlich eine Mauer, die für solche Schilde als Ehrenobjekte vorgesehen war. So wurden damals in der Regel bestimmte Persönlichkeiten geehrt.) Laut Philo befand sich auf den Schilden lediglich eine Inschrift mit dem Namen der Person, die den Schild gespendet hatte, und der Name der zu ehrenden Person. Pilatus hatte offensichtlich jedoch eine Inschrift benutzt, die sich auf den Kaiser mit all seinen traditionellen Titeln bezog – zu denen eben auch der Titel »der Göttliche« zählte. Die Zurschaustellung der Schilde war für das jüdische Volk höchst anstößig. Doch diesmal drohten die jüdischen Führer damit, direkt zum Kaiser Tiberius zu gehen. Laut Philo formulierten sie ihre Drohung überaus wortgewandt und scharfsinnig:

Sucht keinen Anlass zum Aufruhr. Führt keinen Krieg gegen uns, zerstört nicht den bestehenden Frieden. Wer den Kaiser

ehrt, verunehrt nicht zur selben Zeit die alten Gesetze. Dies möge für euch kein Vorwand sein, unsere Nation zu schmähen. Tiberius wünscht nicht, dass irgendeines unserer Gesetze oder irgendeiner unserer Bräuche zunichte werden. Und wenn ihr dies bestreitet, dann zeigt uns die Beweise dafür – es sei ein Befehl von ihm, ein Brief oder etwas dergleichen. Dann werden wir, die wir zu euch als Boten gesandt sind, aufhören, euch zu belästigen, und unsere flehentlichen Bitten an euren Herrn richten.<sup>1</sup>

Pilatus war dadurch, dass die jüdischen Führer mit einem Gesuch an Tiberius drohten, aufgeschreckt und erzürnt. Daher schrieb er selbst an den Kaiser, indem er einen Bericht der Geschehnisse verfasste, wobei er offensichtlich versuchte, sich im besten Licht darzustellen. Doch Tiberius' Antwort hatte den von Pilatus am meisten gefürchteten Inhalt: Er war wegen dieser Angelegenheit wütend auf Pilatus. Philo schreibt dazu:

Sogleich schrieb [Tiberius] – ohne irgendetwas bis zum nächsten Tag aufzuschieben – einen Brief, in dem er [Pilatus] bitterste Vorhaltungen und Vorwürfe machte, weil er in einer beispiellosen Dreistigkeit und Boshaftigkeit gehandelt habe. Er befahl ihm, die Schilde unverzüglich abzunehmen und sie aus der Hauptstadt Judäas nach Cäsarea zu überführen.<sup>2</sup>

Indem Philo diesen Vorfall schildert, beschreibt er den Charakter des Pilatus – eine Beschreibung, die zweifellos den Ruf, den Pilatus unter den Juden hatte, ziemlich objektiv erfasst:

[Pilatus] fürchtete, dass [die jüdischen Führer] wirklich als Gesandtschaft zum Kaiser reisen und ihn wegen anderer

---

<sup>1</sup> Philo, *Legatio ad Gaium*, S. 301.

<sup>2</sup> Philo, *Legatio ad Gaium*, S. 305.

Einzelheiten seiner Amtsführung anklagen könnten – wegen seiner Korruption, seiner herausfordernden Unverschämtheit, seiner Raubtaten, seiner Gewohnheit, die Menschen zu beleidigen, seiner Grausamkeit sowie seiner fortgesetzten Hinrichtungen ohne Gerichtsverhandlung und Urteil sowie wegen seiner nicht endenden, willkürlichen und höchst bedauerlichen Unmenschlichkeit.<sup>3</sup>

Pilatus war eindeutig ein unerbittlicher und rücksichtsloser Statthalter. Lukas 13,1 erwähnt einen Zwischenfall mit Beteiligung von »Galiläern ... deren Blut Pilatus mit ihren Schlachtopfern vermischt hatte«. Damit ist wahrscheinlich gemeint, dass er sie im äußeren Vorhof des Tempels töten ließ, als sie sich in Jerusalem aufhielten, um eines der Feste zu feiern. Sie sind vielleicht besonders berücksichtigte Auführer gewesen oder haben sich in einer Art Aufstand als Aufwiegler betätigt. Wie dem auch sei: Damit zeigt sich ein weiteres Mal, warum Pilatus von seinen Untertanen so gehasst wurde.

Dennoch liegt auf der Hand, dass Pilatus inzwischen tief besorgt darüber sein musste, dass weitere Schritte des Tiberius folgen würden, wenn sein Verhalten das jüdische Volk erneut provozieren sollte. Ein ähnlich schwerer Zwischenfall konnte zu Pilatus' Amtsenthörung führen. Tatsächlich war es genau dieses Szenario, das schließlich eintrat: Nur wenige Jahre danach überredete ein falscher Prophet auf listige Weise eine religiöse Sekte der Samariter dazu, zu glauben, dass Mose die heiligen Gefäße des Zeltens der Begegnung auf dem Berg Garizim verborgen habe. Die Sekte begann, sich in einem Dorf in der Nähe dieses Berges zu versammeln, und hoffte dabei, die Gefäße zu sehen. Als Pilatus von diesem Zusammenkommen hörte, nahm er das Schlimmste an und befahl den römischen Truppen, Ermittlungen aufzunehmen. Er hielt die Sektierer für Anhänger einer aufständischen Bewegung. Es kam zu einem Gemetzel, bei dem Hunderte erschlagen wurden, die für Rom eigentlich

---

<sup>3</sup> Philo, *Legatio ad Gaium*, S. 302.

keinerlei Bedrohung darstellten. Die Samariter appellierten an den römischen Legat in Syrien (den unmittelbaren Vorgesetzten des Pilatus). Daraufhin wurde Pilatus nach Rom gerufen, wo er sich wegen der gegen ihn vorgebrachten Beschwerden verantworten sollte. Noch bevor die erste Anhörung stattfand, starb jedoch Tiberius. Historisch gesehen ist über das weitere Leben des Pilatus nichts weiter bekannt. Der Legende nach soll er Selbstmord begangen haben.

## Herodes ist am Zug

Es war offenkundig, dass sich Pilatus in einem schweren politischen Dilemma befand, als Christus als Angeklagter vor ihm stand. Er hatte im Hinblick auf Jesus keinen berechtigten Hinrichtungsgrund und konnte es sich dennoch nicht leisten, die jüdischen Führer mit einer Angelegenheit zu erzürnen, die sie eindeutig als dringend ansahen. Die Ratsmitglieder ihrerseits waren entschlossen, ihre gegen Jesus gerichteten Anklagen durchzudrücken, und wussten, welches Druckmittel sie bei Pilatus hatten: Dieser konnte keine weiteren negativen, nach Rom gesandten Rückmeldungen gebrauchen.

Plötzlich kam Pilatus ein Gedanke, der ihm helfen konnte, sich aus diesem Dilemma zu befreien. Er kam darauf, als jemand während einer der vielen Anklagen, die man gegen Jesus vorbrachte, sagte: »Er wiegelt das Volk auf und lehrt durch ganz Judäa hin, angefangen von Galiläa bis hierher« (Lukas 23,5). Galiläa lag außerhalb der Gerichtshoheit des Pilatus. Es gehörte zu jener Region, die von Herodes Antipas regiert wurde. Pilatus erkannte, dass er die ganze Auseinandersetzung an Herodes abgeben könnte, da Jesus ein Galiläer war. Herodes selbst befand sich aufgrund des Passahfestes ebenfalls in der Stadt. Lukas schreibt:

Als aber Pilatus von Galiläa hörte, fragte er, ob der Mensch ein Galiläer sei. Und als er erfahren hatte, dass er aus dem Machtbereich des Herodes sei, sandte er ihn zu Herodes, der auch selbst in jenen Tagen in Jerusalem war. Als aber Hero-



des Jesus sah, freute er sich sehr; denn er wünschte schon seit langer Zeit, ihn zu sehen, weil er vieles über ihn gehört hatte, und er hoffte, irgendein Zeichen durch ihn geschehen zu sehen (V. 6-8).

Herodes' einziges Interesse an Jesus war von reiner Neugier bestimmt. Er hatte von den vielen Wundern gehört, die Jesus in ganz Galiläa getan hatte. Lange hatte er gehofft, Jesus als Wundertäter selbst erleben zu können. Für Herodes war Jesus offensichtlich ein Mensch, der hauptsächlich Unterhaltung bieten konnte. Dennoch war er darauf bedacht, ihn zu sehen.

Daher ließ Pilatus Jesus in den Palast des Herodes abführen. Es war eine kurze Wegstrecke durch die engen Straßen der Stadt. Inzwischen war fast die ganze Stadt erwacht. Der von Soldaten begleitete Zug, die Anwesenheit des Hohen Rats und die immer größer werdende Menge führten dazu, dass noch mehr Menschen herbeiströmten, um zu sehen, was geschah. Die Gerüchte hatten sich in ganz Jerusalem verbreitet. Jesus stand vor Gericht. Massen von Schaulustigen kamen, um sich selbst ein Bild zu machen.

Keiner war neugieriger oder mehr darauf bedacht, Jesus zu sehen, als Herodes. Herodes Antipas war derselbe Angehörige der Herodianer-Dynastie, der einige Jahre zuvor Johannes den Täufer getötet hatte (Matthäus 14,1-12). Sein Hauptpalast befand sich in der Stadt Tiberias, einer atemberaubenden, imposanten, neuen Stadt am Westufer des Sees Genezareth. Sie lag nur etwa 16 km von Kapernaum entfernt – jenem Ort, in dem Petrus wohnte und Jesus während seines öffentlichen Wirkens sich am häufigsten aufhielt. Herodes selbst hatte Tiberias weniger als zehn Jahre zuvor aufbauen lassen. Er hatte die Stadt zu Ehren des Kaisers benannt. Josephus berichtet, dass ein antiker Friedhof freigelegt wurde, als man die Fundamente der Stadt ausschachtete. Daher wurde die Stadt zur Zeit Jesu als unrein angesehen, so dass kein gesetzestreuer Jude sie je betreten würde. Die Stadt wurde hauptsächlich von Römern und anderen Ausländern bewohnt.

Obwohl sich Jesu Dienst auf ganz Galiläa erstreckte, wird in der Schrift nicht erwähnt, dass er jemals Tiberias besuchte. Vielleicht hatte Jesus bewusst Abstand von Herodes gehalten. Herodes' Palast in Tiberias war höchstwahrscheinlich diejenige Stätte, an der Johannes der Täufer enthauptet wurde. Es gab Gerüchte, wonach Herodes versuchte, auch Jesus zu töten. Und obwohl es stimmt, dass Jesus sich durch Herodes nicht einschüchtern ließ, wusste er, dass er in Jerusalem sterben musste, damit die Schriften erfüllt würden (Lukas 13,31-33). Obwohl daher Herodes und Jesus mehrere Jahre lang ziemlich dicht nebeneinander gelebt hatten und Herodes genau wusste, dass Jesus im Volk angesehen war, bot sich Herodes hier die erste Gelegenheit, Jesus mit eigenen Augen zu sehen.

Wie enttäuschend muss der Anblick Christi für Herodes gewesen sein, der erwartete, einen überzeugenden, prophetischen Wundertäter zu sehen! Christi Gesicht war bereits aufgrund der Misshandlungen, denen er ausgesetzt gewesen war, arg zugerichtet und angeschwollen. Speichel und Blut klebten in seinem verfilzten Haar. Nach einer schlaflosen Nacht erschöpft und körperlich geschwächt, stand er wie ein gewöhnlicher Verbrecher gebunden und bewacht vor Herodes.

Am enttäuschendsten war für Herodes Jesu Weigerung, vor ihm Wunder zu tun. Herodes »befragte ihn aber mit vielen Worten; er jedoch antwortete ihm nichts« (Lukas 23,9). Die Ratsmitglieder waren Christus noch immer auf den Fersen, indem sie daneben standen und ihn aufs Heftigste beschuldigten und anklagten (V. 10). Doch Jesus sagte hier nicht ein einziges Wort. In *all* den verschiedenen Verhören und Vernehmungen, denen er unterworfen war, sagte er erstaunlich wenig (vgl. Matthäus 27,14). Dabei lehnte er es stets ab, seine Ankläger zu beschimpfen oder zu seiner Verteidigung zu sprechen (1. Petrus 2,23). Aber nur vor Herodes blieb er völlig still, sagte er kein einziges Wort. Warum? Erstens war Herodes nicht berechtigt, in Jerusalem Recht zu sprechen. Wenn Herodes in diesem Prozess ein Urteil hätte verhängen wollen, wäre es erst einmal notwendig gewesen, Jesus nach Galiläa zu bringen und ihn dort vor Gericht zu

stellen. Daher war Jesus vom Gesetz her sowieso nicht verpflichtet, ihm zu antworten. Doch es mag noch einen anderen Grund für das Schweigen Jesu gegeben haben. Anhand dessen, wie Herodes Johannes den Täufer als Vorläufer Jesu behandelt hatte, wurde deutlich, wo er hinsichtlich der Wahrheit Christi stand. Wenn Jesus ihm geantwortet hätte, wäre dies so gewesen, als würde man das Heilige den Hunden geben oder die Perlen vor die Schweine werfen. Herodes war nahe dran, sich umzuwenden und Christus in gemeinster Weise zu schmähen (vgl. Matthäus 7,6). Unter solchen Umständen bestand die einzig angemessene Reaktion darin, zu schweigen.

Nach kurzer Zeit war Herodes es leid, Jesus Fragen zu stellen, und beschloss, mit ihm seinen Spott zu treiben. »Als aber Herodes mit seinen Kriegsleuten ihn geringschätzig behandelt und verspottet hatte, warf er ihm ein glänzendes Gewand um und sandte ihn zu Pilatus zurück« (Lukas 23,11). Lukas fügt noch eine Anmerkung zur damaligen Situation hinzu: »Pilatus und Herodes ... wurden an diesem Tag Freunde miteinander; denn vorher waren sie gegeneinander in Feindschaft« (V. 12). Es war ein unheiliges Bündnis – eine Freundschaft, die einzig und allein die Tatsache zur Grundlage hatte, wie beide Christus behandelten: auf feige und geringschätzig Art und Weise.

Sowohl Herodes als auch Pilatus wussten, dass Christus für ihre politischen Interessen keine unmittelbare Bedrohung darstellte. Sein Erscheinungsbild und Verhalten sprachen für sich. Wie konnte ein solch geduldig ertragender, gelassener, von Leiden gekennzeichneter Mensch – der dafür bekannt war, Volksmengen zu lehren und Kranke zu heilen – eine politische Bedrohung für irgendjemanden darstellen? Genauso wie Pilatus war Herodes klar, dass die Anklagen des Hohen Rats aus der Luft gegriffen und fadenscheinig waren. Doch Herodes spielte das Spiel bereitwillig mit. Er ließ Jesus ein glänzendes Gewand anlegen (wahrscheinlich eines seiner abgelegten Kleidungsstücke oder ein Geschenk, das er unbeachtet gelassen hatte). Dann brachten Herodes und die Angehörigen seiner Leibwache ihren Spott und ihre Verachtung gegenüber Christus zum Ausdruck, während immer mehr Schaulustige herbeiströmten.

Nachdem er sich schließlich auf Kosten Jesu ausgiebig amüsiert hatte, sandte Herodes ihn zu Pilatus zurück.

## Die Feindseligkeit der Menge

Unter anderem dadurch, dass Jesus sich weigerte, mit Herodes zu sprechen, kam es zwangsläufig zur Fortsetzung des Prozesses vor dem Gericht des Pilatus. Dieser muss überrascht und ziemlich frustriert gewesen sein, als die Ratsmitglieder mit Jesus zurückkehrten – gefolgt von einer Menge Schaulustiger, die größer als je zuvor war. Da die Dinge nur noch weiter außer Kontrolle gerieten, wäre es jetzt für Pilatus schwerer als je zuvor gewesen, die Angelegenheit zu beenden, ohne einen Skandal mit Auswirkungen bis nach Rom hervorzurufen. Schlimmer noch: Es konnte am geschäftigsten Tag des Jahres in Jerusalem auch zu einem Aufruhr kommen. So oder so – Pilatus' Karriere konnte dadurch gefährdet sein.

Pilatus beschloss daher, staatsmännisch zu handeln und die Angelegenheit mit Kompromissen verschiedenster Art zu beenden. Lukas schreibt:

Als aber Pilatus die Hohenpriester und die Obersten und das Volk zusammengerufen hatte, sprach er zu ihnen: »Ihr habt diesen Menschen zu mir gebracht, als mache er das Volk abwendig; und siehe, ich habe ihn vor euch verhört und habe an diesem Menschen keine Schuld gefunden, worin ihr ihn anklagt; aber auch Herodes nicht, denn ich habe euch zu ihm gesandt, und siehe, nichts Todeswürdiges ist von ihm getan. Ich will ihn nun züchtigen und losgeben« (Lukas 23,13-16).

Mit anderen Worten: Auf Anregung des Pilatus sollte Jesus nach römischer Art gegeißelt werden – obwohl der Statthalter keinerlei Schuld an ihm gefunden hatte. Er wollte damit den Juden entgegenkommen. Danach hoffte er, Jesus freilassen zu können.

Im Grunde wollte Pilatus Jesus im Einklang mit einem Brauch

freilassen, der damals üblich war: Der römische Statthalter ließ zu jedem Passah einen jüdischen Gefangenen aus römischem Gewahrsam frei. Dies sollte eine Geste des guten Willens gegenüber den Juden sein und dazu beitragen, dass sie während des Festes loyal blieben. Dies war höchstwahrscheinlich eine langjährige Tradition, die es schon vor der Amtszeit des Pilatus gab. Matthäus schreibt: »Zum Fest aber war der Statthalter gewohnt, der Volksmenge *einen* Gefangenen loszugeben, den sie verlangten« (Matthäus 27,15). Matthäus deutet nicht darauf hin, dass der römische Statthalter gemäß dem Wunsch des Volkes automatisch jeden *beliebigen* Gefangenen freilassen würde, indem er die Juden aus allen damals Inhaftierten auswählen ließ. Stattdessen will er sagen, dass einige wenige Straftäter von den römischen Behörden ausgewählt wurden, deren Namen dem Volk als wählbare Kandidaten vorgeschlagen wurden. Rom würde denjenigen Gefangenen, den das Volk aus den ihm vorgeschlagenen Namen ausgewählt hatte, automatisch begnadigen.

Pilatus scheint beschlossen zu haben, diesen Brauch zu seinen Gunsten zu nutzen, als er letztmalig verzweifelt versuchte, dem Dilemma zu entkommen, in den ihn der Hohe Rat gebracht hatte. Es war ein Konflikt zwischen Gewissen und Karriere, zwischen den Alternativen, die verhassten Juden oder den von ihm gefürchteten Kaiser zufrieden zu stellen. Er gab dem Volk die Möglichkeit, nur zwischen *zwei* Gefangenen als Freilassungskandidaten zu wählen. Einer war Jesus, dessen Beliebtheit im gewöhnlichen Volk allgemein bekannt war. Immerhin waren weniger als eine Woche zuvor (scheinbar) alle Bewohner von Jerusalem ihm entgegengegangen, um ihn in der Stadt zu begrüßen und ihm »Hosiannas« zuzurufen, als sie ihm einen begeisterten Einzug in Jerusalem bereitet hatten. Pilatus hatte die Beliebtheit Jesu nicht verborgen bleiben können.

Der einzige andere Freilassungskandidat, den Pilatus ihnen anbot, war Barabbas – ein Übeltäter, so niederträchtig und berüchtigt, dass Pilatus sich scheinbar sicher war: Diesen würden sie nie wählen! Im Bericht des Matthäus geht es folgendermaßen weiter: »Sie hatten aber damals einen berüchtigten Gefangenen, mit Namen Barabbas.

Als sie nun versammelt waren, sprach Pilatus zu ihnen: »Wen wollt ihr, dass ich euch losgeben soll, Barabbas oder Jesus, welcher Christus genannt wird?« (Matthäus 27,16-17).

Barabbas war des Mordes, Aufruhrs und Raubes überführt worden (Lukas 23,25; Johannes 18,40). Durch seine Verbrechen war er berühmt-berüchtigt geworden, wobei er wahrscheinlich vom Volk gehasst und gleichzeitig gefürchtet wurde. Pilatus dachte vermutlich, dass seine clevere Strategie dem Volk keine andere Wahl lassen würde, als Jesu Freilassung statt die des Barabbas zu verlangen. So konnte Pilatus dem Eindruck entgegenwirken, er sei an der Verschwörung des Hohen Rats gegen Jesus beteiligt. (»Denn er wusste, dass sie ihn aus Neid überliefert hatten« [Matthäus 27,18]). Diesmal konnte Pilatus Jesus freilassen – und zwar nicht als derjenige, der die Ausführung des vom Hohen Rat bekundeten Willens hintertrieb, sondern als derjenige, der sich an den Willen des Volkes hielt. Dies war ein brillanter diplomatischer Schachzug.

Aber er ließ sich nicht umsetzen. Warum nicht? Zunächst wurde das Geschehen auf höchst ungewöhnliche Weise unterbrochen, als Pilatus sich gerade darauf vorbereitete, das endgültige Urteil zu sprechen. »Während er aber auf dem Richterstuhl saß, sandte seine Frau zu ihm und ließ ihm sagen: »Habe du nichts zu schaffen mit jenem Gerechten. Denn im Traum habe ich heute um seinetwillen viel gelitten« (V. 19). Offensichtlich wurde die Botschaft öffentlich überbracht, so dass alle Anwesenden sie hören konnten. Sie diente somit als Warnung nicht nur für Pilatus, sondern auch für die Ratsmitglieder und für das Volk. Gott führte es in seiner gnädigen Vorsehung so, dass Pilatus' Frau diesen Traum hatte und gerade zu diesem Zeitpunkt die entsprechende Warnung mitteilte, so dass es für alle Beteiligten ein letztes, gnadenvolles Alarmzeichen gab, bevor sie zur Tat schritten und ihren ungeheuer bösen Plan umsetzten.

Was Pilatus anging, so hatte die Warnung seiner Frau sein Dilemma nur noch verstärkt. Der auf ihn von beiden Seiten ausgeübte Druck nahm zu, wobei er entschlossener als je zuvor war, die ganze Angelegenheit zu beenden.

Doch jenen Augenblick, als die Gerichtsverhandlung unterbrochen war, weil Pilatus' Frau ihre Botschaft hatte überbringen lassen, nutzten die Ratsmitglieder, um die Volksmenge für ihre Wahl zu mobilisieren. Sie fingen an, auf die Angehörigen der Menge einzureden, damit sie für Barabbas stimmten. »Die Hohenpriester und die Ältesten überredeten die Volksmengen, dass sie den Barabbas forderten, Jesus aber umbrächten« (V. 20). Der Hohe Rat bestand aus den religiösen Führern des Landes. Wenn sie das Volk wie im vorliegenden Fall manipulierten, war dies ein schwerwiegender Missbrauch ihrer von Gott gegebenen Vollmacht. Doch in den Angehörigen der Menge fanden sie vollkommen willige, verführungsberedete Opfer.

Pilatus formulierte noch einmal die entsprechende Frage: »Der Statthalter aber antwortete und sprach zu ihnen: ›Welchen von den beiden wollt ihr, dass ich euch losgebe?‹ Sie aber sprachen: ›Barabbas!« (V. 21). Sofort schallte ihm die Antwort entgegen – eindeutig und einstimmig.

Pilatus wusste nicht weiter. Er fragte sie: »Was soll ich denn mit Jesus tun, der Christus genannt wird?‹ Sie sagen alle: ›Er werde gekreuzigt!« (V. 22).

Pilatus konnte noch immer nicht glauben, dass die ganze Menge gegenüber demjenigen, der vor solch kurzer Zeit noch so beliebt gewesen war, so feindselig eingestellt war. Er fragte: »Was hat er denn Böses getan?‹ Sie aber schrien übermäßig und sagten: ›Er werde gekreuzigt!« (V. 23).

## Einlenken des Statthalters

Es lag auf der Hand, dass der Blutdurst der Menge erst gestillt sein würde, wenn Jesus getötet wäre. Den Menschen machte es gar nichts aus, dass vom Gesetz her keine Anklagen gegen ihn vorgebracht werden konnten. Sie scherten sich kaum um Wahrheit oder Gerechtigkeit. Sie wollten die Kreuzigung. Obwohl viele Angehörige der Menge dem Vorgehen der Ratsmitglieder blind folgten, gab es zweifellos zahlreiche andere, die Jesus aus all denselben Gründen hass-

ten, wie es Menschen auch heute tun: Seine Lehre konfrontierte sie mit ihrem gottlosen Lebensstil. Seine Forderungen waren ihnen zu hart. Die von ihm gelehrt Wahrheit war nach ihrem Geschmack zu eng gefasst. In Wirklichkeit ging es in jedem Fall darum, was Johannes so ausdrückt: »Die Menschen haben die Finsternis mehr geliebt als das Licht, denn ihre Werke waren böse« (Johannes 3,19).

Pilatus war am Ende seiner Möglichkeiten. Er hatte sich am Komplott gegen Jesus nicht beteiligen wollen, doch die jüdischen Führer hatten ihm kaum eine andere Wahl gelassen. Die Menge stand jetzt am Rand eines Tumults. Letztendlich hatte er keine Möglichkeiten mehr. Matthäus schreibt: »Als aber Pilatus sah, dass er nichts ausrichtete, sondern vielmehr ein Tumult entstand, nahm er Wasser, wusch seine Hände vor der Volksmenge und sprach: ›Ich bin schuldlos an dem Blut dieses Gerechten; seht ihr zu!‹« (Matthäus 27,24).

Das Händewaschen als Zeremonie beinhaltete ein jüdisches Ritual, dessen Bedeutung der Menge sofort klar war: Pilatus brachte damit seine Verachtung angesichts der Tatsache zum Ausdruck, dass sie ihn gezwungen hatten, sich an der gegen Jesus gerichteten Verschwörung zu beteiligen. Obwohl er ihnen gab, wonach sie verlangten, wollte er verdeutlichen, dass er es nicht bereitwillig tat.

Natürlich konnte kein rituelles Händewaschen Pilatus wahrhaft von der Schuld freisprechen, die er persönlich an der Kreuzigung hatte. Er besaß die Macht und die Verantwortung, sie abzuwenden, unterließ dies aber. Er war genauso schuldig wie die Übrigen, wobei die Tatsache, dass er infolge politischer Berechnung und nicht aufgrund offenen Hasses gegenüber Jesus zum Mittäter wurde, seine Schuld nicht im Geringsten aufhob oder verringerte.

Die Angehörigen der Volksmenge ihrerseits waren nur allzu gern bereit, Pilatus Absolution zu erteilen: »Das ganze Volk antwortete und sprach: ›Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!‹« (V. 25). In einem erstaunlichen Akt der Selbstverurteilung sagten sie, dass sie und ihre Nachkommen die volle Schuld auf sich nehmen würden, wenn dies der Preis für die Bereitschaft des Pilatus wäre, Jesus an sie auszuliefern.



Natürlich war Pilatus nicht von seiner Schuld freigesprochen, auch wenn sie dies *behaupteten*. Die Schrift verdeutlicht unmissverständlich, dass Pilatus, Herodes, die Bewohner von Jerusalem und diejenigen Heiden, die an der Kreuzigung beteiligt waren, alle gleichermaßen schuldig waren (Apostelgeschichte 4,27). Es ist jedoch eine interessante geschichtliche Tatsache, dass nur ein paar Monate später denselben jüdischen Führern, die hier dem Volk die Antwort vorgegeben hatten (»Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder«) die Evangeliumsverkündigung der Jünger missfiel, indem sie sagten: »Ihr habt Jerusalem mit eurer Lehre erfüllt und wollt das Blut dieses Menschen auf uns bringen!« (Apostelgeschichte 5,28).

Pilatus hatte ursprünglich gehofft, Jesus auspeitschen und danach freilassen zu können. Laut Johannes suchte Pilatus noch immer nach einer Möglichkeit, ihn freizulassen. Vielleicht ließ er ihn deshalb zu diesem Zeitpunkt öffentlich geißeln. Möglicherweise dachte er, dass der Anblick einer Geißelung durch römische Soldaten den Blutdurst der Menge stillen würde.

Schon die Geißelung endete manchmal tödlich. Eine römische Geißel war eine kurze hölzerne Peitsche, an der zahlreiche lange Lederriemen befestigt waren. Am Ende eines jeden dieser Riemen waren scharfkantige Stücke aus Glas, Metall, Knochen oder anderen harten Materialien befestigt. Das Opfer wurde völlig ausgezogen und an einen Pfosten gebunden, und zwar so, dass die Handgelenke über seinem Kopf befestigt waren und der Körper praktisch keine Bodenhaftung mehr besaß. Die Füße hingen herab, während die Haut auf dem Rücken und dem Gesäß aufs Äußerste gestrafft war. Ein oder zwei Geißelträger (Liktoren) versetzten dann die Schläge. Diese wurden mit geübter Hand diagonal ausgeführt und trafen mit voller Wucht Rücken und Gesäß. Die Haut wurde dabei buchstäblich zerfetzt, wobei Muskeln oft tief aufgerissen wurden. Es kam oft vor, dass die durch die Geißelung verursachten Wunden bis tief in die Nieren reichten oder Arterien zerfetzten. Allein die dabei entstehenden Verletzungen erwiesen sich oft als tödlich. Einige Opfer überlebten den ungemein schweren Schock während der Geißelung nicht.

Der Apostel Johannes berichtet, wie Pilatus nach der Geißelung Jesu und der damit einhergehenden Verspottung erneut vergeblich versuchte, ihn freizulassen. Pilatus stellte Jesus nun erneut vor die Menge. Jesus war mit einem Gewand bekleidet, das aus einem Soldatenmantel gefertigt worden war, und trug eine Dornenkrone. Indem er vor den Juden triumphierend auf Jesus verwies, hoffte Pilatus wahrscheinlich, dass diese überzeugt waren, Jesus habe nun genug gelitten: »Und er spricht zu ihnen: ›Siehe, der Mensch!‹« (Johannes 19,5).

Doch ihnen war es immer noch nicht genug. »Als ihn nun die Hohenpriester und die Diener sahen, schrien sie und sagten: ›Kreuzige, kreuzige ihn!‹« (V. 6).

Pilatus – noch immer über das unersättliche Verlangen der Menge, Jesus töten zu wollen, erstaunt – sagte zu ihnen: »Nehmt *ihr* ihn hin und kreuzigt ihn, denn ich finde keine Schuld an ihm« (V. 6). Noch immer vergeblich bemüht, sich von dieser Angelegenheit zu distanzieren, wiederholte er sein früheres Urteil, indem er erneut Jesu Unschuld hervorhob.

Doch die Menge wollte nichts davon wissen. »Die Juden antworteten ihm: ›Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz muss er sterben, weil er sich selbst zu Gottes Sohn gemacht hat.‹ Als nun Pilatus dieses Wort hörte, fürchtete er sich noch mehr; und er ging wieder hinein in das Prätorium und spricht zu Jesus: ›Woher bist du?‹« (V. 7-9). Sie verlangten von Pilatus eine Kreuzigung, die mit Hilfe eines römischen Hinrichtungskommandos ausgeführt werden sollte. Als sie seinen Anspruch auf Gottessohnschaft erwähnten, schien Pilatus vollends aus dem Konzept gebracht worden zu sein. Offensichtlich schwangen in seiner an Jesus gerichteten Frage (›Woher bist du?‹) sowohl Staunen als auch Verwunderung und Furcht mit.

»Jesus aber gab ihm keine Antwort« (V. 9).

»Da spricht Pilatus zu ihm: ›Redest du nicht mit mir? Weißt du nicht, dass ich Macht habe, dich loszugeben, und Gewalt habe, dich zu kreuzigen?‹ Jesus antwortete: ›Du hättest keinerlei Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre; darum hat der, welcher mich dir überliefert hat, größere Sünde‹« (V. 10-11).

Bei Pilatus setzte inzwischen ein Nachdenken darüber ein, wie ungeheuer groß sein Fehlverhalten aus Jesu Blickwinkel war. Obwohl es vielleicht nur eine abergläubische Angst auf Seiten des Pilatus war, hatte ihn der Anspruch Jesu, Gott zu sein, eindeutig ins Mark getroffen (denn Pilatus hatte das rechte Verständnis dafür, was der Ausdruck »Sohn Gottes« bedeutete). Dabei wollte er nicht mitschuldig sein, weil allein die Tatsache, dass er Jesus im Rahmen der Geißelung bereits zu Unrecht hatte misshandeln lassen, diesbezüglich schwer ins Gewicht fiel, wenn ein solcher Anspruch wahr sein sollte. Und selbst wenn Pilatus nicht an den Gott der Hebräer glaubte, gab es in seiner römisch-polytheistischen Weltsicht eine Vielzahl von abergläubischen Vorstellungen im Hinblick auf die Beleidigung der Götter und den hohen Preis, den man für eine solche Kränkung zahlen konnte.

Außerdem muss es Pilatus durchzuckt haben, als Jesus ihm antwortete. Völlig die Fassung bewahrend, sagte dieser ihm in ruhigen und vollmächtigen Worten: »Du hättest keinerlei Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre.« Darum heißt es dann: »Daraufhin suchte Pilatus ihn loszugeben« (V. 12).

»Die Juden aber schrien und sagten: ›Wenn du diesen losgibst, bist du des Kaisers Freund nicht; jeder, der sich selbst zum König macht, widersetzt sich dem Kaiser‹« (V. 12). Jetzt spielten sie ihre Trumpfkarte gegen Pilatus aus. In diesen Worten kommt ihre fortwährende Argumentation, mit der sie ihm von Anfang an zusetzten, klar zum Ausdruck. Deshalb hatten sie ein so großes Druckmittel ihm gegenüber: Sie wussten, dass es ihm um die Einschätzung des Kaisers ging, wobei er besonders das fürchtete, was dies letztendlich für seine Karriere bedeuten könnte. In der Drohung der Menge gegenüber Pilatus lag viel Ironie, da keiner *aus ihren Reihen* als »Freund des Kaisers« gelten wollte. Dennoch umfassten diese Worte eine wirksame, wenn auch kaum verhüllte Drohung.

»Als nun Pilatus diese Worte hörte, führte er Jesus hinaus und setzte sich auf den Richterstuhl an einen Ort, genannt Steinpflaster, auf Hebräisch aber Gabbata« (Johannes 19,13). Das Steinpflaster

war ein mit Steinen ausgelegtes Areal, das an die Burg Antonia angrenzte. Dort wurden manchmal Militärgerichtsprozesse abgehalten und Gefangene in Gewahrsam genommen. Die Pflastersteine sind bis heute dort erhalten geblieben, wobei einige von ihnen noch Markierungen aufweisen – Hinterlassenschaften römischer Soldaten, die sich Strategiespielen widmeten, wenn sie Gefangene während der Verhandlungen bewachten. Da die jüdischen Führer den Gerichtssaal des Pilatus im Prätorium nicht betraten, ließ dieser Jesus auf das Steinpflaster hinausführen, wo er sein abschließendes Urteil verkündete. Dort befand sich ein Richterstuhl, von dem aus Pilatus seine abschließenden offiziellen Anweisungen geben konnte.

Johannes schreibt:

Es war aber Rüsttag des Passah; es war um die sechste Stunde. Und er spricht zu den Juden: »Siehe, euer König!« Sie aber schrien: »Hinweg, hinweg! Kreuzige ihn!« Pilatus spricht zu ihnen: »Euren König soll ich kreuzigen?« Die Hohenpriester antworteten: »Wir haben keinen König, außer den Kaiser.« Dann nun lieferte er ihn an sie aus, dass er gekreuzigt würde. Sie aber nahmen Jesus hin und führten ihn fort (Johannes 19,14-16).

Da die sechste Stunde nach römischer Berechnung sechs Uhr morgens entsprach, muss es noch immer sehr früh gewesen sein. Das anhaltende Geschrei der Menge hatte schließlich Erfolg: Jesus würde gekreuzigt werden. Pilatus sah sich letztendlich in genau jene Umstände gedrängt, die er so verzweifelt hatte vermeiden wollen. Weil er jetzt der Meinung war, dass er keine Wahl mehr hatte, gab er den Befehl, Jesus kreuzigen zu lassen. Er verschacherte sein ewiges Seelenheil für die zeitweilige Sicherung seiner Karriere.

Rom war damit an dem Mordplan genauso beteiligt wie der Hohe Rat. Pilatus, der mächtigste Regent der gesamten Region, hatte sich als völlig außerstande erwiesen, die Kreuzigung zu verhindern. Nun gab es kein Zurück mehr.

## Kapitel 10

Und er selbst trug sein Kreuz und ging hinaus nach der Stätte, genannt Schädelstätte, die auf Hebräisch Golgatha heißt, wo sie ihn kreuzigten, und zwei andere mit ihm, auf dieser und auf jener Seite, Jesus aber in der Mitte.

Johannes 19,17-18

### Mord auf Golgatha

Als Pilatus Jesus geißeln ließ, war dies nur der Anfang einer langen Reihe körperlicher und emotionaler Qualen, die schließlich im Tod Jesu ihren Höhepunkt finden würden. Die Geißelung ging mit grausamem Spott einher. Offensichtlich nur, weil sie sich belustigen wollten, trieben diese heidnisch-römischen Soldaten währenddessen mit Jesus ihren Spott. Matthäus beschreibt das Geschehen folgendermaßen:

Dann gab er ihnen den Barabbas los; Jesus aber ließ er geißeln und überlieferte ihn, damit er gekreuzigt werde. Dann nahmen die Soldaten des Statthalters Jesus mit in das Prätorium und versammelten um ihn die ganze Schar; und sie zogen ihn aus und legten ihm einen scharlachroten Mantel um. Und sie flochten eine Krone aus Dornen und setzten sie auf sein Haupt und gaben ihm ein Rohr in seine Rechte; und sie fielen vor ihm auf die Knie und verspotteten ihn und sagten: »Sei gegrüßt, König der Juden!« Und sie spien ihn an, nahmen das Rohr und schlugen ihn auf das Haupt (Matthäus 27,26-30).

Trotz der Tatsache, dass diese Soldaten keinerlei Grund hatten, Jesus derart zu verspotten, fanden sie offenbar großen Gefallen daran,

genau dies zu tun. Sie waren Männer, die dadurch hart geworden waren, dass sie zahlreiche Hinrichtungen miterlebt hatten. Daher waren ihnen die Schmerzen, die derart Gequälte empfanden, mittlerweile völlig gleichgültig. Was sie betraf, war Jesus nur irgendein religiöser Eiferer unter vielen, auf dessen Kosten sie sich belustigen konnten – so grausam, wie sie wollten.

Es hatte den Anschein, als hätte sich die ganze Welt gegen Jesus verschworen. Juden und Heiden gleichermaßen waren jetzt bewusst – ja, mit hämischer Freude – an seinem Mord beteiligt. Dabei ging es ihnen darum, ihn so qualvoll wie nur möglich sterben zu sehen. Obwohl eine Beschreibung der mit der Kreuzigung verbundenen Qualen ein ganzes Buch füllen würde, betont die Schrift insbesondere einige bestimmte Aspekte der Pein, die Christus erlitt.

## **Der Spott**

Die römischen Soldaten hatten keine Vorstellung davon, wem sie diese Qualen zufügten. Was sie betraf, kreuzigten sie nur einen Verbrecher unter vielen, weil Pilatus – ihr oberster Dienstherr – ihnen dies befohlen hatte.

Obwohl Pilatus angewiesen hatte, Jesus zu geißeln und zu kreuzigen, ließ die grausame Verspottung Jesu darüber hinaus die Boshaftigkeit der Soldaten erkennen. Als sie Jesus in das Prätorium zurückbrachten, ließen sie seine gesamte Verspottung bewusst zu einem Schauspiel werden, bei dem sich die höhnende Menge belustigen konnte. Das lärmende Treiben zog alle Soldaten der Garnison als Schaulustige an.

Eine römische Kohorte bestand aus sechshundert Soldaten. Diese Soldaten waren in der Burg Antonia stationiert (von wo aus man den Tempelberg vom Norden her überschauen konnte). Es handelte sich um eine dem Statthalter unterstehende Eliteeinheit, die den Frieden aufrechterhalten sollte, der in dieser gefährlichsten Gegend des Römischen Reiches so brüchig war. Obwohl Rom aus allen eroberten Regionen Soldaten einzog, waren Juden vom Militärdienst befreit, so

dass diese Heeresangehörigen ausnahmslos Heiden gewesen waren. Es handelte sich wahrscheinlich um Angehörige syrischer Truppen, weil die Syrer Aramäisch sprachen – ein für Jerusalem wesentlicher Sachverhalt. Einige dieser Soldaten hatten zweifellos zu derjenigen Gruppe gehört, die Jesus in der vorangegangenen Nacht in Gethsemane gefangen genommen hatte. Dennoch sind ihre Kenntnisse über ihn wahrscheinlich sehr begrenzt gewesen. Was sie anbetraf, war er nur einer unter vielen in einer langen Reihe religiöser Eiferer, die den Frieden beeinträchtigt und Probleme für die römische Ordnung geschaffen hatten. Die Soldaten nahmen zweifellos an, dass es ihnen gestattet war, ihn nach Belieben zu verspotten und zu quälen. Verurteilte römische Gefangene wurden im Hinblick auf solche Misshandlungen als Freiwild angesehen, solange sie nicht getötet wurden, bevor das eigentliche Urteil – die Kreuzigung – vollstreckt worden war. Obwohl die Misshandlungen der Soldaten wahrscheinlich nicht durch persönliche Feindseligkeit Jesus gegenüber motiviert waren, erwies sich die entsprechende Vorgehensweise als äußerst boshaft. Die Soldaten kannten sich bei solchen Verspottungen aus, da so viele Hinrichtungen hinter ihnen lagen. Selten war dabei jedoch eine Menge zugegen, die sich derart an diesem Geschehen ergötzte. Sie beschlossen offensichtlich, dies voll auszunutzen.

Noch bevor Jesus Pilatus überstellt worden war, hatte man ihn wiederholt geschlagen und ihm Backenstrieche ins Gesicht gegeben. Deshalb war sein Gesicht zweifellos bereits geschwollen und blutig. Nach der Geißelung war sein Rücken über und über mit blutenden Wunden bedeckt, während die Muskeln ihren Dienst versagten. Als sie ihm die eigenen Kleider vom Leib rissen, um ihm das für ihn angefertigte Gewand umzuwerfen, schmerzten diese Wunden noch mehr. Dass sie ihn auszogen, bedeutete, dass er bis auf das eigens dafür angefertigte Spottgewand völlig nackt war. Das Gewand wurde anscheinend aus einem alten Soldatenmantel gefertigt – wahrscheinlich ein Teil einer Uniform, das von einem Soldaten ausrangiert worden war. (Im Griechischen steht hier *chlamus*, was auf einen Soldatenumhang hindeutet, während das in Lukas 23,11

von Herodes benutzte »glänzende Gewand« mit *esthes* wiedergegeben wird.) Obwohl Matthäus sagt, dass das Gewand scharlachrot war, bezeichnen Markus und Johannes es als purpurn (Markus 15,17; Johannes 19,2). Dies deutet auf einen arg verblichenen Militärmantel hin. Die Soldaten konnten wahrscheinlich nichts anderes finden, was so sehr an Purpur (einen Hinweis auf königliche Würde) erinnerte.

Ihr Ziel bestand eindeutig darin, seinen Anspruch, ein König zu sein, vollkommen ins Lächerliche zu ziehen. Zu diesem Zweck flochten sie eine Dornenkrone. Während der Kaiser einen Lorbeerkrantz als Krone trug, stellten Dornen eine grausame Parodie dieses Brauchs dar. Dabei handelte es sich zweifelsohne um die längsten und schärfsten Dornen, die dort vorkamen. Viele Arten von Dornsträuchern wachsen bis heute in Jerusalem, wobei einige davon 5 cm lange, gebogene Dornen aufweisen. Diese drangen tief in seine Kopfhaut ein, als ihm die Krone aufs Haupt gepresst wurde.

Das Rohr in seiner Hand war ein weiterer Versuch, seinen königlichen Anspruch zu verspotten. Das Rohr sollte ein Zepter darstellen, war aber nur eine erbärmliche und armselige Imitation des Herrscherstabs, den der Kaiser bei Staatsfeierlichkeiten trug.

Jesu Schweigen bestärkte sie vielleicht in ihrer Meinung, er sei lediglich ein Verrückter. Sie brachten ihre abgrundtiefe Verachtung ihm gegenüber dadurch zum Ausdruck, dass sie vorgaben, sie würden ihm die einem König gebührende Verehrung entgegenbringen. Obwohl sie vor ihm niederfielen, sagten sie höhnisch: »Sei begrüßt, König der Juden!« Dann spien sie ihn an – wie zuvor die jüdischen Priester –, wobei einer der Soldaten das Rohr aus seiner Hand nahm und ihm damit wiederholt auf das Haupt schlug. Obwohl das Rohr nur entfernt an ein Zepter erinnerte, war es so hart, dass die seinem bereits übel zugerichteten Haupt zugefügten Schmerzen beim Draufschlagen groß waren. Der Apostel Johannes berichtet, dass sie ihn auch mit ihren Händen schlugen (Johannes 19,3). Damit ist wahrscheinlich gemeint, dass sie ihn mit der bloßen Hand Schläge versetzten, während sie ihn erneut verhöhnten.



Ihnen ging es eindeutig um den Beifall der schaulustigen Volksmenge. Und wahrscheinlich wollte die Menge ihrerseits, dass das grausame Treiben weiterging. Dabei war den Soldaten überhaupt nicht bewusst, wer wirklich vor ihnen stand. Ja, er ist der König der Könige und wird dereinst in der Tat die Welt beherrschen. Doch sein gerechtes Zepter ist kein Rohr, sondern vielmehr ein eiserner Stab (Psalm 2,9; Offenbarung 19,15). Eines Tages wird es nach der Schrift Gott sein, der über die Gottlosen spottet:

*Der im Himmel thront, lacht,  
der Herr spottet über sie.  
Dann spricht er sie an in seinem Zorn,  
in seiner Zornglut schreckt er sie:  
»Habe doch ich meinen König geweiht auf Zion,  
meinem heiligen Berg!«*

Psalm 2,4-6

Wenn sie seine Identität erkannt hätten, wären sie nie auf den Gedanken gekommen, ihn wie im vorliegenden Fall zu behandeln.

Aber Jesus schwieg. Von ihm heißt es: »... der, geschmäht, nicht wieder schmähte, leidend, nicht drohte, sondern sich dem übergab, der gerecht richtet« (1. Petrus 2,23). Da Jesus wusste, dass all dies zu Gottes Plan für ihn gehörte, ertrug er es willig, geduldig und gelassen.

## Die Schande

»Und als sie ihn verspottet hatten, zogen sie ihm den Mantel aus und zogen ihm seine eigenen Kleider an; und sie führten ihn ab, um ihn zu kreuzigen« (Matthäus 27,31). Für die Kreuzigung vorgesehene Opfer wurden gewöhnlich gezwungen, eine Tafel um den Hals zu tragen, worauf das Verbrechen geschrieben stand, um dessentwillen sie verurteilt worden waren. Dies gehörte zu der schmachvollen

Demütigung, der man bewusst diejenigen aussetzte, die gekreuzigt werden sollten (vgl. Hebräer 12,2; 13,13). Sie wurden durch die Straßen geführt und gezwungen, in einem öffentlichen Umzug mitzugehen, um die mit diesem Schauspiel verbundene Demütigung auf die Spitze zu treiben.

Dazu gehörte auch, dass sie ihr eigenes Kreuz selbst zur Hinrichtungsstätte tragen mussten. Auf diese Praxis nahm Jesus zu einem früheren Zeitpunkt seines Dienstes Bezug, als er seinen Jüngern sagte: »Wenn jemand mir nachkommen will, verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf und folge mir nach« (Markus 8,34). Einige haben angeregt, dass römische Opfer gezwungen wurden, nur den Querbalken (als *Patibulum* bekannt) zu tragen, der später unterhalb der Spitze eines senkrechten Pfahls – der bereits zuvor fest in den Boden gerammt wurde – befestigt wurde. Doch die Schrift scheint darauf hinzudeuten, dass Christus das ganze Kreuz trug. Ein römisches Kreuz, an dem ein Erwachsener angenagelt werden konnte, wog möglicherweise annähernd 100 kg – was schon unter normalen Umständen eine äußerst schwere Last für einen Menschen war. War aber der Betreffende wie Jesus bereits arg geschwächt, war es im Grunde unmöglich, eine solche Last vom Prätorium zu einer Hinrichtungsstätte außerhalb der Mauern Jerusalems zu schleppen.

Ja, Matthäus berichtet, dass Jesus Hilfe benötigte, als er sein Kreuz trug: »Als sie aber hinausgingen, trafen sie einen Mann von Kyrene, mit Namen Simon; den zwangen sie, dass er sein Kreuz trage« (27,32). Mindestens vier Soldaten – ein so genanntes »Quarternion« – begleiteten das Opfer gewöhnlich zur Hinrichtungsstätte. Da die Soldaten angesichts des sich verlangsamenden Schrittes Jesu offensichtlich ungeduldig wurden, griffen sie unterwegs Simon und verpflichteten ihn, für Jesus das Kreuz zu tragen.

Dass Jesus so erschöpft war, ist völlig verständlich. Denken wir daran, dass der Vortag ihm alles abverlangt hatte. Ja, seine Jünger waren gar außerstande gewesen, wach zu bleiben, als Jesus in Gethsemane betete. Doch dies war erst der *Anfang* der unermesslichen Qualen Jesu. Während er betete, hatte er in seiner großen Be-

trübnis und Traurigkeit buchstäblich Blut geschwitzt. Dann wurde er gefangen genommen und wiederholt geschlagen, ohne in der ganzen Nacht auch nur ein wenig schlafen zu können. Anschließend wurde er erneut geschlagen und nach römischer Art gezeißelt. Weitere Schläge und Verspottungen folgten. Nachdem er stundenlang auf das Entsetzlichste gequält worden war sowie viel Blut verloren und einen Schock erlitten hatte, verwundert es nicht, dass er zu schwach war, ein ca. 100 kg schweres Kreuz allein nach Golgatha zu tragen.

Selbst nachdem Simon sein Kreuz trug, war Jesus offensichtlich zu schwach, um ohne fremde Hilfe zu gehen. In Markus 15,22 (»Und sie bringen ihn nach der Stätte Golgatha«) wird für »bringen« ein griechischer Ausdruck gebraucht, der darauf hindeutet, dass er praktisch nur auf andere gestützt den Weg bewältigen konnte. Wahrscheinlich bereitete ihm das Gehen große Schwierigkeiten, so dass er auf dem gesamten Weg die Hilfe der Soldaten benötigte.

Simon von Kyrene war kein untätig herumstehender Schaulustiger, der wie die anderen Angehörigen der Menge Jesus verspotten wollte. In Markus 15,21 heißt es: »... ein Vorübergehender ... der vom Feld kam«. Als Jesus die Stadt verließ, kam Simon ihm offenbar entgegen. Durch göttliche Fügung befand er sich damit zur rechten Zeit genau am richtigen Ort, um Jesus helfen zu können.

Kyrene war eine afrikanische Stadt an der Mittelmeerküste – im heutigen Libyen gelegen. Dort gab es eine große jüdische Gemeinde, wobei Simon wahrscheinlich ein jüdischer Pilger war, der die lange Reise von Kyrene nach Jerusalem wegen des Passahfests gemacht hatte. Markus identifiziert Simon als »den Vater Alexanders und Rufus'« (V. 21). Da Markus vermutlich um 50 n. Chr. von Rom aus schrieb, waren Alexander und Rufus wahrscheinlich Gläubige, die der dortigen Gemeinde bekannt waren. (Paulus sandte Grüße an »Rufus, den Auserwählten im Herrn, und (an) seine ... Mutter« [Römer 16,13]. Wenn dies derselbe Rufus wie hier gewesen ist, war seine Mutter Simons Frau.) Die Tatsache, dass Simon in allen drei synoptischen Evangelien erwähnt wird, weist darauf hin, dass sein späteres Leben den Schreibern der Evangelien bekannt war. Dies

bedeutet zweifellos, dass er später an Christus glaubte. Obwohl es ihm sicher nicht gefallen hatte, dass er verpflichtet wurde, das Kreuz eines verurteilten Verbrechers zu tragen, ebnete ihm diese Gelegenheit den Weg zum ewigen Leben.

Als Christus sich auf dem Weg nach Golgatha befand, gab er seine letzte öffentliche Botschaft weiter. Lukas schreibt darüber folgendermaßen:

Es folgte ihm aber eine große Menge Volks und Frauen, die wehklagten und ihn bejammerten. Jesus wandte sich aber zu ihnen und sprach: »Töchter Jerusalems, weint nicht über mich, sondern weint über euch selbst und über eure Kinder! Denn siehe, Tage kommen, an denen man sagen wird: ›Glückselig die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren, und die Brüste, die nicht gestillt haben!‹ Dann werden sie anfangen, zu den Bergen zu sagen: ›Fallt auf uns!‹ und zu den Hügeln: ›Bedeckt uns!‹ Denn wenn man dies tut an dem grünen Holz, was wird an dem dünnen geschehen?« (Lukas 23,27-31).

Zu dieser Botschaft gehörte eine Bezugnahme auf Hosea 10,8 (»Sie werden zu den Bergen sagen: ›Bedeckt uns!‹ – und zu den Hügeln: ›Fallt auf uns!‹«). Sie beinhaltet eine eindringliche Warnung vor einer kommenden Katastrophe. Da man in jener Kultur das Gebären von Kindern als größten göttlichen Segen für eine Frau verstand, konnte die Aussage »Glückselig die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren, und die Brüste, die nicht gestillt haben!« nur auf dem Hintergrund der verheerendsten Katastrophe oder des schlimmsten Unglücks gemacht worden sein.

Das grüne Holz verkörperte eine Zeit des Überflusses und Segens, während das dürre Holz für unheilvolle Zeiten stand. Die Botschaft Jesu war klar: Was würde über das Volk in schlechten Zeiten hereinbrechen, wenn sich eine Tragödie wie diese in Segenzeiten abspielen konnte? Was würden die Römer den aufständischen Angehörigen des jüdischen Volkes antun, wenn sie schon einen Men-

schen kreuzigten, der nach ihrem eigenen Eingeständnis keinerlei Verbrechen begangen hatte? Christus nahm auf Ereignisse Bezug, die weniger als eine Generation später geschehen würden – im Jahre 70 n. Chr., als die römische Armee Jerusalem belagerte, den Tempel völlig zerstörte sowie Abertausende Angehörige des jüdischen Volkes niedermetzelte und dabei viele der Opfer kreuzigte. Christus hatte bereits zuvor über die kommende Massenvernichtung gesprochen (vgl. Lukas 19,41-44). Weil er diese herannahende Katastrophe kannte und ihm klar war, dass einige der mit ihm ziehenden Leute sowie ihre Kinder darunter leiden würden, war seine Seele noch auf dem Weg zum Kreuz außerordentlich beschwert.

## Der Fluch

Aus der Sicht eines Juden war die Kreuzigung eine besonders abscheuliche Hinrichtungsart. Sie war gleichbedeutend damit, dass ein Verurteilter an einem Holz hing, wie es Mose in 5. Mose 21,22-23 beschrieb: »Und wenn bei einem Mann eine Sünde geschieht, auf die das Todesurteil steht, und er wird getötet und du hängst ihn an ein Holz, dann darf seine Leiche nicht über Nacht an dem Holz bleiben, sondern du sollst ihn unbedingt am selben Tag begraben. Denn ein Gehenker ist ein Fluch Gottes. So sollst du dein Land nicht unrein machen, das der HERR, dein Gott, dir als Erbteil gibt.« Nach dem mosaischen Gesetz mussten alle Hinrichtungen auch außerhalb der Stadtmauern vollstreckt werden (4. Mose 15,35; vgl. Hebräer 13,12).

Der diesbezüglichen Praxis der Römer lagen etwas andere Gedanken zugrunde. Sie achteten darauf, dass alle Kreuzigungen in der Nähe größerer Straßen stattfanden, um sicherzustellen, dass das Sterben des Verurteilten angesichts zahlreicher Passanten zum öffentlichen Schauspiel wurde. Daher wurde Jesus außerhalb der Stadt, aber dennoch an einer vielfach aufgesuchten Stätte gekreuzigt. Man hatte sie sorgfältig ausgewählt, um seine Hinrichtung zum öffentlichen Schauspiel werden zu lassen.

Der Ort, wo Jesus gekreuzigt wurde, hieß Golgatha. *Calvaria* war die dem Lateinischen angepasste Form des griechischen Ausdrucks, der im Bibeltext erscheint: *kranion*, »Schädel«; vgl. Lukas 23,33). Der entsprechende aramäische Name lautet Golgatha, was ebenfalls »Schädel« bedeutet. Nirgendwo in der Schrift wird diese Stätte als Hügel bezeichnet. Vielmehr wird allgemein angenommen, dass damit ein Felsvorsprung, eine Anhöhe bzw. eine Kuppe gemeint ist, die äußerlich einem Schädel ähnelte. Es gibt eine solche Stätte direkt vor dem Nordtor der Stadtmauer Jerusalems, die als »Gordons Kalvarienberg« bekannt ist (nach Charles Gordon, einem englischen General [1833-1885] benannt, auf den die entsprechende Tradition zurückgeht; Anmerkung des Übersetzers). Man kann sie noch heute besichtigen und feststellen, dass sie eine unheimliche Ähnlichkeit mit einem menschlichen Schädel aufweist.

Matthäus schreibt: »Und als sie an einen Ort gekommen waren, genannt Golgatha, das heißt Schädelstätte, gaben sie ihm mit Galle vermischten Wein zu trinken; und als er davon gekostet hatte, wollte er nicht trinken« (Matthäus 27,33-34). Bevor die Soldaten ihn an das Kreuz nagelten, boten sie ihm offensichtlich dieses bittere Getränk an. Mit »Wein« ist »Essig« (vgl. Unrevidierte Elberfelder) gemeint. »Galle« deutet darauf hin, dass es ein bitter schmeckendes Getränk war. In Markus 15,23 heißt es, dass es sich bei der bitteren Substanz um Myrrhe handelte, die als mildes Betäubungsmittel wirkt. Vielleicht haben die Soldaten sie ihm wegen ihrer betäubenden Wirkung angeboten, bevor sie die Nägel durch sein Fleisch trieben. Als Jesus gekostet und die Art des Stoffes festgestellt hatte, spie er ihn aus. Er wollte nicht seine Sinne betäuben. Er war zum Kreuz als derjenige gekommen, der die Sünden trug. Daher wollte er die volle Auswirkung der auf sich genommenen Sünde spüren und die ganzen durch sie hervorgerufenen Qualen ertragen. Nach dem Willen des Vaters sollte er einen Kelch trinken, der viel bitterer war als die in der Myrrhe enthaltene Galle. Ihn wollte er leeren, ohne sich zu betäuben. Sein Herz war nach wie vor fest darauf gerichtet, den Willen des Vaters auszuführen. Er wollte seine Sinne nicht betäuben, sondern bewusst sein ganzes Werk vollbringen.

Als ihm Essig und Galle gereicht wurden, ging eine messianische Prophetie aus Psalm 69,20-22 in Erfüllung:

*Du, du hast meine Schmähung erkannt und meine Schmach  
und meine Schande;  
vor dir sind alle meine Bedränger:  
Der Hohn hat mein Herz gebrochen,  
und es ist unheilbar;  
und ich habe auf Mitleid gewartet – aber da war keins,  
und auf Tröster, aber ich habe keine gefunden.  
Und sie gaben mir zur Speise Gift<sup>1</sup>,  
und in meinem Durst tränkten sie mich mit Essig.*

## Der Schmerz

Der Bibeltext fährt fort mit den Worten: »Als sie ihn aber gekreuzigt hatten ...« (Matthäus 27,35). Bei der Kreuzigung handelte es sich um eine Hinrichtungsart, welche die Römer bei den Persern kennen gelernt hatten. Sie wurde in vorrömischer Zeit auch in Phönizien, Karthago und Ägypten praktiziert. Ihren Ursprung hatte sie aber offensichtlich in Persien. Die Perser glaubten, dass Erde, Feuer und Wasser heilige Elemente seien und alle herkömmlichen Hinrichtungsmethoden die heiligen Elemente entweihen würden. Daher entwickelten sie eine Methode, Opfer zu kreuzigen, indem sie diese an einem Pfahl befestigten. Somit waren die Betroffenen über der Erde erhöht und blieben dort bis zum Tod hängen. Spätere Zivilisationen ersannen neue Kreuzigungsmethoden, wobei Rom mehrere davon anwandte. Zur Zeit Christi hatte sich die Kreuzigung als die am häufigsten eingesetzte Hinrichtungsmethode im gesamten Römischen Reich durchgesetzt. Insbesondere in Judäa wurde sie regelmäßig angewandt, um an Aufrührern und Aufständischen ein

---

<sup>1</sup> Anmerkung des Übersetzers: Unrevidierte Elberfelder schreibt hier »Galle«.

öffentliches Exempel zu statuieren. Laut Josephus ließ der römische Statthalter von Syrien, Quinctilius Varus, nach dem Tod von Herodes dem Großen zweitausend Männer kreuzigen, um einen Aufstand niederzuwerfen. Josephus berichtet auch, dass Titus bei seiner Plünderung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr. so viele Menschen tötete, dass kein Holz für Kreuze mehr übrig blieb und man nicht mehr wusste, wo man diese aufstellen sollte. Allein bis zur Zeit Jesu hatte Rom bereits mehr als dreißigtausend Opfer in und um Jerusalem kreuzigen lassen. Daher war der Anblick von Kreuzen mit toten oder sterbenden Menschen in Jerusalem und Umgebung etwas Alltägliches – ein Tatbestand, der fortwährend an die römische Brutalität erinnerte.

Darüber, wie die Kreuzigung Jesu genau vor sich gegangen war, hat man einige Vermutungen angestellt. Keiner der Evangelienberichte liefert eine detaillierte Beschreibung der in seinem Fall angewandten Methode. Wir können aber den beiläufig mitgeteilten Einzelheiten eine Vielzahl entsprechender Informationen entnehmen. Nehmen wir z. B. die nachösterliche Aussage des Thomas gegenüber den anderen Jüngern (»Wenn ich nicht in seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meine Finger in das Mal der Nägel lege ... so werde ich *nicht* glauben« [Johannes 20,25]). Daraus geht hervor, dass Christus an das Kreuz angenagelt und nicht nur mit Lederriemen festgebunden war, wie man dies manchmal praktizierte. In Matthäus 27,37 heißt es, dass seine Anklageschrift »über seinem Haupt« befestigt wurde. Daraus folgern wir, dass die Form des Kreuzes, an das er genagelt wurde, das bekannte *crux imissa* war, bei dem die Spitze des senkrechten Pfahls über das *Patibulum* hinausragte. Es handelte sich also nicht um das oft gebrauchte Antoniuskreuz, einen T-förmigen Pfahl.

Wir können auch säkularen Kreuzigungsberichten aus der Zeit Jesu einige Einzelheiten im Hinblick darauf entnehmen, wie gekreuzigte Opfer starben. Christus wurde demnach an das Kreuz genagelt, als es flach auf dem Boden lag. Die dabei gebrauchten Eisennägel waren lang und liefen spitz zu – ähnlich den Nägeln, die heute bei



Eisenbahnschwellen verwendet werden, nur viel spitzer. Die Nägel mussten durch die Handgelenke (nicht durch die Handteller) getrieben werden, weil weder die Sehnen noch die Knochenstruktur der Hände das Gewicht des Körpers halten können. Bei in die Handflächen getriebenen Nägeln würde nur das Fleisch zwischen den Knochen ausreißen. Nägel, die in die Handgelenke getrieben wurden, zertrümmerten gewöhnlich die Handwurzelknochen und zerrissen die Handwurzelbänder. Dennoch waren die Handgelenke von ihrem Aufbau her imstande, das Gewicht des Körpers zu halten. Wenn der Nagel in das Handgelenk eindrang, verletzte er den sensomotorischen Mittelarmnerv erheblich und verursachte so in beiden Armen große Schmerzen. Schließlich wurde ein einziger Nagel durch beide Füße – manchmal auch durch die Achillessehnen – getrieben. Obwohl keine der Nagelwunden als solche zum Tod führte, verursachten sie ausnahmslos heftige und immer größer werdende Schmerzen, je länger das Opfer am Kreuz hing.

Nachdem das Opfer fest angenagelt worden war, richteten mehrere Soldaten das Kreuz langsam auf. Dabei ließen sie das untere Ende in das für den Pfahl vorgesehene tiefe Loch gleiten. Nachdem das Kreuz mit einem dumpfen Schlag in diesem Loch festgerammt wurde, spürte das Opfer sofort die ganze Last seines Körpers, der nur durch die Nägel in den Handgelenken und Füßen gehalten wurde. Dies verursachte im ganzen Körper furchtbare, bis ins Mark gehende Schmerzen, da die wichtigsten Gelenke plötzlich aus ihrer natürlichen Stellung gerissen wurden. Wahrscheinlich hatte Christus darauf in Psalm 22 prophetisch Bezug genommen – in einem Psalm, der das Kreuzesleiden beschreibt: »Wie Wasser bin ich hingeschüttet, und alle meine Gebeine haben sich zertrennt« (V. 15).

Die Römer hatten die Technik der Kreuzigung vervollkommenet, um die Qualen aufs Äußerste zu steigern. Sie wussten, wie sie den schrecklichen Zustand verlängern konnten, ohne das Opfer bewusstlos werden zu lassen, was seine Schmerzen hätte lindern können. Die gekreuzigten Opfer wurden immer wieder von Übelkeit, Fieber, großem Durst, fortwährenden Krämpfen und unaufhörlichen,

hämmernden Schmerzen in allen Körperteilen gepeinigt. Schlaflosigkeit, Hunger, Austrocknung des Gewebes und die immer weiter voranschreitende Entzündung der Wunden hatten ausnahmslos gravierende Auswirkungen auf Körper und Geist des Opfers, während sich die Kreuzigung in die Länge zog – gewöhnlich bis zu drei Tagen. Das Gefühl völliger Hoffnungslosigkeit, die Schmach, der Öffentlichkeit preisgegeben zu sein, und der sich ständig verschlimmernde Zustand des traumatisierten Körpers steigerten seine Qualen im Laufe der Stunden ins Unerträgliche. Ein Autor schrieb:

Die unnatürliche Haltung machte jede Bewegung zur Qual; die zerrissenen Adern und zerfetzten Sehnen pulsierten mit unaufhörlichem Schmerz; die Wunden, entzündet durch ihre Entblößung, wurden allmählich brandig; die Arterien – besonders am Kopf und am Bauch – schwellen unter dem Druck des angestauten Blutes an; und während jede einzelne Qual langsam zunahm, kam noch die unerträgliche Pein eines brennenden und wütenden Durstes hinzu; und all diese physischen Komplikationen verursachten eine innere Erregung und Angst, die den Ausblick auf den Tod selbst – den Tod, den unbekanntem Feind, vor dessen Nahen die Menschen sonst am meisten erzittern – als eine köstliche und wünschenswerte Erlösung erscheinen ließen.<sup>2</sup>

Der Kaiser Tiberius soll die Kreuzigung als Methode des Strafvollzugs bevorzugt haben, eben weil sie die Qual des Opfers ohne Aussicht auf einen schnellen Tod verlängerte. Da Tod seiner Meinung nach eine Flucht war, stellte jede Hinrichtung, die dem Opfer *vor* dem irdischen Ende nicht möglichst viele Qualen zufügte, im Grunde keine *Bestrafung* dar.

---

<sup>2</sup> Frederick Farrar, *The Life of Christ* (Dutton, Dover: Cassell&Co., 1897, S. 440 [zitiert in: Josh McDowell, *Die Bibel im Test*, CLV Bielefeld, 2002, S. 291]).

Der Tod eines Gekreuzigten trat normalerweise durch allmähliches Ersticken ein. Der Körper des Opfers befand sich in einer Hängelage, so dass sich das Zwerchfell ernstlich zusammenkrampfte. Um ausatmen zu können, musste sich der Betreffende mit den Füßen hochdrücken, so dass dem Zwerchfell etwas Bewegungsfreiheit blieb. Weil das Opfer dies infolge von Erschöpfung, heftigen Schmerzen bzw. Muskelschwund letztendlich nicht mehr tun konnte, starb es schließlich aufgrund von Sauerstoffmangel. Truman Davis, ein Arzt, der die körperlichen Auswirkungen der Kreuzigung untersuchte, beschrieb, wie dies im Falle Jesu ausgesehen haben könnte:

Die Arme ermüden, große Wellen von Krämpfen zucken durch die Muskulatur, die sich in tiefem, unbarmherzig pochenden Schmerz verhärtet. Diese Krämpfe bewirken zusätzlich, dass sich Jesus nicht mehr nach oben drücken kann. An den Armen hängend, erstarrt seine Brustmuskulatur, und die innere Organmuskulatur wird funktionsuntüchtig. Luft kann jetzt eingeatmet, jedoch nicht mehr ausgeatmet werden. Jesus versucht krampfhaft, sich hochzudrücken, um wenigstens noch einmal Luft aufnehmen zu können. Schließlich staut sich Kohlendioxid in den Lungen und in den Blutadern an. Die Krämpfe lassen etwas nach, sodass er sich krampfartig etwas hochdrücken kann, um auszuatmen und Leben spendende Luft zu sich zu nehmen ...

Stunden grenzenloser Schmerzen folgen, Zyklen des Sich-Windens, gliederzerreißende Krämpfe, unterbrochene Erstickungsanfälle, brennende Schmerzen, wenn Gewebe von seinem wunden Rücken abgescheuert wird, während er sich auf und ab bewegt und an dem rauen Balken scheuert. Dann beginnt ein zweiter Todeskampf – ein tiefer, stechender Schmerz in der Brust, als das Perikardium (Herzbeutel) sich langsam mit Serum füllt und das Herz einzudrücken beginnt.

Es ist nun fast vorbei. Der Verlust der Gewebeflüssigkeit hat einen kritischen Stand erreicht. Das zusammengedrückte Herz

kämpft, um schweres, dickes, träges Blut in das Gewebe zu pumpen. Die gequälten Lungen machen einen verzweifelten Versuch, keuchend etwas Luft zu schnappen. Das auffallend trockene Gewebe schickt eine Flut von Reizen an das Gehirn.<sup>3</sup>

Nachdem die Beine völlig kraftlos und gefühllos geworden waren, konnte sich das Opfer nicht mehr hochdrücken, um zu atmen. Der Tod trat daher rasch ein. Deshalb wandten die Römer manchmal das *crucifracture* an: Sie brachen die Beine unterhalb der Knie, wenn sie den Eintritt des Todes beschleunigen wollten (vgl. Johannes 19,31).

Manchmal trugen auch Austrocknung des Gewebes, durch Verminderung der Gesamtblutmenge verursachter Schock und kongestive Herzinsuffizienz zum vorzeitigen Tod bei. Im Falle Jesu kann man wahrscheinlich davon ausgehen, dass auch intensive Erschöpfung eine weitere wichtige Todesursache gewesen war.

## Die Demütigung

Neben den mit der Kreuzigung verbundenen körperlichen Schmerzen bestand das auffälligste Merkmal dieser Hinrichtungsart darin, dass man als Gekreuzigter das Stigma des Geächteten trug. Die Opfer wurden erbarmungslos verhöhnt. Sie hingen gewöhnlich nackt da. Sie wurden bewusst der Schmach und Schande ausgesetzt. Hebräer 12,2 nimmt darauf Bezug, wenn es dort heißt, dass Christus »die Schande nicht achtete und das Kreuz erduldet.«

Die Schrift deutet darauf hin, dass Christus bei seiner Kreuzigung bewusst aller Kleidungsstücke und aller Würde beraubt wurde. Ja, die Soldaten, die ihn bewachten, warfen das Los über seine verbliebenen Kleidungsstücke. Matthäus schreibt: »Nachdem sie ihn nun gekreuzigt hatten, teilten sie seine Kleider unter sich und warfen

---

<sup>3</sup> »The Crucifixion of Jesus: The Passion of Christ from a Medical Point of View«, *Arizona Medicine*, Bd. 22, Nr. 3 (März 1965), S. 183-187.

das Los, auf dass erfüllt würde, was durch den Propheten gesagt ist: ›Sie haben meine Kleider unter sich geteilt, und über mein Gewand haben sie das Los geworfen.‹ Und sie saßen daselbst und hüteten ihn« (Matthäus 27,35-36; Schlachter). Die darin erwähnte Prophetie findet sich in Psalm 22,19. Dort wird vorausgesagt, dass man über Jesu Kleider das Los werfen würde. Auch dies gehörte von Anfang an zu Gottes souveränem Plan.

Möglicherweise gab es insgesamt fünf Kleidungsstücke, welche die Soldaten unter sich zu verteilen hatten: Sandalen, ein oberkleidähnliches Gewand, eine Kopfbedeckung, einen Gürtel und ein Untergewand. So kleidete sich traditionell ein jüdischer Mann zur Zeit Jesu. Offensichtlich waren die Angehörigen des mit der Bewachung des Opfers beauftragten Quaternions aufgrund der normalen Verfahrensordnung berechtigt, dessen Kleider zu gleichen Teilen unter sich zu verteilen. Wenn jeder ein Kleidungsstück wählte, blieb ein fünftes übrig. Daher schreibt Johannes: »Die Soldaten nun nahmen, als sie Jesus gekreuzigt hatten, seine Kleider – und machten vier Teile, einem jeden Soldaten einen Teil – und das Unterkleid. Das Unterkleid aber war ohne Naht, von oben an durchgewebt. Da sprachen sie zueinander: ›Lasst es uns nicht zerreißen, sondern darum lösen, wessen es sein soll‹« (Johannes 19,23-24). Weil das Unterkleid – ein gesondert angefertigtes, gewebtes Gewand – zweifellos das beste all dieser Kleidungsstücke war, bestimmten sie durch Los, wem es gehören sollte. Nachdem sie seine Kleider verteilt hatten, setzten sie sich nieder, um ihn zu bewachen.

Pilatus reichte die bisherige Verspottung Jesu nicht: Er ließ über seinem Haupt eine große Tafel mit der einzigen Anklage im eigentlichen Sinne anbringen, die gegen ihn erhoben wurde: »Und sie befestigten oben über seinem Haupt seine Beschuldigungsschrift: DIE-SER IST JESUS, DER KÖNIG DER JUDEN« (Matthäus 27,37).

Obwohl alle Evangelisten die Tafel erwähnen, gibt jeder von ihnen den Wortlaut der Aufschrift etwas anders wieder. Sowohl in Lukas 23,38 als auch in Johannes 19,20 heißt es, dass die Aufschrift in Griechisch, Lateinisch und Hebräisch verfasst war. Daher

lassen sich die verschiedenen Varianten leicht erklären. Entweder hielten sie die Aufschrift mit geringfügigen Unterschieden fest, oder aber die Varianten dienten jeweils als unvollständige Wiedergabe ihrer Hauptaussage, wobei der letztgenannte Fall wahrscheinlicher ist. Alle Evangelien stimmen darin überein, dass in der Aufschrift die Wendung DER KÖNIG DER JUDEN enthalten war (Matthäus 27,37; Markus 15,26; Lukas 23,38; Johannes 19,19). Lukas fügt am Anfang »DIESER IST« hinzu, während Matthäus mit »DIESER IST JESUS« beginnt. Die Version des Johannes fängt mit »JESUS, DER NAZORÄER« an. Wenn man alle Varianten zusammensetzt, kommt man im Grunde zu folgendem Wortlaut: »DIESER IST JESUS, DER NAZORÄER, DER KÖNIG DER JUDEN.«

Weil die Ratsmitglieder laut Johannes mit dieser Formulierung unzufrieden waren, wollten sie folgende Änderung der Aufschrift durchsetzen: »*Jener (hat) gesagt ...* ›Ich bin der König der Juden« (Johannes 19,21; Hervorhebung durch den Autor). Doch weil es Pilatus inzwischen leid war, ihr Erfüllungsgehilfe zu sein, sagte er zu ihnen: »Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben« (V. 22).

Christus wurde zwischen zwei Räubern gekreuzigt, wobei sich selbst diese am Spott beteiligten, der gegen ihn gerichtet war. Matthäus schreibt:

Dann werden zwei Räuber mit ihm gekreuzigt, einer zur Rechten und einer zur Linken. Die Vorübergehenden aber lästerten ihn, schüttelten ihre Köpfe und sagten: »Der du den Tempel abbrichst und in drei Tagen aufbaust, rette dich selbst. Wenn du Gottes Sohn bist, so steige herab vom Kreuz.« Ebenso aber spotteten auch die Hohenpriester mit den Schriftgelehrten und Ältesten und sprachen: »Andere hat er gerettet, sich selbst kann er nicht retten. Er ist Israels König, so steige er jetzt vom Kreuz herab, und wir wollen an ihn glauben. Er vertraute auf Gott, der rette ihn jetzt, wenn er ihn liebt; denn er sagte: ›Ich bin Gottes Sohn.« Auf dieselbe Weise schmähten ihn auch die Räuber, die mit ihm gekreuzigt waren (Matthäus 27,38-44).

Der griechische Begriff für »Räuber« deutet darauf hin, dass sie keine Kleinkriminellen, sondern Übeltäter waren, die als Geächtete und Banditen lebten. Dabei hatten sie Morde verübt und menschliches Leid verursacht. Weil sie durchaus Komplizen des Barabbas gewesen sein können, ist es möglich, dass das Kreuz, an dem Christus hing, ursprünglich für ihren Anführer vorgesehen war (was ebenfalls bedeuten würde, dass sich diese Verbrecher des Mordes sowie des Raubes schuldig gemacht hatten).

Wie dem auch sei: Es liegt auf der Hand, dass sie Schurken der brutalsten Art waren. Als sie nämlich am Kreuz hingen und sich beide bereits im Todeskampf befanden, nutzten sie das letzte Quäntchen Kraft, das ihnen noch blieb, um Christus – der ihnen nie etwas zuleide getan hatte – zu verspotten. Sie ergötzten sich daran, ihn zu verspotten – ein Tatbestand, der über ihren wahren Charakter Bände spricht.

Inzwischen wurde der Heiland auch von vielen anderen geschmäht, die am Kreuz vorübergingen und ihre Köpfe schüttelten (V. 39-40). Damit ging eine weitere Weissagung aus der Reihe der Kreuzigungsprophetien in Erfüllung, die in Psalm 22 enthalten sind. Dort beschreibt David prophetisch das Kreuz aus der Perspektive des Messias:

*Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch,  
ein Spott der Leute und verachtet vom Volk.  
Alle, die mich sehen, spotten über mich;  
sie verziehen die Lippen, schütteln den Kopf:  
»Er hat es auf den HERRN gewälzt, der rette ihn,  
befreie ihn, denn er hat ja Gefallen an ihm!«*

V. 7-9

Die um das Kreuz versammelten Spötter verstanden Jesu Worte in Johannes 2,19 genauso falsch wie die falschen Zeugen, die im Prozess vor Kaiphas aufgetreten waren. Obwohl Jesus gesagt hatte: »Brecht

diesen Tempel ab, und in drei Tagen werde ich ihn aufrichten«, hatte Johannes einen Nachsatz hinzugefügt: »Er ... sprach von dem Tempel seines Leibes« (V. 21). Christi Feinde wussten nicht, dass die Prophezie kurz vor ihrer Erfüllung stand, sondern legten seine Worte weiterhin falsch aus – und genau darauf konzentrierten sie ihren Spott.

Von den Ratsmitgliedern, die ebenfalls anwesend waren, ging zweifelsohne ein Großteil des Spotts aus. Sie waren zur Hinrichtungsstätte gekommen, um den Höhepunkt ihres unheilvollen Komplotts mitzuerleben und sich hämisch darüber zu freuen, bevor sie in ihrer Scheinheiligkeit nach Hause gingen, um ihr Passahmahl zu feiern.

Mit ihrem Spott versuchten sie verzweifelt, sich einzureden und alle anderen Augenzeugen davon zu überzeugen, dass Jesus nicht der Messias Israels sei. Ihrer Meinung nach konnte der Messias nicht bezwungen werden. Die Tatsache, dass Jesus dort so hilflos sterbend am Kreuz hing, war – was sie betraf – der Beweis dafür, dass er seinem Anspruch nicht gerecht wurde. Daher kosteten sie ihren Triumph voll aus, indem sie, unter die vielen Schaulustigen gemischt, umherstolzten. Ihre höhnischen Bemerkungen sollten alle hören und waren doch wahllos in die Menge geschleudert: »Andere hat er gerettet, sich selbst kann er nicht retten. Er ist Israels König, so steige er jetzt vom Kreuz herab, und wir wollen an ihn glauben. Er vertraute auf Gott, der rette ihn jetzt, wenn er ihn liebt« (Matthäus 27,42-43). Wenn sie solche geistlichen Führer gewesen wären, wie sie hätten sein sollen, wäre ihnen sicher aufgefallen, dass sie mit ihren Worten fast wörtlich die Prophetie aus Psalm 22,9 wiederholten.

Sie standen an der Spitze der Priesterschaft in Israel. Obwohl sie mit religiösen Fragen bestens vertraut waren, kannten sie Gott überhaupt nicht. Sie trugen daher auch unter all denen, die an der Erniedrigung Christi beteiligt waren, die größte Schuld. Obgleich sie vorgaben, auf dem Lehrstuhl des Mose zu sitzen (Matthäus 23,2), glaubten sie Mose nicht (Johannes 5,46). Obwohl sie behaupteten, Gottes Sprachrohr zu sein, waren sie in Wirklichkeit Kinder Satans (Johannes 8,44).



Wie auch in allen anderen Fällen unterließ Jesus Schmähungen gegenüber denen, die ihn schmähten. Seine Reaktion gegenüber seinen Peinigern sah anders aus: Als er bereits am Kreuz hing, bat er Gott in einem zu Herzen gehenden Gebet für sie um Gnade (Lukas 23,34). Er war bewusst, willentlich und in unterwürfigem Gehorsam gegenüber Gott ans Kreuz gegangen, um für die Sünden anderer zu sterben. Die Misshandlung und Folter, die *Menschen* ihm zufügten, umfasste Qualen, die unser Fassungsvermögen übersteigen. Und dennoch waren sie nichts im Vergleich zu dem Zorn Gottes gegenüber der Sünde, die Jesus trug.



# Kapitel 11

Darum liebt mich der Vater, weil ich mein Leben lasse, um es wiederzunehmen. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selbst. Ich habe Vollmacht, es zu lassen, und habe Vollmacht, es wiederzunehmen. Dieses Gebot habe ich von meinem Vater empfangen.

Johannes 10,17-18

## Die sieben letzten Worte Christi

Aufgrund der mit der Kreuzigung verbundenen körperlichen Qualen fiel Christus das Sprechen während seiner letzten Stunden am Kreuz außerordentlich schwer. Die Schrift hält nur sieben kurze Worte des Heilands am Kreuz fest. Jedes davon lässt jedoch erkennen, dass Christus weiterhin der souverän Handelnde war – selbst in seinem Sterben. Und jedes seiner Worte birgt einen Bedeutungsreichtum.

### Eine Bitte um Vergebung

Zunächst bat er für seine Peiniger um Gnade. Lukas berichtet, dass er diese Worte sprach, kurz nachdem das Kreuz auf Golgatha aufgerichtet worden war und während die Soldaten noch um seine Kleidung losten. Mit folgenden Worten bat er Gott für sie um Vergebung: »Und als sie an den Ort kamen, der Schädelstätte genannt wird, kreuzigten sie dort ihn und die Übeltäter, den einen zur Rechten, den anderen zur Linken. Jesus aber sprach: ›Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun‹« (Lukas 23,33-34).

J. C. Ryle schrieb: »Unser Herr sprach diese Worte wahrscheinlich zu dem Zeitpunkt, als er an das Kreuz genagelt wurde, bzw. als das Kreuz aufgerichtet worden war. Wir sollten darauf hinweisen, dass

der Mittlerdienst des Großen Hohenpriesters in dem Augenblick einsetzte, als das Blut des Großen Opfers zu fließen begann.« Während andere ihn verspotteten – ja, als das Spott- und Hohngelächter seinen Höhepunkt erreichte –, reagierte Christus ganz anders, als es die meisten Menschen getan hätten. Statt seine Feinde zu bedrohen, es ihnen zurückzugeben oder sie zu verfluchen, betete er für sie zu Gott.

Wie wir es bei so vielen Einzelheiten im Umfeld des Todes Jesu gesehen haben, ging mit diesem priesterlichen Eintreten für seine eigenen Mörder eine alttestamentliche Prophetie in Erfüllung: »Er (hat) seine Seele ausgeschüttet ... in den Tod und (ließ) sich zu den Übertretern zählen ... *Er* aber hat die Sünde vieler getragen *und für die Verbrecher Fürbitte getan*« (Jesaja 53,12; zweite Hervorhebung durch den Autor). Die ganze Bedeutung des Kreuzestodes lässt sich in diesem einen Akt der Fürsprache zusammenfassen: »Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn errettet werde« (Johannes 3,17). Sicher wäre jeder Sterbliche unter diesen Umständen nur von dem Wunsch getrieben worden, seine Mörder zu verfluchen oder zu schmähen. Man könnte gar auf den Gedanken kommen, dass der Mensch gewordene Gott vielleicht irgendeine Form des jähren göttlichen Gerichts gegen so boshaft handelnde Menschen hätte herabrufen wollen. Doch Christus war gekommen, um ein Gnadenwerk zu vollbringen. Er starb, um Vergebung für Sünden zu erkaufen. Und selbst auf dem Höhepunkt seines Todeskampfes war es Erbarmen, das sein Herz erfüllte.

Die Wendung »denn sie wissen nicht, was sie tun« deutet keineswegs darauf hin, dass sie sich ihres sündigen Verhaltens nicht bewusst waren. Unwissenheit spricht niemanden von Sünde los. Dass sie gottlos handelten, war diesen Menschen durchaus bekannt. Die meisten waren sich der *Tatsache*, dass sie Böses taten, voll bewusst. Pilatus selbst hatte Jesu Unschuld bezeugt. Die Ratsmitglieder wussten ganz genau, dass sie keine berechtigten Anklagen gegen ihn vorbringen konnten. Obwohl die Soldaten und die Angehörigen der Menge leicht erkennen konnten, dass hier großes Unrecht geschah, waren sie dennoch mit hämischer Freude daran beteiligt.

Viele der schaulustigen Spötter auf Golgatha hatten miterlebt, wie Christus lehrte und Wunder tat. In ihrem Herzen hatten sie wohl kaum geglaubt, dass er es verdient hatte, so zu sterben. Ihre bloße Ignoranz war nicht zu entschuldigen und sprach sie gewiss nicht von der Schuld los, die ihr Tun mit sich brachte.

Das *ungeheure Ausmaß* ihres Verbrechens entging ihnen jedoch. Sie waren blind gegenüber der vollen Realität, die darin bestand, dass sie den Sohn Gottes kreuzigten. Sie waren geistlich unempfänglich, weil sie die Finsternis mehr liebten als das Licht. Daher erkannten sie nicht, dass der Eine, den sie töteten, das Licht der Welt war. »(Denn) wenn sie sie (d.h. Gottes Weisheit) erkannt hätten, so würden sie wohl den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt haben« (1. Korinther 2,8).

Wo finden sich Erhörungen des Gebets Jesu? Bei zahllosen Gelegenheiten. Die erste Erhörung fand in der Bekehrung eines der neben Jesus am Kreuz hängenden Verbrecher statt (Lukas 23,40-43). Eine weitere folgte unmittelbar danach, als sich ein Hauptmann bekehrte – einer derjenigen Militärangehörigen, die Christus gekreuzigt hatten (V. 47). Andere Erhörungen des Gebets schlossen sich in den Wochen und Monaten nach der Kreuzigung – insbesondere zu Pfingsten – an, als eine ungeheuer große Anzahl von Menschen in Jerusalem zum Glauben an Christus kam. Zweifellos waren viele von ihnen dieselben Leute, die lautstark Jesu Tod gefordert und ihn geschmäht hatten, als sie um das Kreuz geschart waren. Uns wird beispielsweise in Apostelgeschichte 6,7 gesagt, dass eine große Anzahl der Tempelpriester sich später zu Jesus als Herrn bekannte.

Dabei ist es wichtig zu verstehen, dass Jesu Bitte um Vergebung für seine Mörder nicht mit der unmittelbaren und bedingungslosen Vergebung für jeden an der Kreuzigung Beteiligten verbunden war. Er trat vielmehr für all jene ein, die Buße tun und sich ihm als Herrn und Heiland zuwenden würden. Er betete dafür, dass Gott ihnen den Mord an seinem geliebten Sohn nicht zur Last legen möge, wenn sie schließlich das ungeheure Ausmaß ihres Tuns erkennen und den himmlischen Vater um Vergebung für ihre Sünden anflehen würden.

Göttliche Vergebung wird nie denjenigen Menschen gewährt, die in Unglauben und Sünde verharren. Diejenigen, die an ihrem Hass gegenüber Jesus festhielten, wurde durch das Gebet Jesu keineswegs eine automatische Absolution hinsichtlich ihres Verbrechens erteilt. Doch diejenigen, die wie der Hauptmann, der Verbrecher am Kreuz sowie die später gläubig werdenden Priester und Angehörigen der Menge Buße taten und Vergebung suchten, würden in überreichem Maße Gnade finden, weil Christus für sie gebetet hatte. Letztlich galt dies für all jene, die ihn annehmen würden.

Das Gebet war ein Zeichen der Gnade, die allen Beteiligten angeboten wurde. Er betete laut um ihretwillen (vgl. Johannes 11,42). Ihre Sünde war so unergründbar abscheulich, dass die meisten der Meinung gewesen wären, sie hätten eine unvergebbare Sünde begangen, wenn nicht Zeugen da gewesen wären, die tatsächlich hörten, wie er für seine Mörder um Vergebung bat.

Die von Christus erbetene Vergebung wird allen umsonst angeboten (Offenbarung 22,17). Ja, Gott *sehnt sich danach*, bußfertigen Sündern vergeben zu können. (Der Vater des verlorenen Sohnes verkörpert Gottes Verlangen, Menschen zu vergeben.) Er bittet jeden Sünder inständig, sich mit ihm versöhnen zu lassen (2. Korinther 5,20; Hesekiel 18,3-32; Apostelgeschichte 17,30). Denjenigen, die darauf eingehen, gilt seine Zusage der überreichen Vergebung ohne Gegenleistung. Und dieses Angebot wurde sogar jenen gewährt, die persönlich am Mord Jesu beteiligt waren.

## **Eine Verheißung der Errettung**

Mit Christi zweitem Ausspruch am Kreuz erfüllt sich erstmals auf herrliche Weise sein Gebet um Vergebung für seine Mörder. Er zeigt, welche Freigebigkeit diesem Angebot zugrunde lag, selbst wenn es jenem galt, mit dem man am wenigsten gerechnet hätte.

Als sich der Todeskampf am Kreuz hinzog, erlebte einer der beiden Verbrecher, der Christus zuvor verspottet hatte, eine Herzensumwandlung. Was den Anstoß zu dieser Wandlung gab, wird nicht

erwähnt. Vielleicht hatte der Verbrecher Jesu Gebet um Gnade gehört und war davon bewegt gewesen, indem er erkannte, dass es ihm galt. Was auch immer diese Kehrtwendung auslöste – sie stellte ein gewaltiges Wunder dar.

Der Mann war zweifellos eine der verkommensten Gestalten auf dem Schauplatz des Geschehens. Er und sein Komplize waren Berufsverbrecher – Männer, deren Lebensprogramm darin bestanden hatte, als Räuber und Gewalttätige Chaos herbeizuführen. Dass die beiden durch und durch boshaft sowie charakterlich völlig verkommen waren, zeigt sich anhand der Tatsache, dass sie als Todgeweihte ihre letzte Kraft dazu nutzten, wie die anderen Christus zu verspotten. Sie wussten offensichtlich, dass er unschuldig war, weil der bußfertige Verbrecher seinen Komplizen später zurechtwies, indem er sagte: »Dieser ... hat nichts Ungeziemendes getan« (Lukas 23,41). Bevor aber dieser Verbrecher Buße tat, kannte ihr Spott und Hohn ihm gegenüber keine Grenzen.

Es sollte jedoch der Zeitpunkt kommen, da aus dem Spott des einen Verbrechers Schweigen und aus dem Schweigen eine bußfertige Haltung wurde, so dass sein Herz völlig umgewandelt wurde. Er hatte Jesus aufmerksam beobachtet – denjenigen, der all diese Misshandlungen so geduldig ertrug und dabei seine Peiniger nie schmähte oder beschimpfte. Währenddessen erkannte der Verbrecher allmählich, dass der Mann am Kreuz in der Mitte tatsächlich seinem Anspruch gerecht wurde. Dass er wirklich Buße getan hatte, wird in der plötzlichen Änderung seines Verhaltens deutlich, als sich seine höhnischen Bemerkungen in Worte wandelten, mit denen er Christus Anerkennung zollte.

Zunächst wies er seinen Komplizen zurecht: »Auch du fürchtest Gott nicht, da du in demselben Gericht bist? Und wir zwar mit Recht, denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind; dieser aber hat nichts Ungeziemendes getan« (V. 40-41). Mit diesen einsichtsvollen Worten bekannte er die eigene Schuld und gestand auch ein, dass er zu Recht bestraft worden war. Außerdem bekräftigte er damit die Unschuld Christi.

Dann wandte er sich Jesus zu und bekannte ihn als Herrn: »Jesus, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!« (V. 42; Unrev. Elberfelder: »Gedenke meiner, Herr, ...« [Anmerkung des Übersetzers]).

Nachdem er bekannt hatte, dass Jesus Herr und König ist, folgte unmittelbar danach Jesu Antwort – das zweite seiner letzten sieben Worte: »Und Jesus sprach zu ihm: ›Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradies sein‹« (V. 43).

Keinem Sünder ist je eine eindeutigere Heilszusicherung gegeben worden. Hier wurde jemand unmittelbar und bedingungslos als Heiliger in das Reich des Heilands aufgenommen, mit dem man am wenigsten gerechnet hätte. Dieses Beispiel umfasst eine der größten biblischen Veranschaulichungen der Wahrheit von der Rechtfertigung durch Glauben. Dieser Mann hatte nichts getan, womit er sich das Heil hätte *verdienen* können. Ja, er war überhaupt nicht mehr imstande, irgendetwas Verdienstvolles zu tun. Als einer, der im Todeskampf bereits nach Luft rang, besaß er keinerlei Hoffnung darauf, vor Christus etwas *vorweisen* zu können. Doch indem er erkannte, dass er in einer völlig hoffnungslosen Situation war, wollte der Verbrecher von Christus nur ein bescheidenes Gnadenzeichen haben: »Gedenke meiner.«

Der Verbrecher hatte, ganz am Ende seiner Kraft, eine letzte Bitte. Er flehte inständig um einen bescheidenen Gnadenerweis, den er – wie er wusste – nicht verdiente. Darin hallt der Klageruf des Zöllners wider. Dieser »wollte sogar die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: ›O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig‹« (Lukas 18,13). Wollte er wie der Verbrecher ewiges Leben empfangen und in das Reich aufgenommen werden, war er ebenso auf die Verdienste eines anderen angewiesen. Und dennoch gab Jesus in beiden Fällen die umfassende und unmittelbare Zusicherung völliger Vergebung und des ewigen Lebens. Dies sind klassische Beweise dafür, dass die Rechtfertigung allein durch Glauben erfolgt.

Als Jesus dem sterbenden Verbrecher antwortete, gab er ihm an einer uneingeschränkten Verheißung völliger Vergebung Anteil, die



jede böse Tat seines Lebens zudeckte. Er sollte keine Sühnung für die eigenen Sünden erwirken, keine Bußübungen praktizieren, keinen Ritus vollziehen. Er war auch nicht für das Fegefeuer bestimmt. Wenn es nämlich wirklich einen solchen Ort geben sollte und wenn die Lehren, die mit dem Glauben an das Fegefeuer stets einhergehen, stimmen würden, wäre diesem Mann dort ein langer Aufenthalt beschieden gewesen. Stattdessen jedoch empfing er volle, freie und sofortige Vergebung: »Heute wirst du mit mir im Paradies sein.«

Mehr sagte Christus ihm nicht. Doch dies war alles, was der Verbrecher hören musste. Obwohl er noch immer unbeschreibliche körperliche Qualen litt, war der notvolle Zustand seiner Seele gewichen. Erstmals in seinem Leben war er von der Last seiner Sünde frei. Der Retter neben ihm trug für ihn diese Sünde. Und der Verbrecher trug jetzt das Kleid der völligen Gerechtigkeit Christi. Bald würden sie gemeinsam im Paradies sein. Der Verbrecher konnte auf das entsprechende Wort Christi bauen.

## **Eine Vorkehrung für seine Mutter**

Unter dem Kreuz Jesu befanden sich nicht nur seine Feinde. Als sich an diesem Morgen in Jerusalem die Nachricht verbreitete, dass Christus verhaftet und vom Hohen Rat zum Tode verurteilt worden war, kamen einige derjenigen, die ihm in besonderer Liebe zugehört waren, um ihm nahe zu sein. Johannes 19,25 beschreibt dieses Geschehen folgendermaßen: »Es standen aber bei dem Kreuz Jesu seine Mutter und die Schwester seiner Mutter, Maria, des Kleopas Frau, und Maria Magdalena.« Einige Ausleger sind der Meinung, dass Johannes nur drei Frauen erwähnt und dass »die Schwester seiner Mutter« mit »Maria, des Kleopas Frau« identisch ist. Dies würde jedoch bedeuten, dass beide Schwestern Maria hießen – ein Fall, der äußerst unwahrscheinlich ist. Stattdessen will Johannes anscheinend sagen, dass drei Frauen namens Maria (Jesu Mutter, die Frau des Kleopas und Maria Magdalena) sowie eine vierte Frau (Marias Schwester) anwesend waren. Obwohl deren Name nicht angegeben

wird, könnte es Salome, die Mutter von Jakobus und Johannes, gewesen sein. Johannes lässt in V. 26 ebenso erkennen, dass er selbst zugegen war, indem er jene Selbstbezeichnung wählt, die auch sonst in seinem Evangelium erscheint – »der Jünger ... den Jesus liebte« (vgl. Johannes 21,20-24).

Die Tatsache, dass sie das Sterben Jesu mit ansehen mussten, war für die ihm Nahestehenden zweifellos äußerst qualvoll. Doch für niemanden war der Schmerz größer als für Maria, seine leibliche Mutter. Jahre zuvor hatte der alt gewordene Prophet Simeon nach seiner Geburt zu ihr gesagt: »Siehe, dieser ist gesetzt zum Fall und Aufstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird – *aber auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen* –, damit die Überlegungen aus vielen Herzen offenbar werden« (Lukas 2,34-35; Hervorhebung durch den Autor). Das Schwert, von dem Simeon gesprochen hatte, durchdrang jetzt ihr Herz, als sie sah, wie ihr erstgeborener Sohn starb.

Sie hatte ihn von Kindesbeinen an großgezogen. Sie wusste besser als alle anderen, dass er in jeder Beziehung vollkommen war. Und dennoch musste sie mit ansehen, wie eine Vielzahl von Menschen ihrem Sohn große Verachtung entgegenbrachten, indem sie ihn grausam behandelten und verspotteten. Während er als Hilfloser blutend und ausgezehrt am Kreuz hing, konnte sie nichts tun, außer Zeugin seiner Todesqual zu sein. Die Betrübnis und der Kummer, die solch ein Anblick für seine Mutter mit sich brachten, ist unergründlich groß. Und doch: Statt aufzuschreien und in Hysterie zusammenzubrechen, sich abzuwenden und furchterfüllt zu fliehen oder bei diesem furchtbaren Anblick in Ohnmacht zu fallen, blieb sie stehen. Damit ist sie das Vorbild für Standhaftigkeit schlechthin.

Jesus sah, wie sie dort stand und trauerte. Sein drittes Wort am Kreuz spiegelt die innige Liebe eines Sohnes zu seiner Mutter wider: »Als nun Jesus die Mutter sah und den Jünger, den er liebte, dabeistehen, spricht er zu seiner Mutter: ›Frau, siehe, dein Sohn!‹ Dann spricht er zu dem Jünger: ›Siehe, deine Mutter!‹ Und von jener Stunde an nahm der Jünger sie zu sich« (Johannes 19,26-27).

Als Jesus sagte: »Siehe, dein Sohn!«, nahm er nicht auf sich Bezug. Vielmehr wies er wahrscheinlich mit einem Seitenblick auf Johannes. Damit traf er in gnadenreicher Weise Vorsorge für die künftigen Lebensjahre Marias: Er übertrug Johannes die Verantwortung dafür, für Maria in deren Alter zu sorgen.

Dies war eine wunderbare Geste – eine Haltung, die viel darüber aussagt, dass Jesu Liebe stets persönlicher Art war. Obwohl er unter derart furchtbaren Qualen starb, wandte sich Jesus als König der Liebe selbstlos anderen, um sein Kreuz gescharten Menschen zu, um für deren irdische Bedürfnisse zu sorgen. Obwohl er mit dem bedeutsamsten Anliegen in der Heilsgeschichte beschäftigt war, dachte er daran, für die Bedürfnisse einer Frau, nämlich seiner Mutter, zu sorgen.

Er redet sie mit »Frau« an. Nirgendwo in den Evangelien lesen wir von der Anrede »Mutter«, sondern nur von »Frau«. Dieser Ausdruck zeugt nicht von Unehreerbietigkeit. Er unterstreicht vielmehr die Tatsache, dass Christus für Maria weitaus mehr als nur Sohn war. Er war darüber hinaus ihr *Heiland* (vgl. Lukas 1,47). Maria war keine sündlose Miterlöserin. Sie war auf göttliche Gnade angewiesen wie der geringste unter den Sündern. Nachdem Christus das Mannesalter erreicht hatte, entsprach ihre Beziehung zu ihm dem Verhältnis, das alle gehorsamen Gläubigen zum Herrn haben. Sie war eine Jüngerin, er war der Meister.

Christus selbst wies diejenigen zurecht, die Maria in die Stellung einer besonders Verehrten erheben wollten: »Da erhob eine Frau aus der Volksmenge ihre Stimme und sprach zu ihm: ›Glückselig der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die du gesogen hast!‹ Er aber sprach: ›Gewiss, doch glücklich, die das Wort Gottes hören und befolgen!« (Lukas 11,27-28). Maria war glücklich, weil sie dem Wort Gottes gehorchte – so wie dies jeder andere Gläubige tut. Ihre Stellung als leibliche Mutter Christi brachte ihr keine besonderen Titel wie »Miterlöserin« oder »Himmelskönigin« ein. Damit wurde sie auch nicht in irgendeiner Form vergöttert, wie dies der mittelalterliche Aberglaube im Zusammenhang mit dem weit verbreiteten Marienbild getan hat.

Stellen wir ganz deutlich heraus: Jeder, der Maria eine Ehrenstellung, einen Titel oder Eigenschaften verleiht, die sie hinsichtlich des Erlösungswerks mit ihrem Sohn im Grunde gleichstellen oder sie in den Stand einer besonders Verehrten erheben, praktiziert eine Form des Götzendienstes.

Dennoch liebte und ehrte Christus Maria *als Mutter*. Er erfüllte das fünfte Gebot so vollkommen wie alle anderen Gebote. Und zu der Verpflichtung, die eigenen Eltern zu ehren, gehört die Pflicht, darauf zu achten, dass sie in ihrem Alter versorgt sind. Christus hat sich dieser Pflicht nicht entzogen.

Vielleicht ist der Hinweis bedeutsam, dass Jesus Maria nicht der Fürsorge seiner Halbbrüder anvertraute. Maria war zu diesem Zeitpunkt offenbar bereits verwitwet. Über Joseph wird im Anschluss an die Geburts- und Kindheitserzählungen Jesu nichts berichtet. Anscheinend war er zu der Zeit, als Jesus seinen öffentlichen Dienst begann, schon gestorben. Die Schrift deutet jedoch darauf hin, dass Maria und Joseph nach Jesu Geburt eine Ehe führten, die in jeder Hinsicht normal war (Matthäus 1,25). Trotz der Behauptungen der römisch-katholischen Kirche haben wir aufgrund der Schrift keinen Anhaltspunkt für die Annahme, dass Maria für immer Jungfrau geblieben ist. Im Gegenteil: Die Evangelien legen eindeutig dar, dass Jesus Brüder hatte (Markus 3,31-35; Johannes 2,12; Lukas 8,19-21). Matthäus erwähnt sogar ihre Namen: »Jakobus und Joseph und Simon und Judas« (Matthäus 13,55). Eigentlich müsste man sie als Halbbrüder bezeichnen, da sie leibliche Nachkommen von Maria *und* Joseph waren.

Warum hat Jesus nicht einen seiner Halbbrüder dazu bestimmt, für Maria zu sorgen? Weil zu diesem Zeitpunkt noch Johannes 7,5 galt: »Seine Brüder glaubten nicht an ihn.« *Nachdem* Jesus aus den Toten auferstanden war, kamen sie zum Glauben. Daher wird in Apostelgeschichte 1,14 berichtet, dass sie zu denjenigen gehörten, die im Obersaal zum Gebet zusammenkamen – dort, wo sie zu Pfingsten das Kommen des Heiligen Geistes erlebten: »Diese alle verharrten einmütig im Gebet mit einigen Frauen und Maria, der

Mutter Jesu, *und mit seinen Brüdern*« (Hervorhebung durch den Autor). Doch zu der Zeit, als Jesus starb, waren sie offensichtlich noch keine Gläubigen. Deshalb befahl er, als er am Kreuz starb, seine Mutter zu diesem Zeitpunkt der Fürsorge seines geliebten Jüngers Johannes an.

## **Eine Bitte an seinen Vater**

Jesu viertes Wort am Kreuz ist dasjenige, welches das weitaus größte Geheimnis und die größte Bedeutungsvielfalt in sich birgt. Matthäus schreibt: »Aber von der sechsten Stunde an kam eine Finsternis über das ganze Land bis zur neunten Stunde; um die neunte Stunde aber schrie Jesus mit lauter Stimme auf und sagte: ›Eli, eli, lema sabachthani?‹ Das heißt: ›Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?‹« (Matthäus 27,45-46).

Auf den ersten Blick erweckt dies den Eindruck, als spreche Christus die Worte von Psalm 22,2 nur nach (»Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Fern von meiner Rettung sind die Worte meines Gestöhns«). Doch angesichts der Tatsache, dass der gesamte Psalm 22 eine ausführliche Prophetie hinsichtlich der Kreuzigung beinhaltet, ist es vielleicht besser, den Psalm als prophetische Vorwegnahme des Herzensschreis Jesu in dem Augenblick anzusehen, als er die Sünden der Welt am Kreuz trug. Dies war mehr als ein bloßes Nachsprechen.

Einige Ausleger haben alles Mögliche versucht, um zu erklären, warum Jesus so etwas gesagt hat. Für sie ist es undenkbar, dass sich Jesus am Kreuz tatsächlich verlassen fühlte. Noch unvorstellbarer erscheint ihnen der Gedanke, dass Gott seinen geliebten Sohn in irgendeiner Beziehung verlassen hat. Und daher behaupten sie nachdrücklich, dass Jesus nur ein Schriftwort nachgesprochen habe, statt zum Ausdruck zu bringen, was sein Herz wirklich bewegte.

Doch diese Haltung lässt ein ernstes Missverständnis dessen erkennen, was am Kreuz stattfand. Als Christus dort hing, trug er die Sünden der Welt. Er starb als Stellvertreter für andere. Ihm wurde

die Schuld ihrer Sünden zugerechnet. Er hatte sie im Blick, als er die Strafe für diese Sünden auf sich nahm. Und des Wesentlichste dieser Strafe bestand darin, dass Gott seinen Zorn gegenüber Sündern ausgoss. Auf geheimnisvolle Art und Weise goss der Vater in jenen furchtbaren Stunden am Kreuz das Vollmaß seines Zorns gegenüber der Sünde aus, wobei es Gottes geliebter Sohn war, den dieser Zorn traf!

Darin liegt die wahre Bedeutung des Kreuzes. Diejenigen, die versuchen, das Sühnungswerk Christi irgendwie umzudeuten, enden schließlich bei dem Unterfangen, die Wahrheit von der Sühnung Christi ganz zu leugnen. Christus hat uns nicht nur ein nachahmenswertes Beispiel gegeben. Er war nicht bloß ein Märtyrer, der aufgrund der Gottlosigkeit derjenigen Menschen, die ihn kreuzigten, geopfert wurde. Er stellte vor den Menschen nicht nur öffentlich zur Schau, wie furchtbar Sünde ist. Er brachte gegenüber Satan keinen so genannten »Loskaufpreis« auf. Auch alle anderen Erklärungen, die Verfechter der liberalen Theologie, Sektenanhänger und pseudo-christliche Kirchenvertreter im Laufe der Jahre vorzubringen versucht haben, treffen nicht zu.

Im Folgenden findet sich die Bedeutung des Kreuzesgeschehens: Gott strafte seinen Sohn, als hätte er jede böse Tat begangen, die im Leben eines jeden Sünders, der je zum Glauben kommen sollte, vorgekommen war. Und Gott tat dies so, dass er den Erlösten vergeben und sie so ansehen konnte, als hätten sie das vollkommen gerechte Leben Christi geführt.

Die Schrift lehrt dies ausdrücklich: »Den, der Sünde nicht kannte, hat er für uns zur Sünde gemacht, damit wir Gottes Gerechtigkeit würden in ihm« (2. Korinther 5,21). »Jedoch unsere Leiden – er hat sie getragen, und unsere Schmerzen – er hat sie auf sich geladen. Wir aber, wir hielten ihn für bestraft, von Gott geschlagen und niedergebeugt. Doch er war durchbohrt um unserer Vergehen willen, zerschlagen um unserer Sünden willen. Die Strafe lag auf ihm zu unserm Frieden, und durch seine Striemen ist uns Heilung geworden« (Jesaja 53,4-5). »Er (hat) kein Unrecht begangen ... und kein

Trug (ist) in seinem Mund gewesen ... Doch dem HERRN gefiel es, ihn zu zerschlagen. Er hat ihn leiden lassen. Wenn er sein Leben als Schuldopfer eingesetzt hat, wird er Nachkommen sehen« (V. 9-10). »Ein Gesalbter (wird) ausgerottet werden und wird keine Hilfe finden« (Daniel 9,26). »Das dem Gesetz Unmögliche, weil es durch das Fleisch kraftlos war, tat Gott, indem er seinen eigenen Sohn in Gleichgestalt des Fleisches der Sünde und für die Sünde sandte und die Sünde im Fleisch verurteilte« (Römer 8,3). »Christus hat uns losgekauft von dem Fluch des Gesetzes, indem er ein Fluch für uns geworden ist – denn es steht geschrieben: ›Verflucht ist jeder, der am Holz hängt!‹« (Galater 3,13). »Es hat auch Christus einmal für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, damit er uns zu Gott führe, zwar getötet nach dem Fleisch ...« (1. Petrus 3,18). »Er ist die Sühnung für unsere Sünden« (1. Johannes 2,2).

Das Wort *Sühne* zeugt von einem Opfer, das dargebracht wurde, um Gott zufrieden zu stellen. Mit dem Tod Christi wurden die Forderungen Gottes hinsichtlich derer, die er erlöste, erfüllt. »Dem HERRN *gefiel* es, ihn zu zerschlagen« (Jesaja 53,10; Hervorhebung durch den Autor). Nachdem Gott, der Vater, die Mühsal der Seele seines Sohnes gesehen hatte, waren seine Forderungen *erfüllt* (V. 11). Christus erwirkte Sühne, indem er sein Blut vergoss (Römer 3,25; Hebräer 2,17).

Als Christus am Kreuz starb, stillte er Gottes Zorn gegenüber der Sünde. Gottes gerechten Forderungen und seinem Gerechtigkeits-sinn wurde damit Genüge getan. Als Christus sein Blut vergoss, brachte er Gott ein Sündopfer dar. Mit seinem Tod wurde *nicht* nur der allgemeinen Gerechtigkeit Genüge getan. Auch war sein Tod kein Lösegeld, das Satan gezahlt wurde. Weder Satan noch sonst irgendjemand hatte ein Recht, von Gott ein Lösegeld für Sünder zu fordern. Als Christus die Erwählten von der Sünde loskaufte (1. Timotheus 2,6), wurde das Lösegeld vielmehr Gott gezahlt. Christus starb an unserer statt und an unserer Stelle, wobei über ihn derselbe göttliche Zorn in seiner ganzen Heftigkeit ausgegossen wurde, den *wir* wegen unserer Sünde verdient hatten. Es war eine so schwere

Strafe, dass ein Sterblicher die ganze Ewigkeit in den Qualen der Hölle zubringen könnte und selbst dann nicht einmal ansatzweise den göttlichen Zorn verspürt hätte, der über Christus am Kreuz ausgegossen wurde.

*Darin* bestand das wahre Maß der Leiden Christi am Kreuz. Die mit der Kreuzigung verbundenen körperlichen Qualen – so furchtbar sie auch waren – ließen sich mit dem Zorn des Vaters ihm gegenüber nicht einmal ansatzweise vergleichen. Weil er *dies* auf sich zukommen sah, musste er in Gethsemane Blut schwitzen. *Dies* war der Grund dafür, warum er dem Kreuz mit solchem Entsetzen entgegensah. Wir können nicht einmal ansatzweise all das ergründen, was damit verbunden war, den Preis für unsere Sünde zu zahlen. Für unser Verständnis dieses Geschehens genügt es zu erkennen, dass er all unsere schlimmsten Ängste vor den Schrecken der Hölle – und noch weit mehr – durchlebte, als er die gebührende Strafe für die Missetaten anderer erhielt.

Und in jener furchtbaren, heiligen Stunde konnte man den Eindruck gewinnen, als hätte der Vater ihn verlassen. Obwohl die Liebe des Vaters zu ihm *als Sohn* sicher niemals aufgehört hatte, musste sich Gott von ihm abwenden und ihn verlassen, weil er *unser Stellvertreter* war.

Wir sehen hier Christus, der unter Erschöpfung, Blutverlust und Atemnot leidet und all die körperliche Qual des Kreuzes erduldet. Dennoch stieß er diesen Schrei »mit lauter Stimme« aus. Das beweist, dass er Psalm 22 nicht nur nachgesprochen hat. Dies war vielmehr der Aufschrei seiner Seele – genau jener Sachverhalt, den der Psalm voraussagte. Und wir werden im folgenden Kapitel sehen, dass die ganze Schöpfung mit einem Seufzen einstimmte.

## **Eine Bitte um Linderung**

»Danach, da Jesus wusste, dass alles schon vollbracht war, spricht er, damit die Schrift erfüllt würde: ›Mich dürstet!« (Johannes 19,28). Dieser Satz beinhaltet das fünfte Wort Christi am Kreuz. Als



das Ende nahte, äußerte Christus eine letzte Bitte um körperliche Erquickung. Zuvor hatte er den ihm angebotenen Essig (vgl. Matthäus 27,34; Unrevidierte Elberfelder) ausgespien, der mit einem schmerzlindernden Mittel vermischt war. Nun, da er um Erquickung bat, weil er furchtbaren Durst litt und sein Gewebe austrocknete, wurde ihm nur ein Schwamm gereicht, der mit reinem Essig vollgesogen war. Johannes schreibt: »Es stand nun dort ein Gefäß voll Essig. Sie aber füllten einen Schwamm mit Essig und legten ihn um einen Ysop und brachten ihn an seinen Mund« (V. 29)

In seinem Durst sehen wir das wahre Menschsein Christi. Obwohl er Mensch gewordener Gott war, verspürte er in seinem irdischen Leib all die normalen menschlichen Beschränkungen, denen ein Mensch in seinem Körper tatsächlich unterworfen ist. Und dafür gab es kein anschaulicheres Beispiel als den qualvollen Durst, den er in diesem Augenblick litt, nachdem er stundenlang am Kreuz gehangen hatte. Seine körperlichen Leiden überstiegen alles, was die meisten je durchlebt haben. Und erneut erfüllte sich dabei ein Schriftwort: Ihm wurde lediglich Essig gegeben, damit er seinen heftigen Durst stillen konnte. »Und sie gaben mir zur Speise Gift, und in meinem Durst tränkten sie mich mit Essig« (Psalm 69,22).

## Eine Proklamation des Sieges

Anschließend berichtet Johannes weiter über die Kreuzigung: »Als nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: ›Es ist vollbracht!‹« (Johannes 19,30). Im griechischen Text besteht dieses sechste Wort Jesu am Kreuz aus einem einzigen Begriff: *Tetelestai!* Lukas 23,46 deutet darauf hin, dass er bei diesem Ausruf »mit lauter Stimme« sprach.

Dies war ein triumphierender Ausruf, der viele Bedeutungen umfasste. Damit ist nicht nur gemeint, dass sein irdisches Leben vorüber war. Vielmehr wollte er damit sagen, dass das Werk, das der Vater ihm aufgetragen hatte, nun vollendet war. Obwohl er – als er dort hing – in jeder Beziehung wie ein mitleiderregendes, ausgezehrttes Opfer aussah, errang er den größten Triumph in der Geschichte des

Universums. Weil das Sühnungswerk Christi vollendet und die Erlösung für Sünder vollbracht war, stand sein Sieg fest.

Christus hatte für Sünder alles erfüllt, was das Gesetz Gottes von ihnen forderte. Es war vollständige Sühnung erwirkt worden. Alles, was das Zeremonialgesetz vorschattete, hatte seine Erfüllung gefunden. Gottes Gerechtigkeit war Genüge getan. Das Lösegeld für Sünde war vollständig bezahlt worden. Der Lohn der Sünde war auf ewig bezahlt worden. Nun brauchte Christus nur noch zu sterben, damit er wieder auferstehen konnte.

Aus diesem Grund kann man dem Erlösungswerk Christi nichts hinzufügen. Keine religiöse Zeremonie – weder Taufe noch Bußübung oder irgendein anderes menschliches Werk – muss hinzugefügt werden, um sein Werk wirksam werden zu lassen. Keine zusätzlichen menschlichen Werke könnten je die Sühnung, die er am Kreuz erwarb, vervollkommen oder ergänzen. Der Sünder muss nichts dazu beitragen, wenn er Vergebung oder eine rechte Stellung vor Gott erlangen will. All das, was Christus getan hat, genügt zu unserer völligen Errettung. *Tetelestai!* Sein Sühnungswerk ist vollbracht, und zwar vollständig. »Denn aus Gnade seid ihr errettet durch Glauben, und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken, damit niemand sich rühme« (Epheser 2,8-9).

## Ein Gebet der Vollendung

Unmittelbar nach dem Ausruf »Es ist vollbracht!« folgte Christi letztes Wort am Kreuz. Dies war ein Gebet, das seine uneingeschränkte Unterwerfung als Kennzeichen seiner von Anfang an vorhandenen Herzenshaltung zum Ausdruck brachte. Lukas zeichnet jene letzten Worte folgendermaßen auf: »Und Jesus rief mit lauter Stimme und sprach: ›Vater, in deine Hände übergebe ich meinen Geist!‹ Und als er dies gesagt hatte, verschied er« (Lukas 23,46).

Christus starb, wie kein anderer Mensch je gestorben ist. Ein Aspekt seines Todes besteht darin, dass er durch die Hand von Gesetzlosen umgebracht wurde (Apostelgeschichte 2,23). Ein anderer As-

pekt besteht darin, dass der Vater ihn ans Kreuz gehen ließ und ihn dort zerschlug. Der Vater ließ ihn leiden, wobei es ihm gefiel, dies zu tun (Jesaja 53,10). Trotzdem gibt es noch einen weiteren Aspekt: Niemand nahm Christus das Leben. Vielmehr gab er es willentlich für diejenigen hin, die er liebte (Johannes 10,17-18).

Als er schließlich den Geist übergab, war dies nicht mit einem furchtbaren Todeskampf im Angesicht seiner Mörder verbunden. Am Ende rang er nicht verzweifelt mit dem Tod. Als er schließlich starb, war dies wie jeder andere Gesichtspunkt des dramatischen Kreuzigungsgeschehens ein bewusster, souveräner Willensakt seinerseits. Damit wurde unter Beweis gestellt, dass er bis zum letzten Augenblick das gesamte Geschehen souverän unter Kontrolle hatte. Johannes schreibt: »Er neigte das Haupt und übergab den Geist« (Johannes 19,30). Still, in völliger Unterwerfung, gab er schlicht sein Leben hin.

Alles war so geschehen, wie er es zuvor gesagt hatte. Nicht nur Jesus, sondern auch seine Mörder und die spottende Menge – ja, sogar Pilatus, Herodes und die Ratsmitglieder – hatten dazu beigetragen. Damit erfüllte sich vollkommen der festgesetzte Ratschluss Gottes, zeigte sich bis ins kleinste Detail seine Vorkenntnis.

Und somit ließ Christus in aller Gelassenheit und Majestät seine völlige Souveränität bis zum Ende erkennen. Sein Tod schien allen, die ihn liebten – und selbst vielen, die kaum etwas für ihn übrig hatten – eine ihresgleichen suchende Tragödie zu sein. Doch es war der größte Augenblick des Sieges in der Heilsgeschichte. Diese Tatsache verdeutlichte Christus auf herrliche Art und Weise, als er nur wenige Tage später siegreich aus dem Grab hervorbrach.



# Kapitel 12

Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn!

Matthäus 27,54

## Die ganze Schöpfung seufzt

Die Schrift berichtet von einer Reihe außergewöhnlicher Erscheinungen während jener Zeit, als Jesus am Kreuz hing. Diese Ereignisse waren Ausdruck des übernatürlichen Redens Gottes – Ausdruck dessen, was er zur Kreuzigung sagte. Sie beinhalten einen weiteren Beweis für die außerordentliche Bedeutung dessen, was an diesem Tag direkt vor den Toren Jerusalems geschah.

Auf den in die Stadt führenden Straßen drängten sich an diesem Tag die Pilger, die unterwegs waren, weil sie die Passahfeier vorbereiteten. Nur wenige – wenn überhaupt welche – erkannten die grundlegende Wahrheit, dass Gottes wahres Passahlamm an ebendiesem Tag starb, um Vergebung für alle Sünden aller Heiligen zu allen Zeiten zu ermöglichen. Obwohl gerade dies der Wendepunkt der gesamten Heilsgeschichte war, nahmen – was Jerusalem an diesem Tag anging – relativ wenige davon Notiz. Und nur wenige derjenigen, die den Mord an Jesus miterlebten, hatten eine Vorstellung davon, was hier wirklich stattfand.

Doch dann schien plötzlich die ganze Natur innezuhalten und Zeuge dieses Geschehens zu werden.

## Die Sonne verfinstert sich

Das erste der Wunderzeichen, die mit dem Tod Jesu einhergingen, bestand darin, dass sich der Himmel verfinsterte. Matthäus schreibt: »Aber von der sechsten Stunde an kam eine Finsternis über das gan-

ze Land bis zur neunten Stunde« (Matthäus 27,45). Da Matthäus die Stunden nach der jüdischen Zeiteinteilung zählte, entsprach die sechste Stunde der Mittagszeit. In dem Augenblick, als die Sonne am hellsten vom Himmel hätte scheinen sollen, breitete sich eine Finsternis über das ganze Land aus, die drei Stunden lang anhielt.

Damit war vermutlich keine totale Finsternis gemeint, sondern vielmehr der Tatbestand, dass die normale Intensität des Sonnenlichts erheblich herabgesetzt wurde. »Über das ganze Land« ist eine Formulierung, die sich auf das Land Israel beziehen könnte oder aber vielleicht die ganze Erde meint. Ich neige zu der Annahme, dass die Sonne selbst ihren Schein verlor, so dass eine weltweite Finsternis eintrat, die nicht auf ein abgegrenztes Gebiet rings um Jerusalem beschränkt war.

Dies kann keine Sonnenfinsternis gewesen sein, weil das Passah immer auf Vollmond fiel – also auf einen Zeitpunkt, wo ein solches Ereignis nicht in Frage kommt. Gott ist gewiss imstande, das Sonnenlicht zu verdunkeln. Während der Zeit des Mose kam eine Finsternis über Ägypten, weil die damalige Heuschreckeninvasion so massiv war, dass sie zu einer ernsthaften Beeinträchtigung der Sonneneinstrahlung führte (2. Mose 10,14-15). Zur Zeit Josuas trat das Gegenteil ein: Die Sonne schien über Israel für eine Zeit von vollen 24 Stunden stillzustehen (Josua 10,12-14). In der Zeit Hiskias gingen die Schatten der Sonnenuhr zehn Stufen zurück, als sich die Erde etwa vierzig Minuten lang in die entgegengesetzte Richtung zu drehen schien (2. Könige 20,9-11). Die Verfinsterung der Sonne wird in der Schrift häufig als apokalyptisches Zeichen erwähnt (Jesaja 50,3; Joel 3,4; Offenbarung 9,2). Amos schrieb über die letzten Tage der Erde: »An jenem Tag wird es geschehen«, spricht der Herr, HERR, »da lasse ich die Sonne am Mittag untergehen und bringe Finsternis über die Erde am lichten Tag« (Amos 8,9).

Nach einigen Kirchenvätern wurde die übernatürliche Finsternis als Begleiterscheinung der Kreuzigung zu jener Zeit auf der ganzen Welt wahrgenommen. Tertullian erwähnte dieses Ereignis in seinem *Apologeticum* – einem für heidnische Skeptiker bestimmten Werk,

das den christlichen Glauben verteidigte: »In dem Augenblick, als Christus starb, wich das Licht von der Sonne, und das Land wurde am Mittag verfinstert. Dieses Wunder findet sich in euren geschichtlichen Aufzeichnungen und wird in euren Überlieferungen bis zum heutigen Tag aufbewahrt.«

In der gesamten Schrift wird Finsternis mit Gericht verbunden, wobei eine derartige übernatürliche Finsternis auf ein beispielloses Gericht hindeutet (vgl. Jesaja 5,3; Joel 2,2; Amos 5,20; Zephanja 1,14-15). Es gibt mehrere diesbezügliche Deutungsmöglichkeiten verschiedener Ausleger. Einige haben argumentiert, dass Gott die Finsternis als Schleier sandte, um die Leiden und die Nacktheit seines Sohnes zu bedecken. Sie sei ein Gnadenakt gegenüber Christus gewesen. Andere sehen darin eine Andeutung göttlichen Missfallens gegenüber denen, die Christus töteten. Die Schrift sagt nicht, *warum* die Finsternis eintrat, sondern berichtet davon nur als Tatsache. Die Finsternis scheint demnach eindeutig auf göttliches Gericht hinzudeuten. Sie brach zu der Zeit herein, als die Leiden Christi am größten waren – in den drei Stunden, bevor sein Schrei (»Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« [Matthäus 27,46]) zu hören war. Sie kann damit durchaus auf das Gericht des Vaters hinweisen, das über Christus hereinbrach, als er an seinem Leib unsere Schuld trug.

Wie dem auch sei: Die Finsternis erinnert damit gewiss in angemessener Weise daran, dass das Kreuz eine Stätte des Gerichts war. In jenen furchtbaren Stunden der Finsternis stand Christus an unserer Stelle, als der Zorn Gottes wegen unserer Übertretungen über ihn ausgegossen wurde. Und darin mag durchaus der Grund dafür bestehen, dass der biblische Bericht den Höhepunkt der Finsternis mit dem an den Vater gerichteten Aufschrei Christi verbindet: »Um die neunte Stunde aber schrie Jesus mit lauter Stimme auf und sagte: ›Eli, eli, lema sabachthani?‹ Das heißt: ›Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?‹ Als aber einige von den Umstehenden es hörten, sagten sie: ›Der ruft den Elia!‹« (V. 46-47).

*Eli* steht im Hebräischen für Gott. (Markus gebraucht das verwandte aramäische Wort *Eloi*.) *Lema sabachthani* beinhaltet die aramäische

Entsprechung für »Warum hast du mich verlassen?« Da Aramäisch damals die Umgangssprache dieser Region war, ist kaum anzunehmen, dass all jenen, die um das Kreuz geschart waren, die wahre Bedeutung seiner Worte entging. Somit beinhaltete ihre Bemerkung (»Der ruft den Elia!«) eine bewusste Verdrehung seiner Worte. Dies zeigte erneut, wie gemein und sadistisch die Spötter Christus gegenüber waren.

Ihr Verhalten verdeutlicht, dass sie ihn verspotten wollten: »Sogleich lief einer von ihnen und nahm einen Schwamm, füllte ihn mit Essig und steckte ihn auf ein Rohr und gab ihm zu trinken. Die Übrigen aber sagten: ›Halt, lasst uns sehen, ob Elia kommt, ihn zu retten‹« (V. 48-49). Derjenige, der loslief und den Essig holte, tat dies offensichtlich ganz in scheinheiliger Absicht. Obwohl er in Wirklichkeit Jesus verspottete, gab er vor, ihm gegenüber großzügig und barmherzig zu sein. Damit wurde den von Spott motivierten Handlungen eine weitere hinzugefügt. Essig konnte denjenigen, der derart an Austrocknung seines Gewebes litt, keineswegs erfrischen, obwohl das Getränk anderenfalls durchaus von Nutzen gewesen wäre.

Ja, kurz danach äußerte Christus die schon betrachtete Bitte: »Mich dürstet« (Johannes 19,28). Bei dieser Gelegenheit war Essig das Einzige, was ihm gereicht wurde. Inzwischen war dieser schnell zur Hand (V. 29), weil einer der Beteiligten zuvor auf teuflische Weise seinen Spott mit Jesus getrieben hatte. Doch bei Jesu Verlassenheitsruf hatten andere Dabeistehende dem scheinheilig Handelnden nicht einmal gestattet, Christus zum Schein zu Hilfe zu kommen, indem sie sagten: »Halt, lasst uns sehen, ob Elia kommt, ihn zu retten.« Trotz der unheilvollen Dunkelheit ergötzen sie sich an den Leiden Christi. Dabei ließen sie es nicht einmal zu, dass ihm jemand eine Erfrischung reichte – selbst wenn diese dem Gekreuzigten nichts nützte, sondern ihn lediglich arg schmähte.

Matthäus deutet darauf hin, dass der Spott bis in die letzten Augenblicke hinein anhielt. Während dieser Zeit, als die Spötter noch nicht verstummt waren, muss Christus gesagt haben: »Mich dürstet.« Daraufhin wurde ihm ein Schwamm voller Essig gereicht. Dann berichtet Matthäus: »Jesus aber schrie wieder mit lauter Stim-



me.« Indem er »Tetelestai!« rief, gab er sich mit hörbaren Worten in die Hände Gottes: Er »gab den Geist auf« (Matthäus 27,50).

## Der Vorhang zerreißt

Im Augenblick des Todes Christi folgte eine Reihe von bemerkenswerten Wundern. Matthäus schreibt: »Und siehe, der Vorhang des Tempels zerriss in zwei Stücke, von oben bis unten« (V. 51).

Der Vorhang war eine dicke Decke, die den Zugang zum Allerheiligsten im Jerusalemer Tempel versperrte. Dies war der Ort, an dem die Bundeslade als Sinnbild der heiligen Gegenwart Gottes aufbewahrt wurde. Josephus beschreibt den Vorhang als kunstvoll verziert, vom Weber aus blauem Purpur gefertigt.

Es gab lediglich einen Menschen, der überhaupt hinter den Vorhang trat – den Hohenpriester. Er ging nur einmal im Jahr in das Allerheiligste, und zwar am Versöhnungstag, indem er das Blut eines Opfers hineintrug. Der Vorhang war von entscheidender symbolischer Bedeutung. Er lässt erkennen, »dass der Weg zum Heiligtum noch nicht geoffenbart ist« (Hebräer 9,8). Mit anderen Worten: Er erinnerte fortwährend daran, dass die Menschen aufgrund der Sünde nicht in die Gegenwart Gottes treten konnten. Die Tatsache, dass das Sündopfer jährlich dargebracht wurde – und zahllose andere Opfer täglich wiederholt wurden –, zeigte: Tieropfer konnten im Hinblick auf Sünde keine wahre und dauerhafte Sühnung erwirken und die Sünde auch nicht beseitigen. »Denn unmöglich kann Blut von Stieren und Böcken Sünden hinwegnehmen« (Hebräer 10,4).

»Christus aber ist gekommen als Hoherpriester der zukünftigen Güter und ist durch das größere und vollkommener Zelt – das nicht mit Händen gemacht, das heißt, nicht von dieser Schöpfung ist – und nicht mit Blut von Böcken und Kälbern, sondern mit seinem eigenen Blut ein für allemal in das Heiligtum hineingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden« (Hebräer 9,11-12). Indem im Augenblick des Todes Jesu der Vorhang zerriss, wurde auf dramatische Weise versinnbildlicht, dass sein Opfer auf ewig eine hinreichende Süh-

nung für Sünden erwirkt hatte und dass der Weg ins Allerheiligste jetzt offen stand. Im Grunde wurde die gesamte levitische Ordnung mit ihren Zeremonien und Tieropfern – ja, selbst mit ihren Priestern – im Moment seines Todes abgeschafft. Die Erlösten hatten nun freien und direkten Zugang zum Thron der Gnade und brauchten keinen Priester oder Ritus mehr (vgl. Hebräer 4,16).

Indem der Vorhang von oben nach unten zerriss, wurde deutlich, dass es Gott selbst war, der diese Scheidewand beseitigt hatte. Er sagte im Grunde: »Mein Sohn hat diesen Vorhang beseitigt. Es gibt ihn nicht mehr, weil Jesus ein einziges, vollkommenes, ein für allemal geschehenes Opfer gebracht hat, das die Erlösten für immer von ihren Sünden reinigt. Der Weg in meine heilige Gegenwart steht jetzt jedem Gläubigen offen. Alle können frei und ungehindert herzutreten.«

In dem Augenblick, als der Vorhang zerriss, war der Tempel voller Festbesucher, die sich dort aufhielten, um ihre Passahlämmer zu schlachten. Nach den Gedanken Gottes entsprach der Zeitpunkt, als jene Tausende von Lämmern geschlachtet wurden, genau jener Stunde, als das eigentliche Passahlamm starb. Er war das wahre Lamm, das alle anderen Passahlämmer nur versinnbildlichten. Ja, in ihm fand *all* die Symbolik des Tempelgottesdienstes ihre vollkommene Erfüllung. Von diesem Tag an verloren *all* die Tempelzeremonien ihre Bedeutung, weil das, was sie vorschatten sollten, schließlich gekommen war. Nur vierzig Jahre später würde Titus Jerusalem plündern. Dann sollte auch der Tempel selbst völlig zerstört werden. Doch das wahre Ende der alttestamentlichen Opferordnung fiel nicht auf die Zerstörung des Tempels im Jahre 70 n. Chr. Sie endete vielmehr hier im Augenblick des Todes Jesu, als Gott in seiner Souveränität Christi Tod auf ewig zum hinreichenden Opfer für Sünden erklärte, indem er auf übernatürliche Weise den Tempelvorhang von oben nach unten zerriss und den Weg in seine Gegenwart bahnte.

## Die Erde bebt

Genau zu der Zeit, als Christus starb, geschah ein weiteres Wunder.

»Und die Erde erbebe, und die Felsen zerrissen« (Matthäus 27,51). Ein Erdbeben, das so stark war, dass sogar Felsen zerrissen, war ein bedeutsames Naturereignis. (Die im Tempel versammelte Menge nahm wahrscheinlich an, das Erdbeben sei die Ursache dafür gewesen, dass der Vorhang zerriss.) Solch ein starkes Erdbeben wird jeden Bewohner des jüdischen Landes in Schrecken versetzt haben. Obwohl Erdbeben ein ziemlich häufiges Phänomen waren, muss ein Beben, bei dem sogar Felsen zerrissen, sofort alles in der Stadt Jerusalem einige Minuten lang zum Erliegen gebracht haben.

Erdbeben werden – wie die Finsternis – in der Schrift oft gebraucht, um göttliches Gericht zu veranschaulichen. Sie deuten insbesondere auf Gottes Zorn hin. Als Mose Gott am Sinai begegnete, um die Gesetzestafeln entgegenzunehmen, heißt es in 2. Mose 19,18: »Der ganze Berg erbebe heftig.« David schrieb: »Da wankte und bebte die Erde, und die Grundfesten der Berge erzitterten und wankten, denn er war von Zorn entbrannt« (Psalm 18,8). Es »bebte die Erde, auch troffen die Himmel vor Gott, dem vom Sinai, vor Gott, dem Gott Israels« (Psalm 68,9). Der Prophet Nahum schrieb:

*Der HERR ist langsam zum Zorn und groß an Kraft.*

*Doch keinesfalls lässt der HERR ungestraft. –*

*Im Sturmwind und im Unwetter  
ist sein Weg,*

*und Gewölk ist der Staub seiner Füße.*

*Er bedroht das Meer und legt es trocken.*

*Alle Flüsse lässt er versiegen;*

*Es welken Baschan und Karmel,*

*die Blüte des Libanon welkt.*

*Die Berge erbeben vor ihm,*

*und die Hügel zerfließen.*

*Vor seinem Angesicht hebt sich die Erde,*

*das Festland und alle, die darauf wohnen.*

Das Buch der Offenbarung lässt erkennen, dass das letzte Gericht über die Erde mit einem weltweiten Erdbeben beginnen wird, das stärker als alle bisher erlebten Beben sein wird (siehe Hebräer 12,26-27; Offenbarung 6,14-15).

Somit liegt es auf der Hand, dass ein von Gott gewirktes Erdbeben wie im vorliegenden Fall nur auf seinen Zorn hindeuten kann. Am Kreuz wurde der Zorn Gottes gegenüber der Sünde auf den Sohn Gottes ausgegossen. Gott gab ein unübersehbares Zeichen, als das Erdbeben gerade in jenem Augenblick auftrat, als Christi Sühnwerk seinen Höhepunkt erreichte. Vielleicht deutete es auf seinen Zorn angesichts der Tatsache hin, dass die Sünde seinen Sohn so viel gekostet hatte.

## **Die Toten werden auferweckt**

Genau in dem Augenblick, als Christus starb, geschah auch noch ein weiteres Wunder: »Die Gräfte taten sich auf, und viele Leiber der entschlafenen Heiligen wurden auferweckt; und sie gingen nach seiner Auferweckung aus den Gräften und gingen in die heilige Stadt und erschienen vielen« (Matthäus 27,52-53).

Bei vielen Gräbern in und um Jerusalem handelt es sich bis heute um Hohlräume, die in den Stein gehauen und ebenerdig angelegt wurden bzw. nur wenig aus dem Boden ragen. Das Erdbeben war offensichtlich stark genug, um derartige Gräber aufzubrechen. Aber nicht darin bestand das Wunder – dies hätte bei jedem Erdbeben geschehen können. Das große Wunder bestand vielmehr darin, dass die aus den zerborstenen Gräbern Kommenden aus den Toten auferweckt wurden.

Von allen Schreibern der Evangelien erwähnt nur Matthäus dieses Ereignis. Einige haben dies als Grund dafür angeführt, die Glaubwürdigkeit des Matthäus in Zweifel ziehen zu können. Sie haben vorgebracht, dass ein solches beachtenswertes Ereignis gewiss in ganz Jerusalem für Aufsehen gesorgt hätte, wenn es wirklich geschehen wäre. Doch es gibt keinen Grund zu der Annahme, dass

dieses Wunder die Aufmerksamkeit des Volkes erregen sollte. Es schien vielmehr ein Wunder gewesen zu sein, das in aller Stille geschah, obwohl es als solches spektakulär war.

Obwohl »viele ... der entschlafenen Heiligen« auferweckt wurden, traf dies nicht für alle zu. Die Beteiligten waren vielmehr ausgewählte Vertreter einer großen Schar von Heiligen, die in und um Jerusalem begraben waren. Obgleich die Zahl der Auferweckten nicht näher angegeben wird, könnte sich der Begriff »viele« in diesem Fall auf lediglich ein Dutzend oder noch weniger beziehen. (Dies wären noch immer »viele« angesichts der Tatsache, dass Matthäus hier über Menschen schreibt, die aus steinernen Kerkern befreit und ins Leben zurückgerufen wurden!) Dennoch scheint das Wunder von seiner Wirkung her ein ziemlich unauffälliges Ereignis gewesen zu sein, obwohl es als solches aufsehenerregend war.

Doch beachten wir, dass diejenigen, die aus den Toten auferstanden, erst nach Jesu Auferstehung in Jerusalem erschienen. (Die richtige Satzstellung und Interpunktion des Verses findet sich vermutlich in Bibelübersetzungen wie z. B. »Hoffnung für alle«: Sie »verließen ihre Gräber. Nach der Auferstehung Jesu gingen sie in die Stadt und erschienen dort vielen Leuten«.) Wo sich diese auferweckten Heiligen in der Zeit befanden, als sie bereits die Gräber verlassen hatten, aber noch nicht in Jerusalem erschienen waren, wird nicht näher angegeben. Die Tatsache, dass ihre Erscheinungen in die Zeit nach Christi Auferstehung fallen, erinnert uns jedoch daran, dass er der Erstling derjenigen ist, die aus den Toten auferweckt werden (1. Korinther 15,20).

Diese auferstandenen Heiligen erstanden höchstwahrscheinlich mit einem verherrlichten Leib aus den Toten. Ihr Körper war bereits für den Himmel passend gemacht worden (im Gegensatz zu dem noch nicht verherrlichten Leib z. B. von Lazarus nach dessen Auferweckung). Sie »erschieden vielen« (Matthäus 27,53). Obwohl erneut nicht näher angegeben ist, *wie viele* dies betraf, waren es offensichtlich etliche, die als Augenzeugen das Wunder bestätigen konnten. Als Matthäus sein Evangelium schrieb, sind einige dieser Augenzeugen sicher noch am Leben gewesen. Wenn auch Matthäus

nicht sagt, was mit den auferstandenen Heiligen geschah, können wir doch sicher sein, dass sie nicht lange nach Jesu Auferstehung in die Herrlichkeit auffuhren.

Ihr Erscheinen stellte unter Beweis, dass Christus den Tod bezwungen hatte – nicht nur den eigenen Tod, sondern auch denjenigen aller Heiligen. Es wird einmal so sein, dass »*alle*, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören und hervorkommen werden« (Johannes 5,28-29; Hervorhebung durch den Autor). Dieses Wundergeschehen schattete jene letzte große Auferstehung vor.

## Der Hauptmann wird gerettet

Doch das vielleicht bedeutsamste Wunder, das im Augenblick des Todes Jesu geschah, war die Bekehrung des Hauptmanns, der mit der Überwachung der Kreuzigung betraut war. Als das Sühnungswerk Christi abgeschlossen war, wirkte seine ungeheuer große Rettungsmacht bereits im Leben derer, die sich direkt neben ihm befanden. In Matthäus 27,54 heißt es: »Als aber der Hauptmann und die, die mit ihm Jesus bewachten, das Erdbeben sahen und das, was geschah, fürchteten sie sich sehr und sprachen: ›Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn!«

Ein römischer Hauptmann kommandierte eine Abteilung von einhundert Mann (bzw. eine »Zenturie«), die kleinste Einheit einer römischen Legion. Die römische Armee verfügte im gesamten Reich über etwa 25 Legionen. Jede Legion umfasste sechstausend Mann und wurde in zehn Kohorten zu je sechshundert Mann eingeteilt. Jede Kohorte hatte drei Manipels, wobei diese wiederum in je zwei Zenturien eingeteilt wurden. Jede Zenturie wurde von einem Hauptmann, einem »Zenturio«, befehligt. Die Hauptmänner waren in der Regel Berufsoffiziere und galten als abgehärtete Kriegersleute.

Weil sich der betreffende Offizier bei denen befand, die Jesus bewachten, hat es den Anschein, als sei er genau derjenige gewesen, der mit der Überwachung und Ausführung der Kreuzigung Christi – und wahrscheinlich auch mit der Kreuzigung der beiden Verbre-

cher – betraut worden war. Er und seine Männer waren unmittelbare Augenzeugen all dessen, was geschehen war, seit man Jesus in das Prätorium gebracht hatte. Von diesem Zeitpunkt an hatten sie ihn persönlich bewacht. (Es ist sogar möglich, dass der Hauptmann und einige Männer seiner Einheit dieselben Armeeingehörigen waren, die Jesus in der Nacht zuvor gefangen nahmen. Wenn dies zutraf, sind sie von Anfang an Augenzeugen des gesamten Leidenswegs gewesen.) Sie hatten gesehen, wie Jesus schwieg, als ihm seine Feinde Anschuldigungen entgegenschleuderten. Dieselben Soldaten hatten ihn dann zwecks Geißelung an einen Pfosten gebunden, wobei sie beobachteten, wie er selbst diese furchtbare Tortur mit stiller Anmut und Majestät ertrug. Sie selbst hatten ihn erbarmungslos verhöhnt, indem sie ihm einen verblichenen Soldatenmantel umlegten und vorgaben, es sei ein königliches Gewand. Sie hatten ihn mit einem Rohr aufs Haupt geschlagen, das sie ihm in verhöhnender Absicht als Zepter gaben. Ebendiese Soldaten hatten auch eine Krone aus Dornen geflochten, die sich unbarmherzig in seine Kopfhaut bohrten, als sie ihm die Krone aufs Haupt drückten. Sie hatten ihn angespien, verhöhnt und ihn auf jede erdenkliche Weise misshandelt. Bei alledem hatten sie gesehen, wie er all jene Qualen ertrug, ohne irgendeinem seiner Peiniger zu fluchen oder ihn zu bedrohen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten die Soldaten mit eigenen Ohren gehört, dass Pilatus wiederholt Jesu Unschuld bezeugte. Sie wussten sehr wohl, dass Jesus sich keines der Vergehen hatte zuschulden kommen lassen, aufgrund derer er die römischen Interessen hätte bedrohen können. Sie mussten völlig erstaunt darüber gewesen sein, wie sehr er sich von einem gewöhnlichen Verbrecher, der gekreuzigt wurde, unterschied. Zunächst waren sie vielleicht geneigt, ihn als Verrückten abzuschreiben. Doch in der Zwischenzeit konnten sie sehen, dass er nicht wahnsinnig war. Er passte in keine der Kategorien, denen sie all die Opfer bei Hunderten von Kreuzigungen zuordneten, die sie vermutlich überwacht hatten.

Bis jetzt hatte die Einzigartigkeit Christi keinerlei offensichtliche Wirkung auf diese Soldaten hinterlassen. Sie waren abgehärtete

Männer, wobei sie Jesus nicht deshalb, weil er alles still erduldet, anders behandelten. Seine offenkundige Unschuld hatte ihm von ihrer Seite keinerlei Mitleid eingebracht. Sie waren ihm gegenüber nicht barmherzig gewesen. Sie waren Berufssoldaten – dazu ausgebildet, Befehle zu befolgen. Und daher hatten sie Jesu Hände und Füße pflichtbewusst an das Kreuz genagelt. Sie hatten das Kreuz aufrecht gestellt und es in das dafür ausgehobene Loch fallen lassen. Sie hatten über Jesu Gewänder das Los geworfen. Und dann hatten sie sich hingesetzt, um ihn als Sterbenden zu bewachen.

Doch Christi Tod unterschied sich von jeder Kreuzigung, die sie bisher miterlebt hatten. Sie hatten gehört, wie er für seine Mörder betete. Sie sahen, auf welcher edlen Weise er sein Leiden trug. Sie hörten seinen an den Vater gerichteten Schrei. Sie erlebten drei volle Stunden übernatürlicher Finsternis. Und als dieser Finsternis genau im Augenblick des Todes Christi ein Erdbeben folgte, konnten die Soldaten nicht mehr über die Tatsache hinwegsehen, dass Christus wirklich der Sohn Gottes war.

Markus verweist darauf, dass in der Art des Aufschreis Jesu etwas verborgen war, was der Hauptmann nur dem Übernatürlichen zuordnen konnte. Vielleicht war es die große Lautstärke seines Schreis, die man von einem derart Geschwächten nie erwartet hätte. Markus schreibt: »Als aber der Hauptmann, der ihm gegenüber dabeistand, sah, dass er also schrie und verschied, sprach er: ›Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!‹« (Markus 15,39; Unrevidierte Elberfelder).

Matthäus deutet darauf hin, dass es auch das Erdbeben als genau zur Zeit des letzten Aufschreis Jesu stattfindendes Ereignis war, das den Hauptmann und seine Soldaten schließlich von der Gottessohnschaft Jesu überzeugte: »Als ... (sie) das Erdbeben sahen und das, was geschah, fürchteten sie sich sehr« (Matthäus 27,54).

Beachten wir, dass Matthäus erkennen lässt, dass alle Soldaten dieselbe Reaktion zeigten. Als das Erdbeben stattfand, »fürchteten sie sich sehr«. Hier wird eine griechische Wortverbindung gebraucht, die von äußerst großer Angst zeugt. Sie entspricht genau demjenigen Ausdruck, den Matthäus benutzte, um die Reaktion der



drei Jünger auf dem Berg der Verklärung zu beschreiben, als Christi Herrlichkeit geoffenbart wurde (17,6). Eine derartige Furcht konnte man jeweils bei den Menschen feststellen, die plötzlich die Wahrheit hinsichtlich der Identität Jesu erkannten (vgl. Markus 4,41; 5,33).

Als die um das Kreuz gescharten Soldaten Jesu Ausruf hörten, ihn sterben sahen und dann plötzlich spürten, wie die Erde bebte, wurde ihnen allen schlagartig und unmissverständlich klar, dass sie den Sohn Gottes gekreuzigt hatten. Sie waren in Schrecken versetzt worden. Es war nicht nur das Erdbeben, vor dem sie Angst hatten. Vielmehr erfüllte sie große Angst, weil sie plötzlich erkannten, dass Jesus unschuldig war. Und er war *nicht nur* unschuldig, sondern wurde auch exakt seinem Anspruch gerecht. Sie hatten den Sohn Gottes getötet. Der Hauptmann dachte an die Anklage des Hohen Rats (»Er [hat] sich selbst zu Gottes Sohn gemacht«; Johannes 19,7). Nachdem er Jesu Leidensweg von Anfang bis Ende aus der Nähe mitverfolgt hatte, fällte er nun in dieser Angelegenheit sein eigenes Urteil: »Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn!«

Diese Worte waren offenbar ein Ausdruck wahren Glaubens. Bei Lukas heißt es: *Er »verherrlichte ... Gott und sagte: »Wirklich, dieser Mensch war gerecht!«* (Lukas 23,47; Hervorhebung durch den Autor). Somit waren der Hauptmann und die ihm unterstellten Soldaten offensichtlich die allerersten, die sich nach Christi Kreuzigung zu ihm bekehrten: Sie kamen in genau jenem Augenblick zum Glauben, als er den Geist übergab.

## **Das dramatische Geschehen geht zu Ende**

Johannes berichtet, dass die Ratsmitglieder im weiteren Verlauf des Tages die Leiber vom Kreuz abnehmen lassen wollten, damit sie nicht über Nacht dort blieben und den Sabbat entweiheten. »Die Juden nun baten den Pilatus, damit die Leiber nicht am Sabbat am Kreuz blieben, weil es Rüsttag war – denn der Tag jenes Sabbats war groß –, dass ihre Beine gebrochen und sie abgenommen werden möchten« (Johannes 19,31).

Der Sabbat war ein »hoher« Sabbat, weil es der Tag nach dem Passah war und der betreffende Ruhetag demzufolge zum Fest der ungesäuerten Brote gehörte. In der Tatsache, dass die Ratsmitglieder in heuchlerischer Absicht auf der Unantastbarkeit des hohen Sabbats bestanden, zeigt sich die ganze Ironie in Bezug darauf, wie sie mit dem Herrn des Sabbats selbst verfahren (vgl. Markus 2,28). Doch dies lässt erneut erkennen, wie es ihnen in allem nur um den äußeren Schein und nicht um das Eigentliche ging. Im alttestamentlichen Gesetz (5. Mose 21,23) fand sich die strikte Anweisung, dass der Leichnam des an einem Baum Gehängten entfernt und im Verborgenen bestattet werden musste, da er nicht über Nacht hängen bleiben durfte. Man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass die meisten römischen Kreuzigungsoffer dennoch tagelang an den Kreuzen hängen blieben. Da man aber gerade das Passah beging und dies ein besonders feierlicher Sabbat war, sollte nach dem Willen der Ratsmitglieder das jüdische Gesetz eingehalten werden. Deshalb baten sie Pilatus, dafür zu sorgen, dass die Leiber nicht über Nacht an den Kreuzen blieben. Sie wahrten ihre scheinheilig-fromme Fassade, verfolgten jedoch auch hiermit ihre Absicht, Jesus zu töten – und zwar schnell.

Wie wir in Kapitel 10 bemerkt haben, war das Brechen der Beine die Garantie dafür, dass der Tod meist unmittelbar danach eintrat: Konnte man sich nicht mehr mit den Beinen hochdrücken, um das Gewicht des Körpers zu halten, krampfte sich das Zwerchfell ernstlich zusammen, so dass der Betreffende die Luft nicht mehr ausatmen konnte. Das Opfer erstickte somit innerhalb von Minuten. Diese grausame Praxis sorgte auch dafür, dass der Betreffende so qualvoll wie möglich starb.

Von Pilatus geschickte Soldaten kamen daher an die Kreuzigungsstätte mit der ausdrücklichen Absicht, die Beine der Opfer zu brechen. Johannes schreibt:

Da kamen die Soldaten und brachen die Beine des ersten und des anderen, der mit ihm gekreuzigt war. Als sie aber zu Jesus

kamen und sahen, dass er schon gestorben war, brachen sie ihm die Beine nicht, sondern einer der Soldaten durchbohrte mit einem Speer seine Seite, und sogleich kam Blut und Wasser heraus. Und der es gesehen hat, hat es bezeugt, und sein Zeugnis ist wahr; und er weiß, dass er sagt, was wahr ist, damit auch *ihr* glaubt. Denn dies geschah, damit die Schrift erfüllt würde: »Kein Bein von ihm wird zerbrochen werden« (Joh 19,32-36).

Die Beine der beiden Verbrecher wurden gebrochen. Innerhalb von Minuten war der gerettete Verbrecher mit dem Herrn, der ihm in die Herrlichkeit vorangegangen war, im Paradies.

Die Soldaten stellten jedoch fest, dass Jesus bereits tot war. Daher beschlossen sie, seine Beine nicht zu brechen. Stattdessen durchbohrten sie seine Seite mit einem Speer, um sich zu vergewissern, dass er tot war. Das herausfließende Blut und Wasser lieferten den entsprechenden Beweis dafür. Die wässrige Flüssigkeit war vermutlich überschüssiges Serum, das sich im Perikardium (derjenigen Membran, die das Herz verschließt) gesammelt hatte. Anhand der Tatsache, dass Blut herauskam, konnte man erkennen, dass der Speer das Herz bzw. die Aorta sowie das Perikardium durchbohrt hatte. Die Tatsache, dass Blut und Wasser als gesonderte Bestandteile aus derselben Wunde austraten, scheint darauf hinzudeuten, dass der Tod schon einige Zeit vor dem Einstich eingetreten war. Das Blut Christi befand sich daher – selbst im Bereich des Herzens – bereits im Prozess der Gerinnung.

In Markus 15,43-44 heißt es, dass Joseph von Arimathia nach Jesu Tod kam und Pilatus um den Leib Jesu bat. »Pilatus ... wunderte sich, dass er schon gestorben sein sollte; und er rief den Hauptmann herbei und fragte ihn, ob er schon lange gestorben sei.« Dass Christus relativ früh gestorben war, überraschte all jene, die bereits viele Hinrichtungen durch Kreuzigung miterlebt hatten. Christus starb mehrere Stunden vor jenem Zeitpunkt, zu dem man normalerweise mit dem Tod von Kreuzigungsoffern rechnete. (Erinnern wir

uns daran, dass die Kreuzigung die Qual des Opfers aufs Äußerste steigern sollte, indem sie den Sterbevorgang verlängerte.)

Doch Christus starb aus einem bestimmten Grund so früh: Er stellte unter Beweis, was er einst den jüdischen Führern gesagt hatte: »Darum liebt mich der Vater, weil ich mein Leben lasse, um es wiederzunehmen. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selbst. Ich habe Vollmacht, es zu lassen, und habe Vollmacht, es wiederzunehmen. Dieses Gebot habe ich von meinem Vater empfangen« (Johannes 10,17-18). Er war souverän – selbst als es darum ging, den Zeitpunkt seines eigenen Todes zu bestimmen.

Sogar die Tatsache, dass die Soldaten seine Beine nicht brachen, stellte eine weitere Erfüllung alttestamentlicher Prophetie dar: »Er bewahrt alle seine Gebeine, nicht eines von ihnen wird zerbrochen« (Psalm 34,21). Und somit war Christus während der Kreuzigung von Anfang bis Ende der souverän Handelnde geblieben. Der Wille des Vaters war genau ausgeführt worden, wobei Dutzende von alttestamentlichen Prophetien ihre spezielle Erfüllung gefunden hatten.

Obwohl Christus gestorben war, hatte der Tod ihn nicht bezwungen. Am ersten Tag der Woche würde er siegreich aus dem Grab hervorbrechen und sich Hunderten von Augenzeugen als der Lebendige zeigen (1. Korinther 15,5-8). Er hatte nicht nur Sühnung für die Sünde erwirkt, sondern dabei auch unter Beweis gestellt, dass er der Herr über den Tod ist.

Die Auferstehung Christi war das Siegel göttlicher Anerkennung der Sühnung, die er durch sein Sterben erworben hatte. Paulus schrieb, dass Jesus »als Sohn Gottes in Kraft erwiesen (wurde) dem Geiste der Heiligkeit nach aufgrund der Toten-Auferstehung« (Römer 1,4). Die Auferstehung lieferte daher den unmittelbaren, aufsehenerregenden und handfesten Beweis für die Wirksamkeit des Sühnetodes Christi. Dabei gilt auch der umgekehrte Aspekt. Es ist das Kreuz und das dort vollbrachte Werk, das der Auferstehung ihre Bedeutung verleiht.

Wollte man umfassend über all die Ereignisse und Augenzeugen im Umfeld der Auferstehung Christi berichten, würde dies ein

ganzes weiteres Buch füllen. Daher ist es hier nicht möglich, die biblischen Auferstehungsberichte zu untersuchen. (Vielleicht habe ich eines Tages, wenn der Herr es erlaubt, die Gelegenheit, ein solches Buch zu verfassen.) Es ist jedoch beachtenswert, dass die Auferstehung eine der am sorgfältigsten untersuchten und bestbezeugten Tatsachen der Geschichte ist. Die Feinde des Evangeliums haben seit der apostolischen Zeit bis heute verzweifelt versucht, die Augenzeugenberichte über Jesu Auferstehung in Frage zu stellen. All ihre diesbezüglichen Bemühungen sind fehlgeschlagen und werden auch weiterhin scheitern.

Dennoch ist die Erkenntnis, dass sich die Verkündigung der ersten Christen auf den *Tod Christi* ebenso sehr konzentrierte wie auf seine *Auferstehung*, von entscheidender Bedeutung. Paulus schrieb: »Wir (predigen) Christus als gekreuzigt« (1. Korinther 1,23). »Ich nahm mir vor, nichts anderes unter euch zu wissen, als nur Jesus Christus, und *ihn* als gekreuzigt« (2,2). »Mir aber sei es fern, mich zu rühmen, als nur des Kreuzes unseres Herrn Jesus Christus« (Galater 6,14).

Warum hob Paulus so sehr den Tod Christi hervor, statt stets den Auferstehungssieg zu betonen, der den Triumph seines Todes sogar noch überragt? Weil – um es nochmals zu sagen – Christi Auferstehung ohne das von ihm am Kreuz vollbrachte Sühnungswerk nur ein Wunder wäre, vor dem man zurückweichen und das man bewundern würde. Es würde jedoch keine persönlichen Auswirkungen für uns haben. Wenn wir jedoch »mit Christus gestorben sind« – das heißt, wenn er an unserer statt und unserer Stelle starb –, dann »glauben wir, dass wir auch mit ihm leben werden« (Römer 6,8). Weil er den Tod erlitt und die Sündenstrafe für uns auf sich nahm, haben wir auch Anteil an seiner Auferstehung. Das ist im Grunde die Aussage von Römer 6.

Daher sollten Sie die Bedeutung des Todes Christi nicht außer Acht lassen, wenn Sie sich darauf vorbereiten, die Auferstehung zu feiern. Es ist das Kreuz, das dem Auferstehungsleben seine Bedeutung verleiht. Nur dann, wenn wir mit ihm verbunden und ihm in

seinem Tod gleich geworden sind, können wir sicher sein, dass wir auch in der Gleichheit seiner Auferstehung mit ihm auferweckt werden (vgl. Römer 6,5).

Deshalb bleibt »Jesus Christus, und *ihn* als gekreuzigt« das Herz- und Kernstück der Evangeliumsbotschaft. Und das tiefste Sehnen jedes Gläubigen sollte – um mit dem Apostel Paulus zu sprechen – in folgendem Verlangen bestehen: »... ihn und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden zu erkennen, indem ich seinem Tod gleichgestaltet werde, ob ich irgendwie hingelangen möge zur Auferstehung aus den Toten« (Philipper 3,10-11).



John Piper  
**Die Passion Jesu Christi**

---

# Taschenbuch

128 Seiten  
ISBN 3-89397-534-9

Die wichtigsten Fragen, die sich jeder Mensch stellen kann, sind: Warum wurde Jesus Christus gekreuzigt? Warum musste er so viel leiden? Was hat das mit mir zu tun? Und wer schickte ihn letztendlich in den Tod? Die Antwort auf die letzte Frage ist, dass es Gott war. Jesus war Gottes Sohn. Sein Leiden war ohnegleichen, aber die ganze Botschaft der Bibel führt zu dieser Antwort.

Warum musste Christus leiden und sterben? Bei Jesu Tod geht es nicht um die Frage nach der Ursache, sondern um den Sinn – Gottes Sinn. Darum geht es in diesem Buch. John Piper hat aus dem Neuen Testament fünfzig Gründe gesammelt. Nicht fünfzig Ursachen, sondern fünfzig Ziele Gottes – als Antwort auf die wichtigste Frage, mit der wir alle konfrontiert werden: Was hat Gott für uns Sünder erreicht, als er seinen Sohn sandte, der für uns starb?



Josh McDowell  
**Wer ist dieser Mensch?**

---

# Taschenbuch

96 Seiten  
ISBN 3-89397-491-1

Wer war dieser Jesus wirklich? Daten, Fakten, Hintergründe. Selten gab es dazu eine so konzentrierte zusammengefasste Informationsquelle.

Was ist an Jesus so anders?

Was sagt die Wissenschaft?

Sind die biblischen Berichte zuverlässig?

Wem nützt ein toter Messias?

Er hat mein Leben verändert.





Josh McDowell  
**Die Bibel im Test**

---

# Taschenbuch

493 Seiten  
ISBN 3-89397-490-3

Der Klassiker, wenn es um die Glaubwürdigkeit der Bibel geht!

Dieses Buch sollte jeder haben, der sich immer mal wieder mit der Bibel auseinandersetzt. Der Aufbau ähnelt einer wissenschaftlichen Arbeit, der Inhalt besteht aus wissenschaftlich-kritischen Abhandlungen über die Verlässlichkeit der Bibel.

Eine Fundgrube an Ermutigungen und Denkanstößen. – Besonders reizvoll ist natürlich die Tatsache, dass es von einem Menschen geschrieben wurde, der auf wissenschaftlichem Weg beweisen wollte, dass man dem Inhalt der Bibel nicht trauen kann ... und im Zuge seiner Arbeit vom Gegenteil überzeugt wurde.



John F. MacArthur  
**Zwölf ganz normale Menschen**

---

Paperback

224 Seiten  
ISBN 3-89397-959-X

Sie waren keine Heiligen. – Sie waren keine Gelehrten. – Sie waren nicht einmal Experten in Sachen Religion.

Das Erstaunlichste an den Jüngern ist, dass Jesus sie überhaupt ausgewählt hat: Eine Hand voll ganz gewöhnlicher Fischer, ein verhasster Zöllner und ein impulsiver politischer Eiferer ...

Wenn man einen Blick auf die Jünger wirft, wird man mit einer verblüffenden Tatsache konfrontiert: Die Männer, welche Jesus auswählte, waren ganz normale Männer. Hoffnungslos menschlich. Außergewöhnlich gewöhnlich. Aber eines zeichnete sie aus: Sie standen dem Ruf ihres Meisters zur Verfügung und waren diesem Ruf gehorsam.

Und durch den Kontakt mit ihrem Meister wurden sie zu einer Truppe, welche die Welt für immer veränderte.

In diesem Buch werden Sie die Zwölf auf eine Art und Weise kennen lernen, wie Sie sie bisher noch nie gekannt haben! Sie werden »in ihren Schuhen gehen«! Sie werden ihre Zweifel und Hoffnungen verstehen! Und Sie werden die Macht der Worte Jesu auf eine völlig neue Art hören!

Die Botschaft des Buches »Zwölf ganz normale Menschen« ist deutlich. Wenn Christus seine Ziele durch das Leben von solch gewöhnlichen Männern wie seine Jünger erreichen kann, dann gibt es Hoffnung für einen jeden von uns!